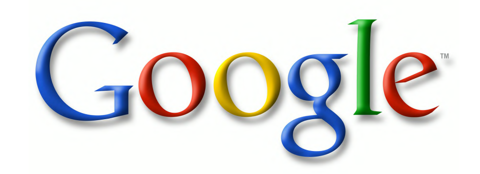
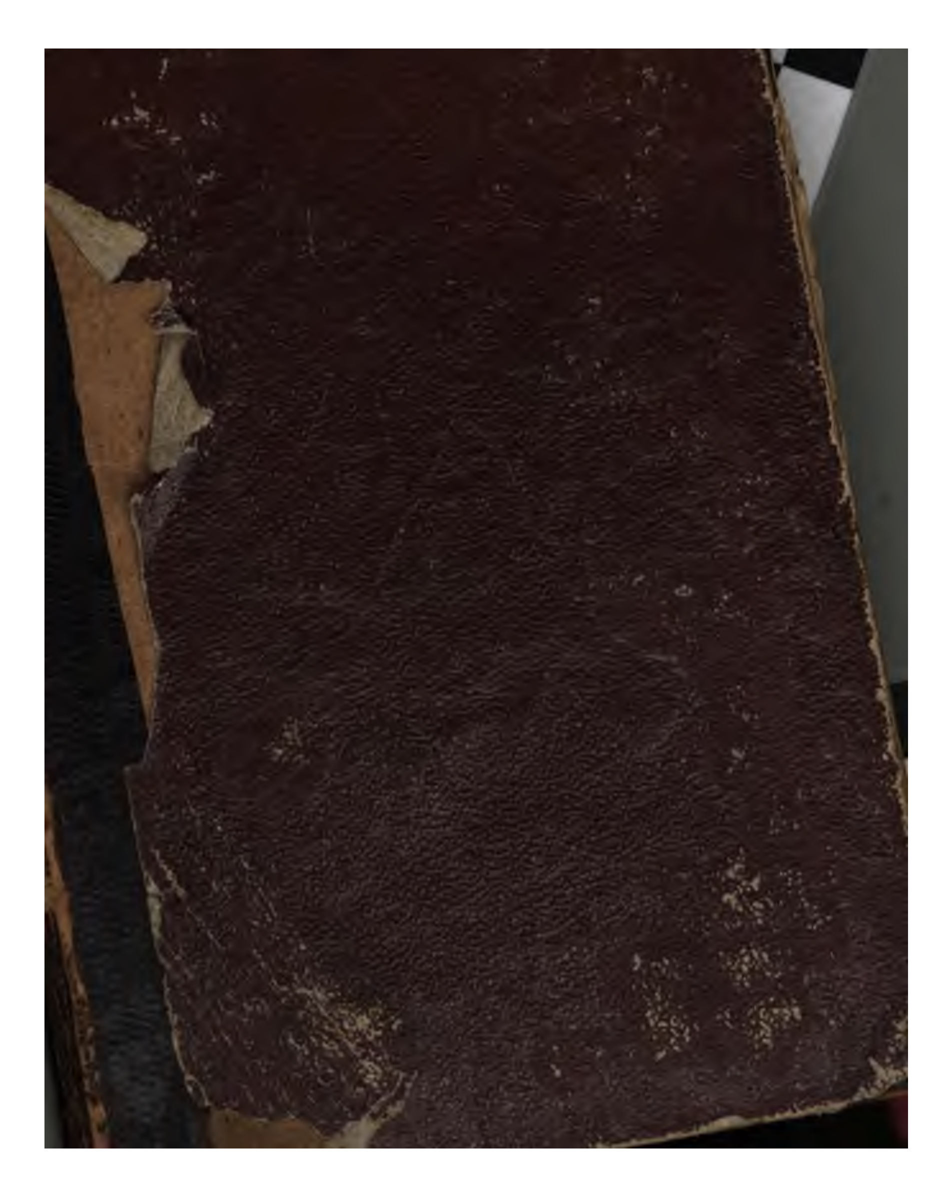


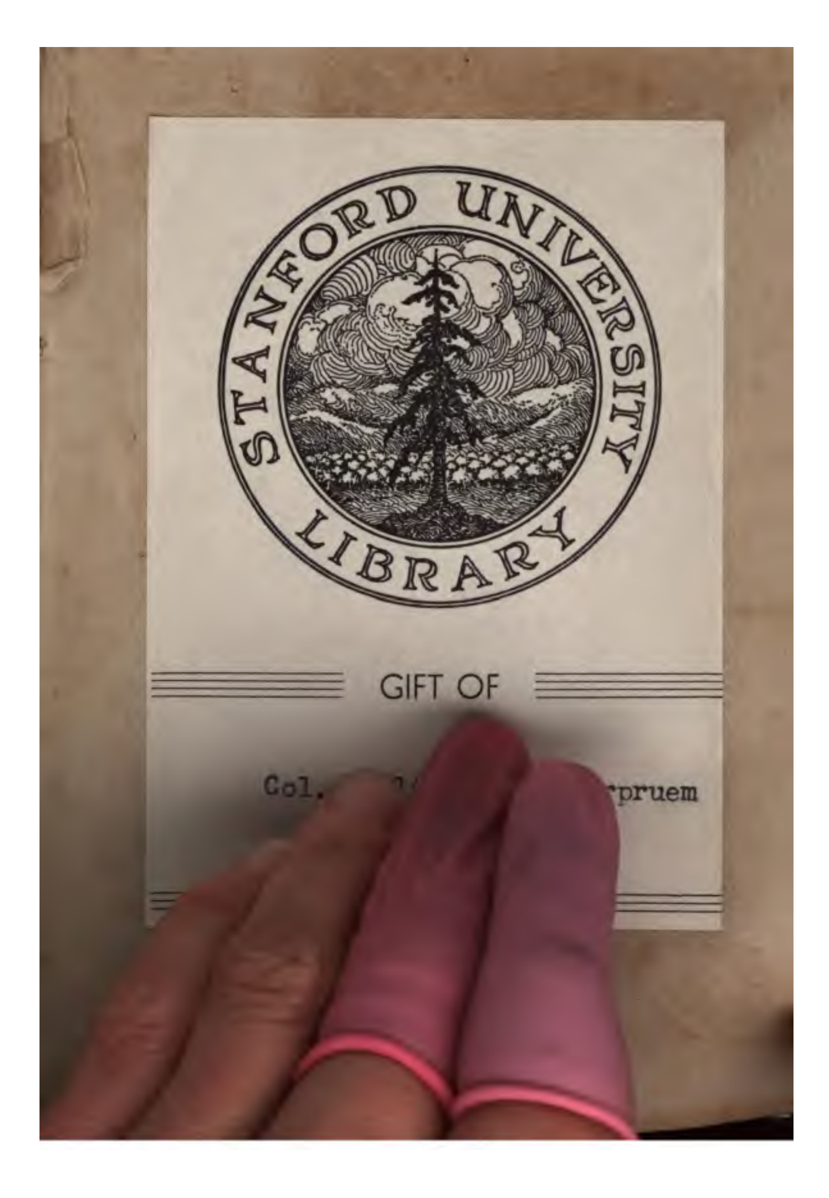


1 Sam'

Wilh. Niedergesäß 1852

Dietrichsstraße 207.

L. 2.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARY
GIFT OF
Col.
rpruem







CARL VON ROTTECK.





CARL VON ROTTECK.

Allgemeine Weltgeschicht

für alle Stände,

von den

frühesten Zeiten bis zum Jahr 1840,

mit

Zugrundelegung seines größeren Werkes

bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. Karl v. Rotteck,
Hofrath und Professor in Freiburg.

Sechste Original-Auflage.

Fünf Bände.

Mit dem Portrait K. v. Rotteck's in Stahlstich.

Erster Band.



Stuttgart:
Druck und Verlag von Scheible, Rieger & Sattler.
1846.

Verbreitung zu geben, und die Anschaffung den minder bemittelten Klassen zu erleichtern, auch um das Buch zur Grundlage von Lehrvorträgen — etwa in Mittelschulen — geeigneter zu machen, davon ein Auszug bearbeitet werde, welcher, unter Beseitigung der gelehrten Ausführung und minder wichtigen Details, doch alles Wesentliche enthalte, und somit dem auf dem voranstehenden Titel ausgesprochenen Zwecke genügen möge.

So rühmlicher und ein zeitgemäßes Interesse verfolgender Aufforderung zu gehorchen, schien mir Pflicht, und ich that es zugleich mit Freude. Ohne Anspruch auf streng gelehrtes Verdienst, so wie auch bei dem größeren Werke geschah, doch nunmehr in belohnender Zuversicht — wie damals in ermunternder Hoffnung — denjenigen Freunden der Geschichte, welche dieselbe wohl als Hauptgrundlage allgemeiner menschlicher und bürgerlicher Bildung lieben, doch nicht als eigentliches Berufsfach treiben, also keineswegs den historischen Meistern und Schriftstellern, wohl aber den gebildeten Lesern aller Klassen überhaupt, eine nicht unwillkommene Gabe dargebracht zu haben, übergebe ich den in oben bemerktem Sinne gearbeiteten Auszug dem mir dergestalt vorschwebenden edlen Leserkreis.

An die Beurtheiler dieser wie der früheren Arbeit darf ich wohl mit Billigkeit zweierlei Forderungen stellen. Einmal, daß sie meinen, aus meiner wiederholten Erklärung, wie aus dem Inhalt des Buches selbst hervorgehenden, Zweck zuvörderst würdigen, und dann, wenn sie denselben im Allgemeinen als gut und zeitgemäß anerkennen, daß sie ihr Urtheil nur darüber aussprechen, ob

Vorrede
zur ersten Auflage.

Die so überaus wohlwollende, durch die Forderung von bereits sieben Auflagen kund gewordene, Aufnahme, welche mein größeres Geschichtwerk „Allgemeine Geschichte vom Anfang der historischen Kenntniß bis auf unsere Zeiten, für denkende Geschichtfreunde" gefunden, hat mir den erfreuenden Beweis gegeben, daß — so mangelhaft in vielerlei Beziehung das Buch auch sei — gleichwohl sein allgemeiner Plan und Ton, daß seine vorherrschende politische Richtung und der bei der Auswahl, wie bei der Beurtheilung der Begebenheiten genommene Standpunkt zeitgemäß, d. h. der Geistesrichtung und den vorwaltenden Ideen und Interessen unserer Zeit entsprechend, gewesen. Es hat geneigte Leser in den verschiedensten Klassen gefunden und mir, als überreichen Lohn, die Freundschaft vieler Edlen erworben. Mehre derselben, und außer ihnen viele Unbekannte, haben mir nun den Wunsch geäußert, daß, um den in dem Werke aufgestellten, von ihnen gebilligten, Hauptansichten des Weltlaufs eine noch größere

Vorrede
zur fünften Auflage.

Wenn mich die fortdauernde — mein kühnstes Hoffen übersteigende — Nachfrage nach dieser kleineren Weltgeschichte sowohl, als nach dem ihr zu Grunde gelegten größern Werke (in deren Folge von dem leztgenannten bereits die 14te Auflage und von dem gegenwärtigen nach vier sehr starken Auflagen noch eine fünfte nöthig geworden) einerseits mit Freude erfüllt über die so ausnehmend wohlwollende Aufnahme, welche das Buch bisher gefunden, und über den darin liegenden Beweis der großen Anzahl mit mir gleichgesinnter Beschauer des Weltlaufs — mithin auch Beurtheiler der Gegenwart —: so kann ich anderseits — bei Betrachtung der vielen, mir nur allzuklar vor Augen liegenden, Mängel des Werks — nur mit Bestürzung an die mit eben jener Gunst natürlich sich erhöhenden Anforderungen an den Verfasser denken, und nur mit Betrübniß an mein Unvermögen, denselben so wie ich es wünschte zu entsprechen. Zu einer durchgreifenden Verbesserung, mithin fast gänzlichen Umarbeitung,

so wie sie in meinem Sinne läge, gebricht es mir nämlich — zumal da seit längerer Zeit meine Studien und Arbeiten fast ausschließend auf Vernunftrecht und Politik gerichtet sind — an Kraft wie an Zeit; und eine nur oberflächliche Revision würde bloß den freundlichen Abnehmern der früheren Auflagen die alten Exemplare werthlos machen, ohne ihnen dafür in der neuen Auflage einen entsprechenden Ersaz zu bieten. Ich habe mich daher in dieser gegenwärtigen darauf beschränkt, die in einige der früheren eingeschlichenen Druckfehler durch eine sorgfältige (besonders auch auf die Jahrszahlen gerichtete) Correktur zu beseitigen und dann in der Geschichte vor Christus — einem mir vielfach geäußerten Wunsche gemäß — den nach der Petav'schen Zeitrechnung angegebenen Jahren von Erschaffung der Welt die von Christus Geburt rückwärts laufenden beizufügen.

Noch muß ich in Bezug auf die, in der vierten Auflage von dem Verleger vorgenommene Abtheilung des Werks in sechs Bände (anstatt der ursprünglichen in nur vier) bemerken, daß dieselbe eine bloß äußerliche, auf den einer Taschen-Ausgabe angemessenen Umfang eines Bandes berechnete und also durchaus in keinem Zusammenhang mit der innern Eintheilung des Werkes stehende ist. Die ursprüngliche Abtheilung in vier Bände entsprach der innern und natürlichen Abtheilung des Werkes in die alte, mittlere, neue und neueste Geschichte, und diese innere, d. h. auf den Inhalt sich beziehende, Abtheilung läuft also, weil unabhängig von der äußern, unverändert auch durch die dort vermehrte Bändezahl, fort.

Einen Wunsch noch trage ich bezüglich auf dieses Werk im Herzen, den nämlich, daß mir vom Himmel vergönnt sein möge, dasselbe noch fortführen zu können bis auf die allerneueste Zeit, d. h. daß noch bei meinem Leben der Tag anbrechen möge, an welchem es möglich sein wird, die Geschichten der jüngst verflossenen Jahre mit Wahrheit und Freimuth nicht nur zu schreiben, sondern auch, dergestalt verfaßt, zu veröffentlichen.

Geschrieben im Oktober 1839.

Einleitung.

I.

Von der Geschichte überhaupt.

Begriff und Eintheilung.

Im weitesten Sinne kann die Geschichte genommen werden für die Kenntniß oder Darstellung oder Summe alles Dessen, was in der Natur wie unter den Menschen, überhaupt im gesammten Reiche der Erfahrung, und also nur durch sie oder durch Unterricht erkennbar ist oder geschieht, war oder geschah, demnach für den Gegensatz der Philosophie, als welche nämlich die Kenntniß aller nothwendigen und allgemeinen, daher durch die blose Vernunft erkennbaren Wahrheiten ist. Aber die engere und eigentlichere Bedeutung nimmt für die Geschichte blos die nach Zeit, Ort und Umständen bestimmten, also nur ein für allemal vorkommenden oder vorgekommenen Begebenheiten in Anspruch, und im engsten und eigentlichsten nur solche bestimmte Begebenheiten, zu welchen menschliches Thun oder Leiden den Stoff hergibt, oder welche, wenn auch in Naturereignissen bestehend, doch nur in Beziehung auf jenes menschliche Thun und Leiden betrachtet werden.

Das Gebiet der Geschichte, auch nur in der engsten Bedeutung genommen, ist nach Umfang und Inhalt unermeßlich. Ein grenzenloses Meer von Ereignissen liegt hinter uns, und es schwillt der Strom der Zeiten noch täglich und stündlich von immer neu hinzukommenden Fluten der Thatsachen, Erscheinungen und Re



CARL VON ROTTECK.

Allgemeine Weltgeschichte

für alle Stände,

von den

frühesten Zeiten bis zum Jahr 1840,

mit

Zugrundelegung seines größeren Werkes

bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. Karl v. Rotteck,
Hofrath und Professor in Freiburg.

Sechste Original-Auflage.

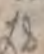
Fünf Bände.

Mit dem Portrait K. v. Rotteck's in Stahlstich.

Erster Band.



Stuttgart:
Druck und Verlag von Scheible, Rieger & Sattler.
1846.



Vorrede

zur ersten Auflage.

Die so überaus wohlwollende, durch die Forderung von bereits sieben Auflagen kund gewordene, Aufnahme, welche mein größeres Geschichtwerk „Allgemeine Geschichte vom Anfang der historischen Kenntniß bis auf unsere Zeiten, für denkende Geschichtfreunde" gefunden, hat mir den erfreuenden Beweis gegeben, daß — so mangelhaft in vielerlei Beziehung das Buch auch sei — gleichwohl sein allgemeiner Plan und Ton, daß seine vorherrschende politische Richtung und der bei der Auswahl, wie bei der Beurtheilung der Begebenheiten genommene Standpunkt zeitgemäß, d. h. der Geistesrichtung und den vorwaltenden Ideen und Interessen unserer Zeit entsprechend, gewesen. Es hat geneigte Leser in den verschiedensten Klassen gefunden und mir, als überreichen Lohn, die Freundschaft vieler Edlen erworben. Mehre derselben, und außer ihnen viele Unbekannte, haben mir nun den Wunsch geäußert, daß, um den in dem Werke aufgestellten, von ihnen gebilligten, Hauptansichten des Weltlaufs eine noch größere

Vorrede
zur fünften Auflage.

Wenn mich die fortdauernde — mein kühnstes Hoffen übersteigende — Nachfrage nach dieser kleineren Weltgeschichte sowohl, als nach dem ihr zu Grunde gelegten größern Werke (in deren Folge von dem leztgenannten bereits die 14te Auflage und von dem gegenwärtigen nach vier sehr starken Auflagen noch eine fünfte nöthig geworden) einerseits mit Freude erfüllt über die so ausnehmend wohlwollende Aufnahme, welche das Buch bisher gefunden, und über den darin liegenden Beweis der großen Anzahl mit mir gleichgesinnter Beschauer des Weltlaufs — mithin auch Beurtheiler der Gegenwart —: so kann ich anderseits — bei Betrachtung der vielen, mir nur allzuklar vor Augen liegenden, Mängel des Werks — nur mit Bestürzung an die mit eben jener Gunst natürlich sich erhöhenden Anforderungen an den Verfasser denken, und nur mit Betrübniß an mein Unvermögen, denselben so wie ich es wünschte zu entsprechen. Zu einer durchgreifenden Verbesserung, mithin fast gänzlichen Umarbeitung,

so wie sie in meinem Sinne läge, gebricht es mir nämlich — zumal da seit längerer Zeit meine Studien und Arbeiten fast ausschließend auf Vernunftrecht und Politik gerichtet sind — an Kraft wie an Zeit; und eine nur oberflächliche Revision würde bloß den freundlichen Abnehmern der früheren Auflagen die alten Exemplare werthlos machen, ohne ihnen dafür in der neuen Auflage einen entsprechenden Ersaz zu bieten. Ich habe mich daher in dieser gegenwärtigen darauf beschränkt, die in einige der früheren eingeschlichenen Druckfehler durch eine sorgfältige (besonders auch auf die Jahrszahlen gerichtete) Correktur zu beseitigen und dann in der Geschichte vor Christus — einem mir vielfach geäußerten Wunsche gemäß — den nach der Petav'schen Zeitrechnung angegebenen Jahren von Erschaffung der Welt die von Christus Geburt rückwärts laufenden beizufügen.

Noch muß ich in Bezug auf die, in der vierten Auflage von dem Verleger vorgenommene Abtheilung des Werks in sechs Bände (anstatt der ursprünglichen in nur vier) bemerken, daß dieselbe eine bloß äußerliche, auf den einer Taschen-Ausgabe angemessenen Umfang eines Bandes berechnete und also durchaus in keinem Zusammenhang mit der innern Eintheilung des Werkes stehende ist. Die ursprüngliche Abtheilung in vier Bände entsprach der innern und natürlichen Abtheilung des Werkes in die alte, mittlere, neue und neueste Geschichte, und diese innere, d. h. auf den Inhalt sich beziehende, Abtheilung läuft also, weil unabhängig von der äußern, unverändert auch durch die dort vermehrte Bändezahl, fort.

Einen Wunsch noch trage ich bezüglich auf dieses Werk im Herzen, den nämlich, daß mir vom Himmel vergönnt sein möge, dasselbe noch fortführen zu können bis auf die allerneueste Zeit, d. h. daß noch bei meinem Leben der Tag anbrechen möge, an welchem es möglich sein wird, die Geschichten der jüngst verflossenen Jahre mit Wahrheit und Freimuth nicht nur zu schreiben, sondern auch, dergestalt verfaßt, zu veröffentlichen.

Geschrieben im Oktober 1839.

Einleitung.

I.

Von der Geschichte überhaupt.

Begriff und Eintheilung.

Im weitesten Sinne kann die Geschichte genommen werden für die Kenntniß oder Darstellung oder Summe alles Dessen, was in der Natur wie unter den Menschen, überhaupt im gesammten Reiche der Erfahrung, und also nur durch sie oder durch Unterricht erkennbar ist oder geschieht, war oder geschah, demnach für den Gegensatz der Philosophie, als welche nämlich die Kenntniß aller nothwendigen und allgemeinen, daher durch die blose Vernunft erkennbaren Wahrheiten ist. Aber die engere und eigentlichere Bedeutung nimmt für die Geschichte blos die nach Zeit, Ort und Umständen bestimmten, also nur ein für allemal vorkommenden oder vorgekommenen Begebenheiten in Anspruch, und im engsten und eigentlichsten nur solche bestimmte Begebenheiten, zu welchen menschliches Thun oder Leiden den Stoff hergibt, oder welche, wenn auch in Naturereignissen bestehend, doch nur in Beziehung auf jenes menschliche Thun und Leiden betrachtet werden.

Das Gebiet der Geschichte, auch nur in der engsten Bedeutung genommen, ist nach Umfang und Inhalt unermeßlich. Ein grenzenloses Meer von Ereignissen liegt hinter uns, und es schwillt der Strom der Zeiten noch täglich und stündlich von immer neu hinzukommenden Fluten der Thatsachen, Erscheinungen und Na-

men. Der menschliche Geist, überwältigt von der ungeheueren Masse solcher Thatsachen, verzichtet auf deren auch nur annähernd vollständiges Erfassen, und Vergessenheit ist das Loos, ja das unbetrauerte Loos von weitaus dem größten Theil des Geschehenden. Auch strebt die Wissenschaft, deren Aufgabe nämlich nicht das Unmögliche und überhaupt nur die Sammlung belehrender Kenntnisse ist, blos nach Erhaltung, Wiederauffindung und Festhaltung von merkwürdigen Thatsachen, wiewohl sie freilich nach den tausendfach verschiedenen Zwecken und Interessen ihrer Freunde anerkennt, daß das Merkwürdige ein höchst relativer Begriff ist, und daß gar Manches, was im Allgemeinen als unbedeutend erscheint, dennoch aus besonderen Gründen für Viele oder Einige von Werth seyn kann.

Die Geschichte läßt sich, und es mag Dieß zu einiger Uebersicht ihres unerschöpflichen Inhaltes dienen, auf mancherlei Weise eintheilen, sowohl nach ihrem Gegenstande, als nach ihrer Form.

A. In Ansehung der Gegenstände der Erzählung unterscheidet man die politische, Literatur-, Religions- und Kirchen-, Kultur-, Handels-, Kriegs- ꝛc. Geschichte; Länder- und Völker-Geschichten, Weltgeschichte und Geschichte der Menschheit.

Die meisten von diesen Fächern können noch weiter unterabgetheilt werden, und zwar: a) in Rücksicht der Zeit, die man gewöhnlich in die alte, mittlere und neue, oder auch in einzelne Jahrhunderte, oder andere willkürlich bestimmte Perioden theilt. b) In Rücksicht des Umfangs. Da gibt es allgemeine und besondere Geschichten, in mehrfacher Unterordnung und Bedeutung. Allgemein ist diejenige, welche mehrere andere oder eine ganze Klasse von Geschichten in sich enthält. Die in ihr enthalten sind, heißen partikulär. Aber beides sind relative Begriffe, und in der langen Stufenfolge von der ganz besondern oder einzelnen bis zur allgemeinsten oder Universalgeschichte ist mit Ausnahme der beiden äußersten Glieder eine jede Geschichte zugleich allgemein und partikulär. Beide Begriffe sind übrigens sowohl auf den Umfang des historischen Objekts nach Raum und Zeit, als auch auf den Stoff der Geschichten, d. h. auf die Gattung der erzählten Begebenheiten, anwendbar.

B. In Beziehung auf die Form der Geschichte, d. h. auf Erzählungsart und Charakter, unterscheiden wir zumal Chroniken oder simple Verzeichnisse der Begebenheiten, nach der Folge der Jahre oder anderer Zeitabschnitte gerichtet, sodann historische Sammlungen von mancherlei Inhalt und verschiedener Anordnung — beide mehr nur Materialien darbietend — und endlich die eigentlich wissenschaftliche oder pragmatisch-philo-

sophische Geschichte. Diese lezte, deren Geist sich übrigens mit den meisten Formen verträgt, ist eine bewährte, nach den Regeln der echten historischen Kunst geschriebene, mit wahrem philosophischem Blick begabte Geschichte, die allenthalben nach Ursachen und Wirkungen, nach dem innern Zusammenhange der Thatsachen späht und solchen darstellt, daher auch allenthalben große und belehrende Ansichten gewährt, und statt eines unnüzen oder trockenen Magazins von Gedächtnißsäzen, für Kopf und Herz eine reiche und mannigfaltige Nahrung enthält.

Verhältniß zur Weltgeschichte. Philosophie der Geschichte.

Der individuelle Zweck, den sich Jeder beim Studium der Geschichte vorsezt, ob er nämlich dieselbe als Hauptfach oder nur als Hülfswissenschaft eines andern gewählten Faches, oder auch als einen zur allgemeinen wissenschaftlichen Bildung gehörigen Unterrichtszweig sich eigen machen wolle, muß freilich auf die Art und das Maß ihres Studiums bedeutend einfließen: immer wird aber die beste Grundlage desselben eine summarische, allgemeine oder Weltgeschichte seyn. Eine solche macht den Leser mit dem Umfang und der allgemeinsten Gestalt des historischen Gebietes, mit dem Zusammenhang seiner Haupttheile und mit ihren gegenseitigen Verhältnissen bekannt; sie hebt ihn auf jenen erhöhten Standpunkt, von welchem herab die Ueberschauung und Beurtheilung der unzähligen Thatsachen möglich wird; sie bildet, da sie nur das Größte darstellt, den historischen Geschmack, lehrt auf alle Folgen hin beim Studium der einzelnen Geschichten die Begebenheiten richtig auffassen, würdigen, ordnen, und gibt auch der Auswahl solcher besonderen Studien oder solcher zum besondern Anbau zu erlesenden Felder eine vernünftige Richtung.

Weltgeschichte ist nicht minder die unerläßliche Vorbereitung zur Philosophie der Geschichte, d. h. zur Bedingung alles Geistes und Lebens, aller Bedeutung und edlern Brauchbarkeit der Geschichte.

Philosophie der Geschichte ist nämlich das, was sie aus einem unfruchtbaren Gedächtnißschaz in Nahrung für Kopf und Herz verwandelt, oder das, was sie zur wahren Wissenschaft macht. Ohne philosophischen Blick ist weder fruchtbringende Forschung, noch Studium oder Beurtheilung der Geschichte gedenkbar. Gewöhnlich rechnet man insbesondere dahin: a) die Beurtheilung der Wichtigkeit und Glaubwürdigkeit der Fakten; b) die Bekanntschaft mit Ursachen und Folgen derselben; und endlich c) den vernünftigen und nützlichen Gebrauch dieser Kenntnisse

im Privat- und öffentlichen Leben. Es finden hier also Logik, Psychologie, Anthropologie und die meisten andern Zweige der gesammten spekulativen und praktischen Philosophie, vorzüglich die Rechts- und Staatslehre, eine mannigfaltige, ja unentbehrliche Anwendung, und heißen in eben dieser Anwendung und zugleich in der Benüzung der Geschichte zu ihrer eigenen Aufhellung und Bereicherung — Philosophie der Geschichte. Ueberhaupt ist die Geschichte der würdigste und unerschöpflichste Stoff des Philosophirens: doch hört er auf, es zu sein, sobald er nicht lauter ist. Es darf also die Geschichte in ihrer Forschung und Darstellung von keinem philosophischen Systeme abhängig seyn, oder Partei für irgend eines nehmen; ihr alleiniger Gegenstand ist: Darstellung des Geschehenen. Zu welchen Resultaten Dieses führen werde, ob zu Ansichten der fortschreitenden Veredlung oder Verschlimmerung unseres Geschlechtes, oder des Verharrens auf einem und demselben Punkte, ob zum Beweis der Naturnothwendigkeit, des Fatalismus oder der Freiheit in menschlichen Dingen und eines göttlichen Erziehungsplanes für unser Geschlecht — das weiß sie nicht; aber aus ihren Ueberlieferungen mag der Philosoph es herausfinden, und dann wäre dieses abermal Philosophie der Geschichte.

Die allgemeine oder Weltgeschichte allein soll der Inhalt dieses Buches sein. Die nähere Bestimmung ihres Begriffes liegt uns demnach allererst ob.

II.

Von der Weltgeschichte insbesondere.

Ihr Begriff.

Bei Aufstellung des Begriffes der Weltgeschichte gehen wir von nachstehenden Ansichten aus:

1) Ihr Gegenstand ist eine Einheit — kein Aggregat, und sie selber also ein Ganzes — keine blose Sammlung. Dieser ihr eine Gegenstand ist die Welt, das heißt, unsere Welt, unser Geschlecht nämlich und sein Wohnplaz, die Erde. Weltgeschichte ist hiernach Geschichte der Erde und Menschheit als eines verbundenen Ganzen.

2) Die Begebenheiten, welche die Weltgeschichte erzählt, sind die allermerkwürdigsten und allerwichtigsten, d. h. keine solche, die nur ein örtliches oder zeitliches, oder durch besondere

Zwecke bedingtes, sondern ein allgemeines und ewiges Interesse haben, wiewohl eben hierdurch oder nebenher auch manche untergeordnete Zwecke und Vortheile erreicht werden mögen.

3) Die Weltgeschichte ist das lezte und höchste Resultat der geordneten Zusammennehmung aller Specialgeschichten.

Diesen Charakteren möchte wohl folgende Erklärung entsprechen:

„Weltgeschichte ist eine zusammenhängende Darstellung aller Hauptveränderungen (Revolutionen) der Erde und des Menschengeschlechts, woraus sich der jezige und jedesmalige Zustand beider mit seinen Gründen erkennen läßt."

Nach solcher Bestimmung und der ihr gemäßen Behandlung wird die Weltgeschichte das gehörige Mittel halten zwischen einer zu sehr idealischen oder auch raisonnirenden Darstellung und einer blosen trockenen Sammlung, zwei entgegengesezten Abwegen, welchen jedoch auch gute Schriftsteller sich oft mehr oder weniger nähern.

Die Ansichten, welche die Betrachtung der Menschengeschichte und des Weltlaufes im Großen darbietet, sind so erhebend für das Gemüth, daß durch sie gar leicht die Imagination, besonders in den empfänglichern Jugendjahren, fortgerissen wird, und man nur ungern mehr den ruhigern Forschungen des Verstandes, den besonnenen Erwägungen der Vernunft bei der Betrachtung und Darstellung der Begebenheiten folgen mag. Von stolzer, oftmals schwindelnder Höhe herab sieht man keine einzelnen Thatsachen mehr, sondern nur die allgemeinen Verhältnisse des Geschlechtes in großen, in einander schmelzenden Massen, die man wohl gar nach Träumen einer erwärmten Phantasie, oder nach beliebten Ideen a priori ordnet und verbindet. Dergleichen Darstellungen mögen anziehend, oft auch lehrreich sein, aber sie sind nicht gründliche Weltgeschichte.

Auf der andern Seite lassen sich Viele durch die Liebe zur Vollständigkeit verleiten, die größtmögliche Menge von Begebenheiten in ihre Weltgeschichte aufzunehmen, und sonach diese zugleich zum Auszug aus sämmtlichen Specialgeschichten zu machen. Auch solche Werke — wie denn mehrere ausgezeichnete Gelehrte deren geliefert haben — sind verdienstvoll und von ausgebreitetem Nutzen: ja sie erfüllten zwei Zwecke statt eines. Beide jedoch nur unvollkommen. Denn, mag man auch mit Remer die Erzählung wie immer zusammendrängen, mag man mit Beck das Allgemeinere in den Text und das Speciellere in die Noten werfen, immer wird das gehäufte Detail die fortwährende Aufmerksamkeit auf das Ganze verhindern, und die Betrachtung des Allgemeinen zu oft den Faden der einzelnen Ge-

schichten unterbrechen. Es wird solchen Werken immer an Einheit mangeln, und zwar an Einheit des Gegenstandes, des Zweckes und der Darstellung. Seien sie daher reiche Magazine von historischen Kenntnissen, — systematisch verbundene Weltgeschichte sind sie nicht.

Um unsern Begriff der Weltgeschichte noch deutlicher zu bestimmen und zu rechtfertigen, wollen wir die Unterschiede derselben von der Geschichte der Menschheit und von der Universalhistorie, als mit welchen Fächern sie am häufigsten verwechselt wird, etwas genauer beleuchten.

Wiewohl auch die Geschichte der Menschheit verschiedene Ansichten zuläßt, und dieselbe unter der Bearbeitung eines Hume, Iselin, Meiners, Herder u. s. w. jedesmal in verschiedener Gestalt erscheint, so mag dennoch von ihr überhaupt bemerkt werden, daß sie weniger Erzählung als die Weltgeschichte gebe, und in noch höherer Allgemeinheit als diese den Gang des Menschengeschlechtes als eines Ganzen betrachte, daß sie daher mehr Resultate oder allgemeine Betrachtungen als einzelne Thatsachen, die Weltgeschichte aber Thatsachen und Resultate darstelle. Weiter abstrahirt die Geschichte der Menschheit fast gänzlich vom Erdboden, dessen Revolutionen die Weltgeschichte sorgfältig erzählt. Dann läßt jene den vernünftigen Muthmaßungen, den Philosophemen, sogar den Flügen der Imagination einigen Raum; diese fordert eine strenge, kritische Darstellung. Endlich bindet sich die Geschichte der Menschheit nicht an die chronologische Ordnung, und bildet oft aus combinirten Wahrnehmungen weit getrennter Zeitalter ein Phänomen; da im Gegentheil die Weltgeschichte die Zeitrechnung zur beständigen Führerin hat.

Eben so wichtig sind die Unterschiede der allgemeinen oder Weltgeschichte von der Universalhistorie. Es ist diese ein allgemeines Magazin aller merkwürdigen Begebenheiten aller Zeiten, Orte und Arten; als ein solches zu dienen, ist auch ihr Zweck, den sie durch möglichste Vollständigkeit und Ordnung erreicht. Sie unterscheidet sich demnach von der Weltgeschichte, wie ein großes Magazin von Baumateralien sich vom Gebäude selbst unterscheidet. Alle Specialgeschichten sind in ihr enthalten; alle Zwecke derselben sind auch die ihrigen; aber den mannigfaltigen Stoff, der sich nicht systematisch zur Einheit verbinden läßt, vermag sie nur äußerlich zur Ueberschauung zu ordnen. Weltgeschichte hebt aus dem Vorrath der Universalhistorie blos die Weltbegebenheiten, d. h. diejenigen aus, welche auf den Zustand der Erde und Menschheit von bedeutendem (mittelbarem oder unmittelbarem) Einflusse waren, und sucht durch die systematische Verknüpfung derselben zu einem Ganzen eben jenen Zustand gründlich zu erklären.

Auch die gedrängten Auszüge oder Kompendien der Universalhistorie, wiewohl sie nach ihrer äußern Form der Weltgeschichte näher rücken mögen, weichen dennoch in ihrem Wesen gar weit von ihr ab. Jene Compendien sollen nämlich, so gut sich's in ihrer verkleinerten Ausdehnung thun läßt, den Zweck der Universalhistorie selbst erfüllen, oder wenigstens ein summarisches, überschauliches Verzeichniß der universalhistorischen Fächer und ihres Hauptinhaltes seyn. Deßwegen kommen darin alle Rubriken der Universalhistorie, alle Königsnamen und Völklein vor, und wenn gleich, je nach dem kleinern oder größern Umfang solcher Kompendien, die Auswahl der Thatsachen bald mehr, bald weniger karg ist, so geschieht sie doch immer mit Rücksicht auf den Zweck der Universalhistorie und der in ihr enthaltenen Specialgeschichten. Die Weltgeschichte dagegen enthält zwar auch einen Auszug aus der Universalhistorie, bildet aber denselben nach ihrem eigenen Zwecke, und hebt aus den Specialgeschichten nur jene Thatsachen aus, welche, und insofern sie Erklärungsgründe des Gesammtzustandes der Welt sind. Dieser ihr inwohnende Geist bleibt der beständige, wesentliche Charakter der Weltgeschichte, wenn sie gleich wegen der Natur der Sprache, als welche keine zusammengefaßte, einem Gemälde ähnliche Darstellung, sondern nur die successive Aneinanderreihung der einzelnen Züge, die alsdann der Verstand zusammennimmt, erlaubt, oftmals gezwungen ist, sich zur äußern Ordnung von universalhistorischen Kompendien herabzulassen.

Stoff der Weltgeschichte.

Der Weltgeschichte angehörig, oder merkwürdig für sie sind nach dem Gesagten nur die Weltbegebenheiten, d. h. diejenigen, welche bedeutende Veränderungen der Erde und Menschheit, oder die Erklärungsgründe davon enthalten. Durch die Auffindung, Würdigung und zusammenhängende Darstellung von solchen Begebenheiten erprobt sich das welthistorische Genie.

Freilich sind unzählige Weltbegebenheiten — besonders in alten Zeiten — aus Verlust oder Mangel der Quellen uns auf beständig entrückt. Aber von manchen anderen, wenn gleich noch unbeachtet, ist wenigstens die Spur vorhanden; sie erwarten das Kennerauge, daß sie entdecke und ans Licht ziehe.

Auch viele kleinere Thatsachen, die, für sich betrachtet, keine eigentliche Weltbegebenheiten sind, nimmt die Weltgeschichte auf, wenn sie nämlich mit diesen als Ursachen, begleitende Umstände oder Folgen verknüpft sind, wenn sie den Uebergang von einer großen Revolution zur andern ausmachen, die

Lücken zwischen denselben ausfüllen, oder überhaupt zur zusammenhängenden und vollständigen Kenntniß ihres Ursprungs, ihrer Wirkungen, ihrer Zeitfolge und des jedesmaligen Gesammtzustandes der Welt beitragen.

Hieraus erhellt, daß nicht nur geräuschvolle Begebenheiten, als Schlachten, Thronensturz, Dynastienwechsel u. s. f. merkwürdige Data für die Weltgeschichte seien, sondern noch vielmehr jene leise eintretenden Veränderungen, welche umfassender und dauernder als die mächtigsten Stürme wirken, und jene stillen Verkettungen moralischer Ursachen, deren natürliche, ja oft geringste Wirkung die vom Pöbel angestaunten Explosionen sind. In der Weltgeschichte wie in der Natur: Ein Orkan, ein Erdbeben mögen vorübergehende, einzelne Verwüstungen anrichten: was ist jedoch ihre Kraft gegen den stillen, aber allbelebenden Hauch des Frühlings, gegen die langsamen aber unwiderstehlichen Einflüsse der Witterung, der Jahreszeiten u. s. f.? Betäubend war der Umsturz des europäischen Staatensystems, welchen auf die gewaltsamste Art der französische Revolutionskrieg hervorbrachte; aber die französische Revolution selbst war die natürliche Folge einer langen Reihe still und unsichtbar wirkender moralischer Ursachen. Die Eroberungen eines Dschengis-Chan traten lärmend in die Weltgeschichte ein; fast sind sie vergessen: geräuschlos ward die christliche Religion gegründet und ausgebreitet; aber allbestimmend für die späteste Folgezeit.

Veränderungen der Erde.

Unter den Veränderungen der Erde nehmen jene, welche die Natur selber hervorgebracht, nur eine untergeordnete Stelle in der Weltgeschichte ein. Denn wiewohl die nämlichen Elemente und Kräfte, welche die jüngste Hauptgestaltung der Erde hervorbrachten, auch seither in reger Thätigkeit blieben, und mancherlei Revolutionen bewirkten: so sind dennoch die größten derselben — als die Losreißung Siciliens von Neapel, Britanniens von Gallien u. s. f. — in vorhistorischen Zeiten geschehen, also außer Verbindung mit der uns bekannten, oder von uns zu erforschenden Verkettung menschlicher Thaten und Schicksale; andere — wie die Verkleinerung des kaspischen, die Bildung des Mittelmeeres ꝛc. beruhen dazu auf bloser Muthmaßung. Die kleineren aber, als die Entstehung von neuen Inseln, Bergen und Seen, die abwechselnden Eroberungen des Meeres und des festen Landes gegen einander u. s. f. sind für das Ganze von geringem Belange: und noch andere Veränderungen, die nicht plötzlich oder gewaltsam, sondern nur allmählig eintreten, als die Erniedrigung der Ge-

birge und Erhöhung der Thäler ꝛc., können nur bei der Ueberschauung mehrerer Jahrtausende ein bedeutendes Resultat darstellen. Billig überläßt also der Welthistoriker dergleichen — übrigens sehr interessante und lehrreiche — Revolutionen größtentheils dem Naturforscher und physikalischen Geographen.

Desto wichtiger sind uns die Umstaltungen der Erde durch des Menschen Hand. Dieselben sind unermeßlich und staunenswerth.

Betrachtet jenes von Menschen noch nicht umschaffene Land! es liegt im glücklichsten Himmelsstrich, hat den fruchtbarsten Boden, eine reiche Bewässerung und den schönsten Wechsel von Thälern und Höhen. Dennoch ist sein Anblick betrübend. In regellosem Gemisch streben zahllose Pflanzen empor, aber die nutzbaren sind meistens von unnützen oder schädlichen verdrängt; mühselig bahnt sich der Fuß durch Dornen und Ranken einen Pfad, oder irrt im grauenvollen Dunkel undurchdringlicher Wälder. Jetzt hemmt ein steiler Fels, jetzt ein wildschäumender Fluß, jetzt ein todter Sumpf des Wanderers Schritte, kalte Nebel verhüllen die Sonne vor seinem Blick, Schaaren von Ungeziefer erwecken ihm Ekel, und die Höhle, in der er ein Obdach sucht, birgt das feindliche Raubthier. Die Schrecknisse vermehren sich, wie wir weiter blicken. Unübersehbare Strecken von dürrer Heide wechseln ab mit kahlem Gestein; hier dehnen sich starre Eisflächen und dort ist brennender Sand. Hier suchst du vergebens auch nur eine labende Quelle, und dort wird der Boden, worauf du stehst, vom übertretenden Strom verschlungen oder von der einbrechenden Meeresflut.

Und nun dieselben Länder, wie hat der Mensch sie umschaffen? — Aus trauriger Wildniß ist ein blühender Garten geworden. Das wilde Gemisch freiwachsender Pflanzen hat er getödtet und auf weiter Fläche ein nüzliches Korn gebaut. Die Krone der Berge hat er geschlagen und ihre Höhen mit einem edlen Strauch geschmückt. Auf nackten Stein hat er Erde getragen, dürre Sandwüsten hat er getränkt, giftige Sümpfe dem Pflug unterworfen. Die bezähmte Wildniß hat er mit zahllosen Wohnungen erfüllt und mit stolzen Palästen geziert. Vergebens kämpft jetzt der Strom gegen das wohlverwahrte Ufer; die schäumende Meereswelle, durch feste Dämme gezwungen, gibt ihre alte Beute zurück. Die Erde ist des Menschen; ihre verborgensten Winkel hat er erspäht. Allenthalben wandelst du auf gebahnten Wegen, dich hindert kein Absturz, keine Stromesgewalt. Der Mensch hat Brücken über die gähnenden Tiefen gebaut, Heerstraßen durch drohende Klippen geführt, wilde Wasser zum sanften Fluß gezwungen, sie durch Kanäle verbunden; Länder

und Erdtheile durchschnitten, Meere vereint. Endlich hat er ein Land durch die Erzeugnisse der übrigen bereichert, Pflanzen und Thiere vom heimischen Boden weg nach fernen Zonen getragen, sie veredelt und vervielfältigt, ja selbst Witterung und Klima gehorchen gelehrt. Beeiste Flächen sind aufgethaut, kalte Nebel geflohen, die Jahreszeiten sanfter geworden. Du kennst nach Jahrhunderten dasselbe Land nicht mehr; Italien findest du in Deutschland und dieses in Schweden wieder.

Aber alles Dieß ist nicht überall und nicht zu jeder Zeit und nicht in gleichem Maße geschehen. Viele Länder sind heute noch in ursprünglicher Naturgestalt, manche haben abwechselnde Perioden von Cultur und Verwilderung erfahren, und was ein Volk gebauet, das wurde nur zu oft von dem andern zerstört. Solche Revolutionen nun sammelt die Weltgeschichte und führt sie in überraschender Zusammenstellung vor unser Gemüth. Für die Einleitung indessen mag das Gesagte genügen.

Veränderungen der Menschen.

Die Veränderungen der Erde sind dem Welthistoriker vorzüglich wegen des Einflusses wichtig, den sie auf die Menschheit ausüben; denn das von seinem Bewohner gepflegte, verwahrloste oder verwüstete Land wirkt gleichmäßig auf denselben zurück. Ein verschöntes, an Erzeugnissen und Bequemlichkeiten reiches Land wird nicht nur mehr, es wird auch glücklichere und selbst edlere Menschen nähren; und noch nie hat eine Wildniß ein gesittetes Volk beherbergt.

Wundervoll sind die Veränderungen, welche die Menschen im Zeitenlauf erlitten, und nichts kann imposanter sein als ihre Betrachtung. Wir lernen daraus, was wir waren, wie wir das wurden, was wir sind, und was wir noch werden mögen, sonach die Summe der höchsten Staats- und Lebensweisheit.

Bei der Annahme eines gemeinschaftlichen Ursprungs aller Menschen, wozu viele Gründe, wenn auch ni t zweifelfreie, vorhanden sind, spricht die bunte Verschiedenheit der gleichzeitigen Individuen und Völker auf dem Erdenrunde ihre vielseitigen Veränderungen von selber aus; und wer auch mehre Stammväter, mehre ursprüngliche Menschenracen behauptet, kann doch unmöglich sein Auge vor der verschiedenen Gestalt desselben Volkes in verschiedenen Zeiten und insbesondere nicht vor den durch die Vermischung der Racen entstandenen Verschiedenheiten verschließen.

Ueberhaupt sind diese zahllos und in Allem bemerkbar, was

des Menschen äußere und innere Natur und seine Verhältnisse angeht.

So zunächst im Aeußern: wie mannigfaltige Abstufungen und wie grelle Kontraste bieten sich dar in der Körpergestalt überhaupt und in den Theilen, in der Farbe, Größe, Stärke, Bildung, in den Zügen des Gesichts, den Umrissen des Knochenbaues und der Muskeln, den Nüancen der Haar- und Augenfarbe u. s. w.

Und dann in der innern Anlage und Ausbildung, in intellectueller und ethischer Hinsicht — welche ungeheure Verschiedenheit! zwischen Individuen und Volksklassen, zwischen Volk und Volk, zwischen Vorfahren und Nachkommen!! — Ein Kretin und Kant, ein Lastträger und ein Hofmann, Cartouche und Fenelon, Pescherähs und Britten, Peruaner und Irokesen, Alt- und Neugriechen, Hermanns Teutsche und Wir — welche Zusammenstellungen!

Theils als unmittelbares Produkt dieser Verschiedenheiten, theils als unverschuldetes oder unverdientes Erbe der Vorfahren erscheint der verschiedene Zustand der Völker, erscheinen ihre Verhältnisse der Noth oder des Wohlseins. Es gibt welche, deren Genuß auf jenes beschränkt ist, was ihnen ihr — oft dürftiger — Boden von selbst darbietet, während andere die Erzeugnisse des ihrigen durch künstliche Pflege vervielfältigen, sie in tausend Gestalten verarbeiten und tausendfältig nützen und mittelst des Handels über die Produkte aller Zonen und Erdtheile gebieten. Bei wilden Völkerschaften denkt jeder Einzelne, jedes Geschlecht nur für sich; bei civilisirten Nationen befördert Jeder gegenseitig des Andern Wohlsein, und eine Generation hinterläßt der andern die Mittel, Anstalten und Hülfsquellen, um ihr Glück und den Grad ihres sichern und mannigfaltigen Genusses beständig zu erhöhen. Die Gefährten Deukalions und Alcibiades, die erdfressenden Otomaken und die europäischen Hauptstädter, wie unermeßlich verschieden ihr Zustand!

Ursachen derselben.

Und woher diese zahllosen Verschiedenheiten, diese unaufhörlich wechselnden Veränderungen der Menschen? — Warum sind oder waren hier aufgeklärte, sanftmüthige Menschen, dort zusammengeschrumpfte, wilde, stumpfsinnige Barbaren? hier freie und glückliche Völker, dort elende und verächtliche Sklavenschaaren, und alles in bunter Vermischung und mannigfaltig abwechselnder Folge nach Ort und Zeit??

Die Erziehung des Menschen, d. h. die Entwicklung oder Ertödtung und mannigfaltige Richtung der in ihm schlummern-

den Kräfte und Anlagen, ist das Produkt von tausend und tausend physischen und moralischen Einwirkungen, welche unzählbare Kombinationen zulassen. Physische Gründe können aufs Moralische im Menschen, und moralische Gründe auf sein Physisches Einfluß haben, und die meisten Bestimmungen des Schicksals oder Zustandes der Völker sind zugleich Grund und Begründetes; sie hängen gegenseitig von einander ab, und stehen unter sich selbst in vielfachem Verhältniß der Wechselwirkung.

Unter den physischen Einflüssen steht das Klima obenan. Es wirkt zwar vorzüglich auf den physischen, jedoch auch viel auf den moralischen Menschen. Farbe, Gestalt, Gesichtszüge u. s. w. hängen von ihm ab, und es drückt den Völkern, wenn seine Einwirkung mehre Generationen hindurch fortgedauert hat, endlich einen bleibenden oder doch sehr hartnäckigen Charakter ein, welcher oftmals auch bei dem längsten nachherigen Aufenthalt in andern Klimaten nicht mehr verdrängt werden kann, und die Unterscheidung der sogenannten Menschenracen ausmacht.

Nicht nur der Körper des Menschen, auch seine Seele und sein gesammter Zustand werden großentheils durch das Klima bestimmt. Seine Denk- und Empfindungsweise, seine Genüsse und seine Sorgen, selbst seine Beherrschung und Religion sind meistens klimatisch. Wo etwas gegen das Klima, oder verschieden von dem, wozu dasselbe hinneigt, geschehen soll, da muß ein desto stärkerer Zusammenfluß von entgegengesetzten Kräften sein. Am günstigsten zur Entwicklung und Veredlung der Menschennatur ist das gemäßigte Klima. Noch ist, wie Schlözer treffend bemerkt, kein großer Mann zwischen den Wendezirkeln und auch noch keiner in der Nachbarschaft der Polarkreise aufgestanden.

Auch die Lage eines Landes und sein Boden, seine Erzeugnisse, und sonach Speise und Trank, die es den Einwohnern darbietet, können zum Klima, im weitern Sinne des Wortes, gerechnet werden. Sie wirken auf gleiche Weise als physische Bestimmungsgründe des äußern und innern Menschen.

Aber mehr als die physischen wirken auf den Menschen die moralischen Gründe, und am mächtigsten und allgemeinsten die Gesellschaft, die man mit Recht die Mutter aller Menschenkultur, ja die Bedingung des eigentlichen menschlichen Daseyns nennen könnte.

Aber die Gesellschaft, die Erzieherin der Menschen, kann von verschiedener Ausdehnung und Dauer, Innigkeit und Anordnung sein. Mannigfaltige Umstände bestimmen ihre Verhältnisse und ihren Einfluß. Viele davon sind aus ihr selbst hervorgegangen und wirken zurück auf sie, mehrend, befestigend, ordnend oder zerrüttend und auflösend; sonach wohlthätig und veredelnd für den Menschen, oder drückend und verderbend. Wir können diese

Umstände füglich mit Schlözer auf die Hauptrubriken der Beschäftigung, Herrschaft, Religion und Mode zurückführen.

Die Beschäftigung ist beinahe gleichbedeutend mit der Nahrungsart, weil des Menschen vorzüglichste Beschäftigung unmittelbar oder mittelbar die Nahrung zum Zweck hat, das unentbehrlichste und täglich sich erneuernde Bedürfniß. Von erstaunenswürdigem Einfluß ist diese Nahrungsart auf den physischen und moralischen Menschen, wie die Geschichte aller Völker und Zeiten lehrt. Die erste, und darum nur den ungebildetsten Völkern eigene Nahrungsart ist Jagd und Fischfang — denn nirgends bietet wohl die Natur von selbst genug Früchte zum Leben dar. Der jagende Mensch ist so ungesellig als das Raubthier und fast so wild als dasselbe. Minder wild sind Fischesser, jedoch meistens schwächer und dümmer, weil der Fischfang größtentheils weniger Kraft und List erheischt als die Jagd. Der erste Schritt zur Civilisation ist die Viehzucht, welche freilich nach der verschiedenen Natur der gezähmten Thiergattungen (ob z. B. Schaf oder Rind oder Pferd) auch verschiedene Wirkungen erzeugt. Aber im Allgemeinen verträgt sie eine nähere Zusammenwohnung der Menschen, wirkt besänftigend auf die Sitten, und fordert und veranlaßt schon verschiedene Kunstfertigkeiten und gesellige Einrichtungen. Aber noch können Nomaden nicht für cultivirte Völker gelten. Erst der Ackerbau endete ihre Barbarei. Er nährt viele Menschen auf einem kleinen Raum, macht ihnen gegenseitige Hülfe nöthig, verlangt Fleiß und Ordnung, Friede und Recht, setzt also feste, gesellschaftliche Einrichtung, Regierung und Gesetze und überdies mannigfaltige Erfindungen und Kenntnisse voraus, zieht viele andere nach sich und bietet die Mittel zu einem bequemen, gesicherten, genußreichen Leben dar. Dennoch gibt es eine höhere Stufe der Kultur: Industrie und Handel, welche das Mangelhafte des Ackerbaues ersetzen, seinen Erzeugnissen durch Umgestaltung und mannigfaltige Verarbeitung einen vielfach erhöhten Werth ertheilen, die Menschen in dichte Haufen zusammendrängen und selbst auf einem undankbaren Boden bereichern. Industrie und Handel können nur beim vollkommensten Zustand der Gesellschaft blühen und bewirken denselben; sie bringen Völker und Einzelne in vielseitige Berührung und Mittheilung, reichen dem Nachdenkenden Stoff, der Kunst und Wissenschaft unerschöpfliche Hülfsquellen dar; es werden durch sie Ideen, Kenntnisse und Erfindungen nicht minder als Waaren verbreitet und alle Kräfte, alle Talente geweckt und entfaltet. Uebrigens sind diese Lebensweisen nur selten scharf geschieden. Viele Jagdvölker treiben zugleich etwas Ackerbau und die Nomaden Handel u. s. w. Blos das Vorherrschende in der

Beschäftigung gibt — und zwar nur bei sonst gleichen Umständen — den Maßstab der Kultur.

Die Beschäftigung der Völker wirkt auch bedeutend auf ihre bürgerliche Verfassung ein. Das wilde Jagd- und unstäte Nomadenleben neigen zur Gesetzlosigkeit und Ungebundenheit hin, Ackerbau und Handel zu festem Rechtsverhältniß und bürgerlicher Ordnung. Indessen wird die Regierungsform und Regierungsweise nur durch viele andere Umstände, durch Klima und Boden, Volkscharakter und Bildung, oft auch durch Zufall, durch äußere Einflüsse, durch Denkungsart, Genie und Gewalt von einzelnen Menschen bestimmt; und dieselbe Verfassung kann nach persönlicher Verschiedenheit der Häupter contrastirende Resultate hervorbringen. Immer aber sind Regierung und Regierer, Gesetz und Richter vom entschiedensten, allverbreitetsten Einflusse auf den Zustand der Völker. Von ihnen hängt größtentheils derselben Wohl oder Wehe, Kultur oder Barbarei, Würde oder Entartung ab, und die Menschengeschichte ist, ihren hervorspringendsten Erscheinungen nach — Geschichte der Verfassungen und der Herrscher.

Minder auffallend, aber gleichwohl mächtig, wirkt auf den Zustand der Menschen und Völker die Religion ein, sie, das heiligste Angebinde der Menschheit. Denn allenthalben, wo Menschen menschlich denken und fühlen, da lebt in ihnen die Idee, die Ahnung wenigstens, von Gott und Unsterblichkeit. Diese Ideen — mag der Philosoph stolz sich rühmen, ihrer entbehren zu können — sind die Stütze der allgemeinen Menschenmoral; sie verstärken die Kraft der Gesetze durch höhere Beweggründe, leiten jene Handlungen, die dem Auge des Gesetzgebers und dem Arm des Richters entgehen, und bieten Trost und Hoffnung dar unter den Mühseligkeiten des Lebens. Aber sie sind nach Völkern und Zeiten in mannigfaltig verschiedenen Graden der Reinheit oder Ueberladung mit Zusätzen der Dummheit und des Betruges anzutreffen; sie sind mehr oder minder in das Gemüth der Menschen und in ihre Handlungsweisen, in ihr Privat- und ihr öffentliches Leben eingedrungen; mehr oder minder klug von Gesetzgebern und Herrschern zur Erreichung humaner, politischer oder egoistischer Zwecke benützt, und von ihren eigentlichen Bewahrern und Lehrern — den Priestern — mehr oder minder sorgfältig bewacht und zur Volkserziehung gebraucht oder mißbraucht worden. Und so hat die Religion nach dem Charakter und dem Geist ihrer Formen, nach der Tendenz ihrer Lehren, nach dem Genie und den Interessen der Priesterschaft abwechselnd Veredlung und Verderbniß, Aufklärung und Finsterniß, Sanftheit und Verwilderung, Glück und Unglück hervorgebracht.

Aber, wozu die Beschäftigung hintreibt, was der Herrscher

befiehlt und der Priester lehrt, das läßt immer noch eine verschiedenartige Ausübung zu, und unzählige Handlungen sind, die durch Nahrungsart, Gesetz und Religion keine unmittelbare Bestimmung erhalten. Solche Handlungen und Handlungsweisen, wenn sie dennoch bei Vielen gleichförmig, wie durch ein stillschweigendes Uebereinkommniß, erscheinen, heißen Sitte, Herkommen, Mode. Ihre Sammlung macht einen interessanten Theil der Menschengeschichte aus und kann Erkenntnißgrund der wichtigsten Revolutionen werden, z. B. Ritterwesen, Verhältniß der beiden Geschlechter im Umgang, Duell (eine sogar gegen das Gesetz herrschende Sitte) u. s. w. Je weniger bestimmt und zahlreich bei einem Volke die Gesetze sind, desto ausgebreiteter ist bei ihm die Herrschaft der Sitten, und sie mögen oft die Stelle von jenen vertreten. Bei einfachen, noch wenig cultivirten Völkern bleiben sie manchmal Jahrhunderte hindurch gleichförmig; bei reichen, Handlung treibenden, in Hauptstädte zusammengedrängten, mit Fremden vermischten Nationen sind sie schwankend und wandelbar. Meistens aber hängen Völker und Individuen fester an der Sitte, die sie als heimisch und eigen erkennen, als an dem oftmals fremden und aufgedrungenen Gesetz.

Dieß sind die vorzüglichsten Gründe und zugleich auch die vorzüglichsten Seiten des verschiedenen Zustandes der Menschen, aber erschöpfend sind sie nicht. Viele Veränderungen hängen, wenigstens in Rücksicht des leidenden Theiles, vom Zufall, vom Verhängniß ab; so die Einflüsse, die ein Volk von fremden Völkern erhält und die oftmals unwiderstehlich und auf Jahrhunderte hin bestimmend sind; so die mächtigen Wirkungen, die von einzelnen großen Charakteren, von wichtigen Erfindungen, von individueller Kraft und Begeisterung segnend und verderbend ausgehen, so der Zeitgeist oder die auf einzelne Bestrebungen günstig oder ungünstig wirkende allgemeine Weltlage, und vorzüglich der Charakter der im Denken und Handeln der Völker vorherrschenden Ideen. Alles dieses und was irgend näher oder entfernter auf die Revolutionen der Erde und der Menschheit Bezug hat, sucht die Weltgeschichte in den Specialhistorien auf, hebt davon das Wichtigste heraus und stellt es dar in harmonischer Verbindung.

Zweck der Weltgeschichte.

Hierdurch wird dann ihr unmittelbarer Zweck erreicht: die gründliche Erkenntniß des jezigen und jedesmaligen Zustandes der Erde und der Menschen.

Vielleicht könnte man den Zweck der Weltgeschichte noch weiter

ausdehnen und sagen, daß sie auch den zukünftigen Zustand der Welt zu entschleiern strebe. Denn, so wie die Vergangenheit die Gegenwart gebracht hat, also trägt diese die Zukunft in ihrem Schooß. Die Vergleichung des ursprünglichen Zustandes der Menschheit mit ihren gegenwärtigen Bestimmungen und Verhältnissen, die Ueberschauung des langen Weges, auf welchem sie unter so verschiedenen Schicksalen dahin gelangt ist, wo wir sie heute erblicken, kann allein die große Frage entscheiden, ob wir im Ganzen vor- oder rückwärts schreiten oder einen traurigen, ewig wiederkehrenden Cirkel beschreiben; kann allein uns darüber belehren, ob, was wir um uns sehen, Licht oder Finsterniß, Wohl oder Wehe, in naher oder ferner Zukunft verheiße; kann endlich allein uns andeuten, welche Wege wir einzuschlagen, welche wir zu fliehen haben, um, was unsere Natur uns zu verlangen antreibt und zu hoffen erlaubt, auch wirklich zu erreichen.

Hieraus erhellt schon zur Genüge die ausgezeichnete Stelle, welche der Weltgeschichte unter den übrigen Fächern der Historie gebührt. Was überall vom Nuzen der Geschichte überhaupt gesagt werden kann, ist in vorzüglichem Maße von der Weltgeschichte wahr. Sie ist die größte, die würdigste, die lehrreichste Geschichte. Ohne sie sind alle Specialhistorien theils unverständlich, theils nur zu untergeordneten Zwecken brauchbar; ohne sie können wir uns nicht auf den Standpunkt erheben, von welchem wir durchaus im Reiche der Geschichte das wahrhaft Wissenswürdige vom Unbedeutenden unterscheiden mögen. Sie ist die Summe, der Vereinigungspunkt, das allgemein Interessante aller Geschichten.

Vom Nutzen der Geschichte überhaupt.

Aber der unermeßliche Nuzen der Geschichte verdient wohl eine umständlichere Betrachtung: am natürlichsten wird derselbe in den allgemeinen und besondern unterschieden. Denn außerdem, daß sie den meisten Ständen und Klassen der Gesellschaft, den meisten Zweigen der Wissenschaft und Kunst besondere ausgezeichnete Vortheile gewährt, hat sie auch ein allgemeines und hohes, rein menschliches Interesse und ist — auch ohne Rücksicht auf individuelle oder untergeordnete Zwecke — zur Bildung des Geistes und Herzens überhaupt von mächtiger Wirksamkeit.

Es ist ein natürliches Gefühl, fast möchte man sagen Bedürfniß, das uns zur Geschichte hinzieht. Die Imagination weilt gerne bei den Bildern der Vergangenheit, und das Gemüth wird dadurch auf eine wohlthuende Weise gerührt.

Woher wohl dieser allgemeine Hang? — Er haftet tief in der empfindenden und moralischen Natur des Menschen, die allent-

halben, wo sie unverdorben und in einiger Entwicklung erscheint, durch sympathetisches Gefühl sich äußert und sich, wenn sie der besseren Stimme gehorcht, nicht in der Isolirung der eigenen Person, sondern in der Allgemeinheit des Geschlechtes liebt und schätzt. Dieses weit verbreitete Eine Geschlecht, welchem wir angehören, zu kennen, sein geistiges Leben, in dessen Strom auch der eigene kleine Lebensnachen dahinschwimmt, zu verstehen, Zweck und Ziel, wonach wir steuern, wenigstens ahnen zu lernen — das muß wohl vom höchsten, rein menschlichen Interesse sein. Und wo anders erscheint uns die Menschheit in ihrer wahren Gestalt, in ihrem eigentlichen Leben, als in der Geschichte? — In ihr und in ihr allein erkennen wir, was unter so vielen zufälligen Gestaltungen, unter den bunten Eigenthümlichkeiten von Zeit und Ort, beharrliche, ewige Menschennatur sei. Zwar äußert sich diese in vielfach wechselnden Formen, ist der Bildung und Verbildung, der Hemmung und Fortführung empfänglich: gleichwohl sind allenthalben die nämlichen Anlagen und Kräfte vorhanden, dieselben Neigungen und Leidenschaften wirksam. Das Gemeinwohl sehen wir überall im Streit mit Privatinteressen, aber dennoch gefördert durch diese, und bei dem mannigfaltigsten Gemische partieller Ereignisse einen allgemeinen Gang des Geschlechts. — Sonach ist, wer die Geschichte nicht kennt, Fremdling auf der Erde und unter seinem Geschlecht und sich selber fremd! nichts kümmern ihn die hohen Interessen, um welche die Menschheit vom Anbeginn rang und kämpfte, und er mag — was auch sonst seine Fertigkeiten seien — an ihrem allgemeinen Leben nur passiv und maschinenartig Theil nehmen, wie ein Rad, das nichts davon weiß, in welches Getrieb es eingreift.

Nicht nur ist das wahre Leben der Menschen bloß in der Geschichte erkennbar, es besteht auch größtentheils nur in der Geschichte. Ohne sie ginge jede Generation ihren gesonderten Gang für sich und beträte den oft betretenen Pfad immer von Neuem. Die Geschichte schließt alle Generationen in eine Kette zusammen. Sie ist das fortwährende Selbstbewußtseyn der Menschheit und der Völker. Die Erfahrung aller Jahrhunderte und die Tradition mit allen ihren Schätzen ist ihr. Die Kenntnisse, Ideen, Erfindungen aller Zeiten und Völker, und was die Weisen in grauer Vorwelt dachten und lehrten, theilt sie den späten Nachkömmlingen mit. Jetzt können diese beginnen, wo ihre Vorfahren aufhörten, und es ist ihnen das Fortschreiten zu ganz unbestimmbaren Graden der Vollkommenheit möglich.

Auch abgesehen von diesem hohen Standpunkt, von dieser umfassenden Allgemeinheit des Begriffs der Geschichte ist sie eine fruchtbare *Mutter* von Erkenntnissen. Nicht mit Unrecht schreibt

man ihr die größere Hälfte des menschlichen Wissens zu. Denn unermeßlich ist der Umfang der eigentlich historischen Wissenschaften, und auch die meisten philosophischen Disciplinen erhalten von ihr Materien oder Data, erläuternde Beispiele und lichtvolle Beweise.

Nichts ist demüthigender als das Gefühl eines Ignoranten in der Geschichte, nichts kläglicher als seine Lage, wenn er über was immer für Dinge im Privat- oder öffentlichen Leben urtheilen soll. Kein Buch, kein Zeitungsblatt weiß er mit Verständniß und Nuzen zu lesen; allenthalben irrt er im Dunkeln, ihm ist die Gegenwart ein Räthsel und die Zukunft völlig verschlossen; Vorurtheile aller Art, der Erziehung und des Standes, des Orts und der Zeit hemmen seine Geistesthätigkeit! das Gewöhnlichste weiß er nicht zu deuten und das Außergewöhnliche benimmt ihm die Fassung. Wie überlegen steht einem Solchen Jener gegenüber, der mit der Geschichte vertraut ist? Vor seinen Blicken ist eine weite und freie Aussicht geöffnet, von erhabener Stelle überschaut er die Angelegenheiten der Menschen und ihr Thun und Treiben. Kein Ereigniß kann ihn befremden, denn keines ist ihm neu. Er entdeckt die geheimen Triebräder und erräth die wahrscheinlichen Folgen der Tagesbegebenheiten; denn die Vergangenheit enthält den Schlüssel zur Gegenwart und den Spiegel der Zukunft. Er weist Allem die gebührende Stelle an, hegt weder fürs Alte noch fürs Neue, fürs Einheimische noch fürs Fremde eine parteiische Vorliebe und läßt sich nicht durch politisches und nicht durch religiöses Blendwerk täuschen. Kein besserer Bürger, kein aufrichtigerer Gottesverehrer ist, als Er — denn er erkennt in dem Staat die Bedingung der Humanität, und die Gottheit erscheint ihm in der Leitung der menschlichen Schicksale, die Unsterblichkeit in der allgemeinen Ahnung der Völker; — aber er wird gleichgültiger für politische und religiöse Formen, welche nur einzelnen Orten und Zeiten angehören, und tolerant gegen Jene, welche dieselben ewigen Wahrheiten in verschiedenem Gewande verehren.

So mannigfaltige Bereicherung der Erkenntniß muß nothwendig auch aufs Praktische einfließen, und die Geschichte kann nicht anders als eine Lehrerin der Klugheit, des Rechtes und der Tugend seyn.

Erfahrung und Menschenkenntniß sind die beiden Hauptquellen der Klugheit, Geschichte aber ist die Summe der Erfahrungen und der Menschenkunde. Für's Privat-, wie für's öffentliche Leben, für den einzelnen Menschen wie für Staaten enthält sie in warnenden und ermunternden Beispielen die wichtigsten, eindringlichsten Lehren, gleichförmig in ihren Gründen, wenn auch verschieden in den

Fällen und in der Anwendung. Denn was im Großen gilt, ist meist auch fürs Kleine wahr. Wer auf Einzelne und wer auf Nationen wirken will, muß die Menschen kennen, und es mag ein häusliches Glück wie jenes der Völker gedeihen und erstarken durch Talent und Fleiß, Vorsicht und Mäßigung, oder Grunde zu gehen durch Unvernunft und Nachlässigkeit, Vermessenheit und Uebertreibung.

Wenn die Lehren der Klugheit durch den Erfolg der dargestellten Handlungsweisen eindringlich werden, so erhalten jene des Rechts und der Tugend ihre Kraft aus der Größe und Liebenswürdigkeit ihrer Vorbilder. Denn nicht immer ist das Recht siegreich und die Tugend glücklich, und eben dies erhöht ihre Würde. Selbstverläugnung macht das Verdienst aus. Dieß sagt uns die allgemeine Moral; aber nur selten mag die abstrakte Idee der Pflicht, die nicht durch Beispiele versinnlicht wird, die Huldigung der Menschen gewinnen. Diese erhebenden, Achtung und Liebe gebietenden Beispiele liefert die Geschichte und macht so aus einem trockenen Moralsystem ein lebendiges Gemälde handelnder Personen. Wer in diese Gallerie der großen und edlen Menschen aller Zeiten tritt, dessen Gemüth wird durchdrungen von der Würde der menschlichen Natur, sein Selbstgefühl wird erhöht und seine Kraft zur Nacheiferung begeistert. Ob dieser Vorbilder wenige seien — sie erheben nicht minder: ja noch eindringlicher wird ihr Verdienst durch den Kontrast mit den Lastern der Menge, und je größer dagegen die Zahl der Bösewichter, desto abschreckender ihre Rotte.

Unter den edlen Gefühlen, welche die Geschichte weckt und nährt, sind die auserlesensten Pfleglinge zwei, die unter sich verwandt und Mütter der meisten übrigen Tugenden sind: Liebe des Vaterlandes und der Freiheit. Denn nicht nur ist das Buch der Zeiten reicher an Beispielen derselben, weil sie mehr ins öffentliche Leben eingreifen, als andere; und häufiger Großthaten erzeugen; nach ihrer Natur sind auch beide durch die Geschichte gewissermaßen bedingt, oder erhalten wenigstens durch sie erst ihre höchste Ausbildung und Stärke. Wer Fremdling ist in der Geschichte, kann sein Vaterland nur instinktartig lieben, denn er kennt dies Vaterland nicht; und den Muth zur Freiheit mögen wir manchmal nur aus der Geschichte schöpfen, die uns zeigt, daß Freiheit möglich und wie sie möglich sey. Wie oft hat schon der Name eines Leonidas, eines Decius, eines Arnold von Winkelried zu Heldenthaten begeistert! wie oft hat das Bild eines Cato den sinkenden Muth edler Freiheitsvertheidiger erhalten, und Hermanns zürnender Schatten den Arm deutscher Jünglinge gestählt!

Nicht nur Lehrerin der Tugend, auch strenge Richterin und

unparteiische Vergelterin ist die Geschichte, und sie macht hierdurch manche Ungerechtigkeiten der Menschen und des Schicksales gut. Zwar nur zu oft wird der Edle im Leben verkannt und verleumdet; nur zu oft gelingt es verschmizten und gewaltigen Bösewichtern, die Zeitgenossen zu täuschen, ihr Lob zu erkaufen oder zu erpressen und ihre Schmähungen niederzuschlagen. Aber mögen einzelne Geschichtschreiber, mögen alle Zeitgenossen verblendet, erschreckt, bestochen sein, die spätere Geschichte ist es nicht. Ohne Neigung und Leidenschaft, ohne Furcht und Hoffnung prüft sie die Zeugnisse, richtet die Thaten, und theilt nach Verdienst Ruhm und Schande zu. Zwar Manches entgeht ihr wegen Dürftigkeit oder Verlust der Zeugnisse; auch ist es möglich, wiewohl schwer, sie bisweilen zu täuschen: aber immer forscht sie mit scharfem Auge, wägt mit ruhiger Hoheit und spricht ein freies und bleibendes Urtheil. So lange Menschen sein werden, wird der Name eines Kritias, eines Cromwell mit Verwünschung und Abscheu, der Name eines Sokrates, eines Sidney mit Liebe und Segen von ihren Lippen tönen und in ihren Herzen seyn. — Der Blick auf diese unerbittliche Vergelterin — denn das Verlangen des Nachruhms, wie jenes der Unsterblichkeit lebt in der menschlichen Brust — hat schon manchmal des glücklichen Bösewichts Triumphe verbittert, hat ihn gegen seine Neigung zu guten, wenigstens äußerlich guten, Handlungen gespornt, und den Muth des gekränkten Rechtes und der leidenden Unschuld aufgerichtet.

Methode der Weltgeschichte.

Die schwere Aufgabe, welche hier zu lösen ist, besteht darin, die unermeßliche Weltgeschichte zu Einem, durch innern Zusammenhang verbundenen Ganzen zu gestalten.

Dieser innere, natürliche Zusammenhang, vermöge dessen alle Begebenheiten aller Zeiten, Orte und Arten unter einander als Ursache und Wirkung, Grund und Begründetes, Hauptgestalt und Charakteristik, endlich als wechselnde Bestimmung derselben Einheit, des Menschengeschlechtes und der Erde, verknüpft sind, ist wirklich vorhanden, wie schon die Philosophie im Allgemeinen lehrt, die aufmerksame Betrachtung des Weltlaufs aber in unzähligen Beispielen augenscheinlich, in andern wenigstens analogisch zeigt. Nur ist es eine sehr schwere Aufgabe, ihn auch in der Erzählung, und zwar also darzustellen, daß „das Gedächtniß „die mannigfaltigen Begebenheiten ohne zu große Mühe und un„verwirrt behalten, die Einbildungskraft sie chronologisch in allen „ihren Verkettungen vor-, rück- und seitwärts anschauen, der „Verstand endlich sie universell betrachten, und ihnen allen den

„großen Blick gewähren könne, der das System vom Aggregat „unterscheidet." — Denn unzählig ist die Menge der Thatsachen, verwirrend bald ihre Aehnlichkeit, bald ihre bunte Gestalt, vielfach verschlungen ihre Verkettung und unermeßlich das Ganze.

Das Erste, was hier der Methode obliegt, ist die zweckmäßige Abtheilung des welthistorischen Gebietes in mehrere Hauptpartien. So wie wer die Gegenstände eines weiten Raumes fassen will, sie eben diesem Raume nach in mehrere Hauptmassen ordnet, die er einzeln leichter überschaut und dann gesammelt zum größern Ganzen verbindet; so wie der Astronom das Sternenheer in Zonen und Bilder, der Geograph die Erde in Welttheile und Länder unterscheidet; — also muß die Geschichte, deren Gegenstände vorübergehend und in der Zeit sich folgend sind, diese Zeit zum Theilungsgrunde machen, Weltalter und Perioden festsezen, deren jede ein eigenes Ganzes für sich und zugleich Haupttheil des größern Ganzen sey. Diese Theile müssen durch natürliche, hervorstehende Grenzmarken gesondert seyn — in der Geographie durch Meere, Ströme, Gebirge; in der Geschichte durch mächtige, weit verbreitete Umwälzungen. Der Zweck solcher Eintheilung erheischt, daß der Perioden weder zu viele, noch zu wenige seien; auch ist wenigstens annäherndes Gleichmaß derselben, d. h. die Vermeidung jedes auffallenden Mißverhältnisses, erwünscht.

Die erste Eintheilung, welche am meisten in die Augen springt, und darum von den meisten Schriftstellern angenommen wurde, ist in die alte, mittlere und neue Geschichte. Diese drei großen Weltalter, wiewohl sie untereinander durch mannigfaltige Wege in Verbindung stehen, haben dennoch einen so wesentlich verschiedenen Charakter und bieten so auffallende Eigenheiten, so grelle Kontraste dar, daß jedes wie ein besonderes für sich bestehendes Ganzes erscheint. Man hat sie mit Beziehung auf ihren eigenen Charakter und den ihrer untergeordneten Perioden durch: alte Welt, mittlere Barbarei und neues Staatensystem bezeichnet. Denn was die alte Geschichte am meisten charakterisirt, ist eben ihr Alter, wornach sie bis zum Anfang, bis zum frühesten Dämmerlicht der historischen Kenntniß hinaufsteigt; ihre Entfernung von Allem, was unsern unmittelbaren Erfahrungen, Gewohnheiten und Sitten verwandt ist; die erlöschenden Farben, in denen ihr stets zurückweichendes Bild erscheint, und der geschlossene Kreis ihrer Revolutionen, wodurch sie wirklich als eine eigene, vorübergegangene Welt sich darstellt, auf deren Grab wir herumwandeln. Die mittlere Geschichte aber ist das Gemälde der Barbarei, die, was die alte Kultur gebaut, verschlang, und aus welcher zum zweitenmal die Menschheit mühsam empor-

streben mußte. In der neuen Geschichte endlich werden die Angelegenheiten fast aller Völker auf dem Erdenrund durch die Verhältnisse des europäischen Staatensystems geleitet, und das Außereuropäische tritt, insofern es nicht auf Europa wirkt, oder von da aus bestimmt wird, in Unbedeutsamkeit und Schatten zurück.

Aber so wie jedes einzelne Leben und jedes Stufenalter desselben und fast jede Erscheinung in der Natur drei verschiedene Phasen — Anfang, Mittel und Ende — zeigt, und in drei natürlich gesonderte Perioden — Entstehung, Fortdauer und Vergehen — sich theilt: also zerfallen die drei großen historischen Weltalter jedes wieder in drei untergeordnete Zeiträume oder Phasen, die sich I. als 1) die Kindheit, 2) die Kraft, 3) das Ableben der alten Welt; II. als 1) das Hereinbrechen, 2) die Herrschaft, 3) die Verdrängung der mittleren Barbarei; III. als 1) die Gründung, 2) der Fortbestand und 3) die Auflösung des neuen Staatensystems darstellen und charakterisiren.

Hiernach hätten wir 9 Perioden in der Weltgeschichte, deren Dauer und Begrenzung sich füglich also bestimmen lassen:

I. Alte Geschichte. Vom Anfang der historischen Welt bis auf die große Völkerwanderung, d. i. vom Jahr der Welt 1 bis ins 5te Jahrhundert nach Christi Geburt (4400 Jahre, in runder Zahl).

Erste Periode: von Adam bis Cyrus, den Stifter des ersten deutlich bekannten Weltreichs, vom Jahr der Welt 1 bis 3425. [558 v. Chr.]

Zweite Periode: von Cyrus bis August oder bis zum Umsturz der römischen Republik. Von 3425 bis 3953. [30 vor Chr.] (528 Jahre.)

Dritte Periode: von August bis Theodosius M. oder von der Schlacht bei Actium bis zur großen Völkerwanderung. Von 3953 bis 395 n. Chr. Geburt (425 Jahre).

II. Mittlere Geschichte. Von der großen Völkerwanderung bis zur Entdeckung beider Indien. Vom Jahr Christi 400 bis 1500 (1100 Jahre in runder Zahl).

Vierte Periode: von Theodosius bis Karl M., den Erneuerer des abendländischen Reiches. Von 395 bis 800 (400 Jahre in runder Zahl).

Fünfte Periode: von Karl M. bis zum Ende der Kreuzzüge und dem Wiederanfang der europäischen Kultur. Vom Jahr 800 bis 1300 (500 Jahre in runder Zahl).

Sechste Periode: vom Schluß der Kreuzzüge bis auf Kolumbus. Von 1300 bis 1492 (200 Jahre in runder Zahl).

III. Neue Geschichte. Von der Entdeckung Amerika's bis auf uns. (Etwas über 300 Jahre).

Siebente Periode: von Columbus bis auf den westphälischen Frieden und die Festsetzung des neuen europäischen Staatensystems. Von 1492 bis 1648 (156 Jahre).

Achte Periode: vom westphälischen Frieden bis zur französischen Revolution. Von 1648 bis 1789 (141 Jahre).

Neunte Periode: von dem Anfang der französischen Revolution und der neuesten Ordnung der Dinge bis heute. Von 1789 bis —

Es fällt in die Augen, daß sowohl die Weltalter als die Perioden an Dauer abnehmen, je näher sie uns rücken, und daß in neueren Zeiten die Weltgeschichte vorzugsweise eine europäische Geschichte wird. Beides ist in der Natur der Sache gegründet. Was uns näher ist, erscheint uns größer, verständlicher, wichtiger; und mag man die Allgemeinheit der Weltgeschichte in wissenschaftlicher Beziehung rühmen; niemals wird eine Weltgeschichte, welche zweckmäßig für Teutsche abgefaßt ist, es auch für Sinesen oder Peruaner sein. So auch bei der Zeit. Was unsern Erfahrungen verwandter ist, was näher oder unmittelbar auf uns einfließt, das muß ein stärkeres Interesse für uns haben, als was, der Gegenwart schon längstens entrückt, in mehr und mehr erbleichenden Farben schwimmt. Die Erinnerungen werden unzuverlässiger, so wie die Geschlechter sich folgen, die Stimme der Ueberlieferung verhallt, die Denkmale schwinden, und allmählig ragen, beim raschen Fortfließen der Jahrhunderte, nur noch die höheren, endlich nur die höchsten Punkte aus dem Ocean der Zeiten empor.

Schwieriger als die Periodenbestimmung ist Anordnung der Begebenheiten in den einzelnen Zeiträumen. Denn vielseitig ist der menschliche Zustand, complicirt sind die Ursachen von jeder seiner Bestimmungen, zahlreich die Menschenhaufen, von denen jeder einen eigenen Kreis des Wirkens und Leidens erfüllt. Die Weltgeschichte, als Verkünderin des Weltlaufs, sollte mit unverwandtem Blick jeden einzelnen Kreis verfolgen, und alle Veränderungen des Zustandes, in jeder Sphäre und allenthalben, und wie Eines aus dem Andern fließt, und Eines durchs Andere bestimmt wird, tausendstimmig erzählen.

Hier muß die Methode weit hinter dem Ideal, die Darstellung weit hinter dem Darzustellenden zurückbleiben. Denn nach welchen Gesichtspunkten man die Aneinanderreihung der Fakten und die Folge der einzelnen Reihen anordne: immer wird, was auf eine Weise die Ueberschauung erleichtert, ihr auf der andern entgegenstehen. Wenn ich die Geschichte einzelner Völker ununterbrochen vom Ursprung bis zum Untergang derselben ver-

Beschäftigung gibt — und zwar nur bei sonst gleichen Umständen — den Maßstab der Kultur.

Die Beschäftigung der Völker wirkt auch bedeutend auf ihre bürgerliche Verfassung ein. Das wilde Jagd- und unstäte Nomadenleben neigen zur Gesetzlosigkeit und Ungebundenheit hin, Ackerbau und Handel zu festem Rechtsverhältniß und bürgerlicher Ordnung. Indessen wird die Regierungsform und Regierungsweise nur durch viele andere Umstände, durch Klima und Boden, Volkscharakter und Bildung, oft auch durch Zufall, durch äußere Einflüsse, durch Denkungsart, Genie und Gewalt von einzelnen Menschen bestimmt; und dieselbe Verfassung kann nach persönlicher Verschiedenheit der Häupter contrastirende Resultate hervorbringen. Immer aber sind Regierung und Regierer, Gesetz und Richter vom entschiedensten, allverbreitetsten Einflusse auf den Zustand der Völker. Von ihnen hängt größtentheils derselben Wohl oder Wehe, Kultur oder Barbarei, Würde oder Entartung ab, und die Menschengeschichte ist, ihren hervorspringendsten Erscheinungen nach — Geschichte der Verfassungen und der Herrscher.

Minder auffallend, aber gleichwohl mächtig, wirkt auf den Zustand der Menschen und Völker die Religion ein, sie, das heiligste Angebinde der Menschheit. Denn allenthalben, wo Menschen menschlich denken und fühlen, da lebt in ihnen die Idee, die Ahnung wenigstens, von Gott und Unsterblichkeit. Diese Ideen — mag der Philosoph stolz sich rühmen, ihrer entbehren zu können — sind die Stütze der allgemeinen Menschenmoral; sie verstärken die Kraft der Gesetze durch höhere Beweggründe, leiten jene Handlungen, die dem Auge des Gesetzgebers und dem Arm des Richters entgehen, und bieten Trost und Hoffnung dar unter den Mühseligkeiten des Lebens. Aber sie sind nach Völkern und Zeiten in mannigfaltig verschiedenen Graden der Reinheit oder Ueberladung mit Zusätzen der Dummheit und des Betruges anzutreffen; sie sind mehr oder minder in das Gemüth der Menschen und in ihre Handlungsweisen, in ihr Privat- und ihr öffentliches Leben eingedrungen; mehr oder minder klug von Gesetzgebern und Herrschern zur Erreichung humaner, politischer oder egoistischer Zwecke benützt, und von ihren eigentlichen Bewahrern und Lehrern — den Priestern — mehr oder minder sorgfältig bewacht und zur Volkserziehung gebraucht oder mißbraucht worden. Und so hat die Religion nach dem Charakter und dem Geist ihrer Formen, nach der Tendenz ihrer Lehren, nach dem Genie und den Interessen der Priesterschaft abwechselnd Veredlung und Verderbniß, Aufklärung und Finsterniß, Sanftheit und Verwilderung, Glück und Unglück hervorgebracht.

Aber, wozu die Beschäftigung hintreibt, was der Herrscher

befiehlt und der Priester lehrt, das läßt immer noch eine verschiedenartige Ausübung zu, und unzählige Handlungen sind, die durch Nahrungsart, Gesetz und Religion keine unmittelbare Bestimmung erhalten. Solche Handlungen und Handlungsweisen, wenn sie dennoch bei Vielen gleichförmig, wie durch ein stillschweigendes Uebereinkommniß, erscheinen, heißen Sitte, Herkommen, Mode. Ihre Sammlung macht einen interessanten Theil der Menschengeschichte aus und kann Erkenntnißgrund der wichtigsten Revolutionen werden, z. B. Ritterwesen, Verhältniß der beiden Geschlechter im Umgang, Duell (eine sogar gegen das Gesetz herrschende Sitte) u. s. w. Je weniger bestimmt und zahlreich bei einem Volke die Gesetze sind, desto ausgebreiteter ist bei ihm die Herrschaft der Sitten, und sie mögen oft die Stelle von jenen vertreten. Bei einfachen, noch wenig cultivirten Völkern bleiben sie manchmal Jahrhunderte hindurch gleichförmig; bei reichen, Handlung treibenden, in Hauptstädte zusammengedrängten, mit Fremden vermischten Nationen sind sie schwankend und wandelbair Meistens aber hängen Völker und Individuen fester an der Sitte, die sie als heimisch und eigen erkennen, als an dem oftmals fremden und aufgedrungenen Gesetz.

Dieß sind die vorzüglichsten Gründe und zugleich auch die vorzüglichsten Seiten des verschiedenen Zustandes der Menschen, aber erschöpfend sind sie nicht. Viele Veränderungen hängen, wenigstens in Rücksicht des leidenden Theiles, vom Zufall, vom Verhängniß ab; so die Einflüsse, die ein Volk von fremden Völkern erhält und die oftmals unwiderstehlich und auf Jahrhunderte hin bestimmend sind; so die mächtigen Wirkungen, die von einzelnen großen Charakteren, von wichtigen Erfindungen, von individueller Kraft und Begeisterung segnend und verderbend ausgehen, so der Zeitgeist oder die auf einzelne Bestrebungen günstig oder ungünstig wirkende allgemeine Weltlage, und vorzüglich der Charakter der im Denken und Handeln der Völker vorherrschenden Ideen. Alles dieses und was irgend näher oder entfernter auf die Revolutionen der Erde und der Menschheit Bezug hat, sucht die Weltgeschichte in den Specialhistorien auf, hebt davon das Wichtigste heraus und stellt es dar in harmonischer Verbindung.

Zweck der Weltgeschichte.

Hierdurch wird dann ihr unmittelbarer Zweck erreicht: die gründliche Erkenntniß des jezigen und jedesmaligen Zustandes der Erde und der Menschen.

Vielleicht könnte man den Zweck der Weltgeschichte noch weiter

ausdehnen und sagen, daß sie auch den zukünftigen Zustand der Welt zu entschleiern strebe. Denn, so wie die Vergangenheit die Gegenwart gebracht hat, also trägt diese die Zukunft in ihrem Schooß. Die Vergleichung des ursprünglichen Zustandes der Menschheit mit ihren gegenwärtigen Bestimmungen und Verhältnissen, die Ueberschauung des langen Weges, auf welchem sie unter so verschiedenen Schicksalen dahin gelangt ist, wo wir sie heute erblicken, kann allein die große Frage entscheiden, ob wir im Ganzen vor- oder rückwärts schreiten oder einen traurigen, ewig wiederkehrenden Cirkel beschreiben; kann allein uns darüber belehren, ob, was wir um uns sehen, Licht oder Finsterniß, Wohl oder Wehe, in naher oder ferner Zukunft verheiße; kann endlich allein uns andeuten, welche Wege wir einzuschlagen, welche wir zu fliehen haben, um, was unsere Natur uns zu verlangen antreibt und zu hoffen erlaubt, auch wirklich zu erreichen.

Hieraus erhellt schon zur Genüge die ausgezeichnete Stelle, welche der Weltgeschichte unter den übrigen Fächern der Historie gebührt. Was überall vom Nuzen der Geschichte überhaupt gesagt werden kann, ist in vorzüglichem Maße von der Weltgeschichte wahr. Sie ist die größte, die würdigste, die lehrreichste Geschichte. Ohne sie sind alle Specialhistorien theils unverständlich, theils nur zu untergeordneten Zwecken brauchbar; ohne sie können wir uns nicht auf den Standpunkt erheben, von welchem wir durchaus im Reiche der Geschichte das wahrhaft Wissenswürdige vom Unbedeutenden unterscheiden mögen. Sie ist die Summe, der Vereinigungspunkt, das allgemein Interessante aller Geschichten.

Vom Nutzen der Geschichte überhaupt.

Aber der unermeßliche Nuzen der Geschichte verdient wohl eine umständlichere Betrachtung: am natürlichsten wird derselbe in den allgemeinen und besondern unterschieden. Denn außerdem, daß sie den meisten Ständen und Klassen der Gesellschaft, den meisten Zweigen der Wissenschaft und Kunst besondere ausgezeichnete Vortheile gewährt, hat sie auch ein allgemeines und hohes, rein menschliches Interesse und ist — auch ohne Rücksicht auf individuelle oder untergeordnete Zwecke — zur Bildung des Geistes und Herzens überhaupt von mächtiger Wirksamkeit.

Es ist ein natürliches Gefühl, fast möchte man sagen Bedürfniß, das uns zur Geschichte hinzieht. Die Imagination weilt gerne bei den Bildern der Vergangenheit, und das Gemüth wird dadurch auf eine wohlthuende Weise gerührt.

Woher wohl dieser allgemeine Hang? — Er haftet tief in der empfindenden und moralischen Natur des Menschen, die allent-

halben, wo sie unverdorben und in einiger Entwicklung erscheint, durch sympathetisches Gefühl sich äußert und sich, wenn sie der besseren Stimme gehorcht, nicht in der Isolirung der eigenen Person, sondern in der Allgemeinheit des Geschlechtes liebt und schätzt. Dieses weit verbreitete Eine Geschlecht, welchem wir angehören, zu kennen, sein geistiges Leben, in dessen Strom auch der eigene kleine Lebensnachen dahinschwimmt, zu verstehen, Zweck und Ziel, wonach wir steuern, wenigstens ahnen zu lernen — das muß wohl vom höchsten, rein menschlichen Interesse sein. Und wo anders erscheint uns die Menschheit in ihrer wahren Gestalt, in ihrem eigentlichen Leben, als in der Geschichte? — In ihr und in ihr allein erkennen wir, was unter so vielen zufälligen Gestaltungen, unter den bunten Eigenthümlichkeiten von Zeit und Ort, beharrliche, ewige Menschennatur sei. Zwar äußert sich diese in vielfach wechselnden Formen, ist der Bildung und Verbildung, der Hemmung und Fortführung empfänglich: gleichwohl sind allenthalben die nämlichen Anlagen und Kräfte vorhanden, dieselben Neigungen und Leidenschaften wirksam. Das Gemeinwohl sehen wir überall im Streit mit Privatinteressen, aber dennoch gefördert durch diese, und bei dem mannigfaltigsten Gemische partieller Ereignisse einen allgemeinen Gang des Geschlechts. — Sonach ist, wer die Geschichte nicht kennt, Fremdling auf der Erde und unter seinem Geschlecht und sich selber fremd! nichts kümmern ihn die hohen Interessen, um welche die Menschheit vom Anbeginn rang und kämpfte, und er mag — was auch sonst seine Fertigkeiten seien — an ihrem allgemeinen Leben nur passiv und maschinenartig Theil nehmen, wie ein Rad, das nichts davon weiß, in welches Getrieb es eingreift.

Nicht nur ist das wahre Leben der Menschen bloß in der Geschichte erkennbar, es besteht auch größtentheils nur in der Geschichte. Ohne sie ginge jede Generation ihren gesonderten Gang für sich und beträte den oft betretenen Pfad immer von Neuem. Die Geschichte schließt alle Generationen in eine Kette zusammen. Sie ist das fortwährende Selbstbewußtseyn der Menschheit und der Völker. Die Erfahrung aller Jahrhunderte und die Tradition mit allen ihren Schätzen ist ihr. Die Kenntnisse, Ideen, Erfindungen aller Zeiten und Völker, und was die Weisen in grauer Vorwelt dachten und lehrten, theilt sie den späten Nachkömmlingen mit. Jetzt können diese beginnen, wo ihre Vorfahren aufhörten, und es ist ihnen das Fortschreiten zu ganz unbestimmbaren Graden der Vollkommenheit möglich.

Auch abgesehen von diesem hohen Standpunkt, von dieser umfassenden Allgemeinheit des Begriffs der Geschichte ist sie eine fruchtbare *Mutter* von Erkenntnissen. Nicht mit Unrecht schreibt

man ihr die größere Hälfte des menschlichen Wissens zu. Denn unermeßlich ist der Umfang der eigentlich historischen Wissenschaften, und auch die meisten philosophischen Disciplinen erhalten von ihr Materien oder Data, erläuternde Beispiele und lichtvolle Beweise.

Nichts ist demüthigender als das Gefühl eines Ignoranten in der Geschichte, nichts kläglicher als seine Lage, wenn er über was immer für Dinge im Privat- oder öffentlichen Leben urtheilen soll. Kein Buch, kein Zeitungsblatt weiß er mit Verständniß und Nutzen zu lesen; allenthalben irrt er im Dunkeln, ihm ist die Gegenwart ein Räthsel und die Zukunft völlig verschlossen; Vorurtheile aller Art, der Erziehung und des Standes, des Orts und der Zeit hemmen seine Geistesthätigkeit! das Gewöhnlichste weiß er nicht zu deuten und das Außergewöhnliche benimmt ihm die Fassung. Wie überlegen steht einem Solchen Jener gegenüber, der mit der Geschichte vertraut ist? Vor seinen Blicken ist eine weite und freie Aussicht geöffnet, von erhabener Stelle überschaut er die Angelegenheiten der Menschen und ihr Thun und Treiben. Kein Ereigniß kann ihn befremden, denn keines ist ihm neu. Er entdeckt die geheimen Triebräder und erräth die wahrscheinlichen Folgen der Tagesbegebenheiten; denn die Vergangenheit enthält den Schlüssel zur Gegenwart und den Spiegel der Zukunft. Er weist Allem die gebührende Stelle an, hegt weder fürs Alte noch fürs Neue, fürs Einheimische noch fürs Fremde eine parteiische Vorliebe und läßt sich nicht durch politisches und nicht durch religiöses Blendwerk täuschen. Kein besserer Bürger, kein aufrichtigerer Gottesverehrer ist, als Er — denn er erkennt in dem Staat die Bedingung der Humanität, und die Gottheit erscheint ihm in der Leitung der menschlichen Schicksale, die Unsterblichkeit in der allgemeinen Ahnung der Völker; — aber er wird gleichgültiger für politische und religiöse Formen, welche nur einzelnen Orten und Zeiten angehören, und tolerant gegen Jene, welche dieselben ewigen Wahrheiten in verschiedenem Gewande verehren.

So mannigfaltige Bereicherung der Erkenntniß muß nothwendig auch aufs Praktische einfließen, und die Geschichte kann nicht anders als eine Lehrerin der Klugheit, des Rechtes und der Tugend seyn.

Erfahrung und Menschenkenntniß sind die beiden Hauptquellen der Klugheit, Geschichte aber ist die Summe der Erfahrungen und der Menschenkunde. Für's Privat-, wie für's öffentliche Leben, für den einzelnen Menschen wie für Staaten enthält sie in warnenden und ermunternden Beispielen die wichtigsten, eindringlichsten Lehren, gleichförmig in ihren Gründen, wenn auch verschieden in den

Fällen und in der Anwendung. Denn was im Großen gilt, ist meist auch fürs Kleine wahr. Wer auf Einzelne und wer auf Nationen wirken will, muß die Menschen kennen, und es mag ein häusliches Glück wie jenes der Völker gedeihen und erstarken durch Talent und Fleiß, Vorsicht und Mäßigung, oder Grunde zu gehen durch Unvernunft und Nachlässigkeit, Vermessenheit und Uebertreibung.

Wenn die Lehren der Klugheit durch den Erfolg der dargestellten Handlungsweisen eindringlich werden, so erhalten jene des Rechts und der Tugend ihre Kraft aus der Größe und Liebenswürdigkeit ihrer Vorbilder. Denn nicht immer ist das Recht siegreich und die Tugend glücklich, und eben dies erhöht ihre Würde. Selbstverläugnung macht das Verdienst aus. Dieß sagt uns die allgemeine Moral; aber nur selten mag die abstrakte Idee der Pflicht, die nicht durch Beispiele versinnlicht wird, die Huldigung der Menschen gewinnen. Diese erhebenden, Achtung und Liebe gebietenden Beispiele liefert die Geschichte und macht so aus einem trockenen Moralsystem ein lebendiges Gemälde handelnder Personen. Wer in diese Gallerie der großen und edlen Menschen aller Zeiten tritt, dessen Gemüth wird durchdrungen von der Würde der menschlichen Natur, sein Selbstgefühl wird erhöht und seine Kraft zur Nacheiferung begeistert. Ob dieser Vorbilder wenige seien — sie erheben nicht minder: ja noch eindringlicher wird ihr Verdienst durch den Kontrast mit den Lastern der Menge, und je größer dagegen die Zahl der Bösewichter, desto abschreckender ihre Rotte.

Unter den edlen Gefühlen, welche die Geschichte weckt und nährt, sind die auserlesensten Pfleglinge zwei, die unter sich verwandt und Mütter der meisten übrigen Tugenden sind: Liebe des Vaterlandes und der Freiheit. Denn nicht nur ist das Buch der Zeiten reicher an Beispielen derselben, weil sie mehr ins öffentliche Leben eingreifen, als andere; und häufiger Großthaten erzeugen; nach ihrer Natur sind auch beide durch die Geschichte gewissermaßen bedingt, oder erhalten wenigstens durch sie erst ihre höchste Ausbildung und Stärke. Wer Fremdling ist in der Geschichte, kann sein Vaterland nur instinktartig lieben, denn er kennt dies Vaterland nicht; und den Muth zur Freiheit mögen wir manchmal nur aus der Geschichte schöpfen, die uns zeigt, daß Freiheit möglich und wie sie möglich sey. Wie oft hat schon der Name eines Leonidas, eines Decius, eines Arnold von Winkelried zu Heldenthaten begeistert! wie oft hat das Bild eines Cato den sinkenden Muth edler Freiheitsvertheidiger erhalten, und Hermanns zürnender Schatten den Arm deutscher Jünglinge gestählt!

Nicht nur Lehrerin der Tugend, auch strenge Richterin und

unparteiische Vergelterin ist die Geschichte, und sie macht hierdurch manche Ungerechtigkeiten der Menschen und des Schicksales gut. Zwar nur zu oft wird der Edle im Leben verkannt und verleumdet; nur zu oft gelingt es verschmizten und gewaltigen Bösewichtern, die Zeitgenossen zu täuschen, ihr Lob zu erkaufen oder zu erpressen und ihre Schmähungen niederzuschlagen. Aber mögen einzelne Geschichtschreiber, mögen alle Zeitgenossen verblendet, erschreckt, bestochen sein, die spätere Geschichte ist es nicht. Ohne Neigung und Leidenschaft, ohne Furcht und Hoffnung prüft sie die Zeugnisse, richtet die Thaten, und theilt nach Verdienst Ruhm und Schande zu. Zwar Manches entgeht ihr wegen Dürftigkeit oder Verlust der Zeugnisse; auch ist es möglich, wiewohl schwer, sie bisweilen zu täuschen: aber immer forscht sie mit scharfem Auge, wägt mit ruhiger Hoheit und spricht ein freies und bleibendes Urtheil. So lange Menschen sein werden, wird der Name eines Kritias, eines Cromwell mit Verwünschung und Abscheu, der Name eines Sokrates, eines Sidney mit Liebe und Segen von ihren Lippen tönen und in ihren Herzen seyn. — Der Blick auf diese unerbittliche Vergelterin — denn das Verlangen des Nachruhms, wie jenes der Unsterblichkeit lebt in der menschlichen Brust — hat schon manchmal des glücklichen Bösewichts Triumphe verbittert, hat ihn gegen seine Neigung zu guten, wenigstens äußerlich guten, Handlungen gespornt, und den Muth des gekränkten Rechtes und der leidenden Unschuld aufgerichtet.

Methode der Weltgeschichte.

Die schwere Aufgabe, welche hier zu lösen ist, besteht darin, die unermeßliche Weltgeschichte zu Einem, durch innern Zusammenhang verbundenen Ganzen zu gestalten.

Dieser innere, natürliche Zusammenhang, vermöge dessen alle Begebenheiten aller Zeiten, Orte und Arten unter einander als Ursache und Wirkung, Grund und Begründetes, Hauptgestalt und Charakteristik, endlich als wechselnde Bestimmung derselben Einheit, des Menschengeschlechtes und der Erde, verknüpft sind, ist wirklich vorhanden, wie schon die Philosophie im Allgemeinen lehrt, die aufmerksame Betrachtung des Weltlaufs aber in unzähligen Beispielen augenscheinlich, in andern wenigstens analogisch zeigt. Nur ist es eine sehr schwere Aufgabe, ihn auch in der Erzählung, und zwar also darzustellen, daß „das Gedächtniß „die mannigfaltigen Begebenheiten ohne zu große Mühe und un„verwirrt behalten, die Einbildungskraft sie chronologisch in allen „ihren Verkettungen vor-, rück- und seitwärts anschauen, der „Verstand endlich sie universell betrachten, und ihnen allen den

„großen Blick gewähren könne, der das System vom Aggregat „unterscheidet." — Denn unzählig ist die Menge der Thatsachen, verwirrend bald ihre Aehnlichkeit, bald ihre bunte Gestalt, vielfach verschlungen ihre Verkettung und unermeßlich das Ganze.

Das Erste, was hier der Methode obliegt, ist die zweckmäßige Abtheilung des welthistorischen Gebietes in mehrere Hauptpartien. So wie wer die Gegenstände eines weiten Raumes fassen will, sie eben diesem Raume nach in mehrere Hauptmassen ordnet, die er einzeln leichter überschaut und dann gesammelt zum größern Ganzen verbindet; so wie der Astronom das Sternenheer in Zonen und Bilder, der Geograph die Erde in Welttheile und Länder unterscheidet; — also muß die Geschichte, deren Gegenstände vorübergehend und in der Zeit sich folgend sind, diese Zeit zum Theilungsgrunde machen, Weltalter und Perioden festsezen, deren jede ein eigenes Ganzes für sich und zugleich Haupttheil des größern Ganzen sey. Diese Theile müssen durch natürliche, hervorstehende Grenzmarken gesondert seyn — in der Geographie durch Meere, Ströme, Gebirge; in der Geschichte durch mächtige, weit verbreitete Umwälzungen. Der Zweck solcher Eintheilung erheischt, daß der Perioden weder zu viele, noch zu wenige seien; auch ist wenigstens annäherndes Gleichmaß derselben, d. h. die Vermeidung jedes auffallenden Mißverhältnisses, erwünscht.

Die erste Eintheilung, welche am meisten in die Augen springt, und darum von den meisten Schriftstellern angenommen wurde, ist in die alte, mittlere und neue Geschichte. Diese drei großen Weltalter, wiewohl sie untereinander durch mannigfaltige Wege in Verbindung stehen, haben dennoch einen so wesentlich verschiedenen Charakter und bieten so auffallende Eigenheiten, so grelle Kontraste dar, daß jedes wie ein besonderes für sich bestehendes Ganzes erscheint. Man hat sie mit Beziehung auf ihren eigenen Charakter und den ihrer untergeordneten Perioden durch: alte Welt, mittlere Barbarei und neues Staatensystem bezeichnet. Denn was die alte Geschichte am meisten charakterisirt, ist eben ihr Alter, wornach sie bis zum Anfang, bis zum frühesten Dämmerlicht der historischen Kenntniß hinaufsteigt; ihre Entfernung von Allem, was unsern unmittelbaren Erfahrungen, Gewohnheiten und Sitten verwandt ist; die erlöschenden Farben, in denen ihr stets zurückweichendes Bild erscheint, und der geschlossene Kreis ihrer Revolutionen, wodurch sie wirklich als eine eigene, vorübergegangene Welt sich darstellt, auf deren Grab wir herumwandeln. Die mittlere Geschichte aber ist das Gemälde der Barbarei, die, was die alte Kultur gebaut, verschlang, und aus welcher zum zweitenmal die Menschheit mühsam empor-

streben mußte. In der neuen Geschichte endlich werden die Angelegenheiten fast aller Völker auf dem Erdenrund durch die Verhältnisse des europäischen Staatensystems geleitet, und das Außereuropäische tritt, insofern es nicht auf Europa wirkt, oder von da aus bestimmt wird, in Unbedeutsamkeit und Schatten zurück.

Aber so wie jedes einzelne Leben und jedes Stufenalter desselben und fast jede Erscheinung in der Natur drei verschiedene Phasen — Anfang, Mittel und Ende — zeigt, und in drei natürlich gesonderte Perioden — Entstehung, Fortdauer und Vergehen — sich theilt: also zerfallen die drei großen historischen Weltalter jedes wieder in drei untergeordnete Zeiträume oder Phasen, die sich I. als 1) die Kindheit, 2) die Kraft, 3) das Ableben der alten Welt; II. als 1) das Hereinbrechen, 2) die Herrschaft, 3) die Verdrängung der mittleren Barbarei; III. als 1) die Gründung, 2) der Fortbestand und 3) die Auflösung des neuen Staatensystems darstellen und charakterisiren.

Hiernach hätten wir 9 Perioden in der Weltgeschichte, deren Dauer und Begrenzung sich füglich also bestimmen lassen:

I. Alte Geschichte. Vom Anfang der historischen Welt bis auf die große Völkerwanderung, d. i. vom Jahr der Welt 1 bis ins 5te Jahrhundert nach Christi Geburt (4400 Jahre, in runder Zahl).

Erste Periode: von Adam bis Cyrus, den Stifter des ersten deutlich bekannten Weltreichs, vom Jahr der Welt 1 bis 3425. [558 v. Chr.]

Zweite Periode: von Cyrus bis August oder bis zum Umsturz der römischen Republik. Von 3425 bis 3953. [30 vor Chr.] (528 Jahre.)

Dritte Periode: von August bis Theodosius M. oder von der Schlacht bei Actium bis zur großen Völkerwanderung. Von 3953 bis 395 n. Chr. Geburt (425 Jahre).

II. Mittlere Geschichte. Von der großen Völkerwanderung bis zur Entdeckung beider Indien. Vom Jahr Christi 400 bis 1500 (1100 Jahre in runder Zahl).

Vierte Periode: von Theodosius bis Karl M., den Erneuerer des abendländischen Reiches. Von 395 bis 800 (400 Jahre in runder Zahl).

Fünfte Periode: von Karl M. bis zum Ende der Kreuzzüge und dem Wiederanfang der europäischen Kultur. Vom Jahr 800 bis 1300 (500 Jahre in runder Zahl).

Sechste Periode: vom Schluß der Kreuzzüge bis auf Kolumbus. Von 1300 bis 1492 (200 Jahre in runder Zahl).

III. Neue Geschichte. Von der Entdeckung Amerika's bis auf uns. (Etwas über 300 Jahre).

Siebente Periode: von Columbus bis auf den westphälischen Frieden und die Festsetzung des neuen europäischen Staatensystems. Von 1492 bis 1648 (156 Jahre).

Achte Periode: vom westphälischen Frieden bis zur französischen Revolution. Von 1648 bis 1789 (141 Jahre).

Neunte Periode: von dem Anfang der französischen Revolution und der neuesten Ordnung der Dinge bis heute. Von 1789 bis —

Es fällt in die Augen, daß sowohl die Weltalter als die Perioden an Dauer abnehmen, je näher sie uns rücken, und daß in neueren Zeiten die Weltgeschichte vorzugsweise eine europäische Geschichte wird. Beides ist in der Natur der Sache gegründet. Was uns näher ist, erscheint uns größer, verständlicher, wichtiger; und mag man die Allgemeinheit der Weltgeschichte in wissenschaftlicher Beziehung rühmen; niemals wird eine Weltgeschichte, welche zweckmäßig für Teutsche abgefaßt ist, es auch für Sinesen oder Peruaner sein. So auch bei der Zeit. Was unsern Erfahrungen verwandter ist, was näher oder unmittelbar auf uns einfließt, das muß ein stärkeres Interesse für uns haben, als was, der Gegenwart schon längstens entrückt, in mehr und mehr erbleichenden Farben schwimmt. Die Erinnerungen werden unzuverlässiger, so wie die Geschlechter sich folgen, die Stimme der Ueberlieferung verhallt, die Denkmale schwinden, und allmählig ragen, beim raschen Fortfließen der Jahrhunderte, nur noch die höheren, endlich nur die höchsten Punkte aus dem Ocean der Zeiten empor.

Schwieriger als die Periodenbestimmung ist Anordnung der Begebenheiten in den einzelnen Zeiträumen. Denn vielseitig ist der menschliche Zustand, complicirt sind die Ursachen von jeder seiner Bestimmungen, zahlreich die Menschenhaufen, von denen jeder einen eigenen Kreis des Wirkens und Leidens erfüllt. Die Weltgeschichte, als Verkünderin des Weltlaufs, sollte mit unverwandtem Blick jeden einzelnen Kreis verfolgen, und alle Veränderungen des Zustandes, in jeder Sphäre und allenthalben, und wie Eines aus dem Andern fließt, und Eines durchs Andere bestimmt wird, tausendstimmig erzählen.

Hier muß die Methode weit hinter dem Ideal, die Darstellung weit hinter dem Darzustellenden zurückbleiben. Denn nach welchen Gesichtspunkten man die Aneinanderreihung der Fakten und die Folge der einzelnen Reihen anordne: immer wird, was auf eine Weise die Ueberschauung erleichtert, ihr auf der andern entgegenstehen. Wenn ich die Geschichte einzelner Völker ununterbrochen vom Ursprung bis zum Untergang derselben ver-

folge, so wird zwar der innere Zusammenhang ihrer Schicksale daraus lichtvoll hervorgehen; allein ich verliere dadurch die Einsicht ihrer äußern, gleichfalls mächtig, und oft von ferne her wirkenden Bestimmungsgründe, den Ueberblick des allgemeinen Weltlaufs, die Darstellung des jedesmaligen Gesammtzustandes der Menschheit. Lasse ich aber eine Reihe von Gemälden dieses Zustandes nach kleinen Zeitabschnitten einander folgen, so zerstücke ich den interessanten Faden der Volksgeschichten und kann die getrennten Data derselben nur schwer mehr im Bewußtseyn zusammenfassen. Wenn ich die einzelnen Bestimmungen des menschlichen Zustandes nach den Hauptrubriken der Erfindungen oder der physischen und moralischen, natürlichen und geselligen Verhältnisse der Menschen der Reihe nach betrachte, und die Veränderungen dieser Verhältnsse als eben so vieler Einheiten zusammenstelle, so muß mein Blick unablässig von Volk zu Volk, von Land zu Land umherschweifen; und führe ich bei jedem einzelnen Lande alle merkwürdigen Thatsachen nach allen Rubriken auf, so entgehen mir über den lokalen Bekanntschaften die wahrhaft welthistorischen und rein menschlichen Ansichten.

Hieraus erhellt, daß weder die ethnographische, noch die chronographische, auch nicht die (von Schlözer uneigentlich sogenannte) technographische, noch endlich die geographische Methode vereinzelt dem Zwecke der Weltgeschichte entsprechen, sondern daß blos durch die Verbindung und schickliche Abwechslung aller derselben ihre Mängel gegenseitig verbessert, und der wahre, allgemeine Zusammenhang aller Begebenheiten faßlich werden könne. Oft wird man genöthigt sein, sogar zu blos symmetrischer Anordnung seine Zuflucht zu nehmen, um die Zusammenfassung vieler Thatsachen zu erleichtern; auch werden tabellarische Darstellungen der synchronistischen und chronologischen Ordnung der Begebenheiten, gedrängte Wiederholungen, kurze Summarien, Zurückführung zerstreuter Erzählungen auf einen Gesichtspunkt u. s. f. dem Gedächtnisse der Imagination und dem Verstande manchmal zu Hilfe kommen müssen. —

Die Hauptanordnung der Fakten in jedem einzelnen Zeitraum ist die ethnographische. Denn die hervorspringendsten Scenen in dem Drama der Weltgeschichte sind diejenigen, worin Völker handelnd und leidend erscheinen; mögen es auch einzelne Personen sein, welche meistens die Nationalkraft da oder dorthin gelenkt, oder sonst auf mannigfaltige Weise wohlthätig oder schädlich auf die Bestimmung der Völker gewirkt haben. Auch wird, was nur einen Theil des Volks oder ein Individuum betrifft, auf die natürlichste Weise in den Faden der betreffenden Volksgeschichte verwebt. Die meisten Völker sind jedoch zu unwichtig, um

in der Welthistorie eine abgesonderte Rolle zu spielen. Solche werden — etwa nach ihrer geographischen Lage — in Klassen zusammengeworfen, und selbst die Geschichten der wichtigern Völker — wo nicht höhere Rücksichten etwas Anderes erheischen — nach geographischer Ordnung aneinander gereiht. Aber manche Begebenheiten sind, woran viele Völker zugleich Theil nehmen, Umwälzungen, bei denen der Fluß der einzelnen Volksgeschichten sich in dem allgemeinen Strome der Zeit verliert. Bei dergleichen Ereignissen oder Epochen muß die synchronistische Erzählung den Mangel der ethnographischen ergänzen, und es sind ganze Perioden, besonders in neueren Zeiten, wo wegen des vielseitigen Zusammenhangs der Völker die synchronistische Methode die vorherrschende seyn muß.

Diese bald gesondert erzählten, bald synchronistisch zusammengefaßten Völkergeschichten, da sie sich größtentheils auf das Gebiet der Politik beschränken, erschöpfen den Stoff der Welthistorie noch nicht. Dieselbe hat gar Manches zu erzählen, wobei nicht sowohl einzelne oder mehrere Völker, sondern vielmehr die gesammte Menschheit, oder eine große Klasse der Menschen, oder im Allgemeinen der menschliche Verstand und das menschliche Gemüth wirksam oder leidend erscheinen. Hieher gehören zuerst die höheren Resultate der politischen Begebenheiten, weil ihr Einfluß immer weiter als Ort und Zeit der Handlung und die handelnden Personen sich erstreckt; und die Machtverhältnisse der Nationen, abgesondert von dem, was sie für die einzelnen Völker sind, ihr höheres, welthistorisches Interesse erst durch ihre Zusammennehmung gewinnen, als Bestimmungsgründe des allgemeinen Zustandes der Menschheit, und Vorschritt und Rückschritt derselben auf mannigfaltige Weise bewirkend. Weiter alle jene Sphären, worin der Menschen Geist und Wille regsam, schaffend, bildend und der Bildung empfänglich sich zeigt. Ihre Ideen und Empfindungen, bald blos im Gemüthe haftend, häufiger jedoch ins äußere Leben übergehend, alle Zweige des Zustandes bestimmend, und von demselben hinwieder bestimmt. Also Kunst und Wissenschaft, Religion und Staatsverfassung, Sittlichkeit und Lebensweise.

Die gesonderte Darstellung der hier bezeichneten Dinge nach der sogenannten „technographischen" Methode, wenn sie mit einiger Vollständigkeit geschehen sollte, würde jedoch einen größern Raum in Anspruch nehmen, als der nur mäßige Umfang eines die Erleichterung des allgemeinen Ueberblicks beabsichtigenden Lehrbuchs erlaubt. Auch möchte schon durch die Lostrennung der hier bemerkten Gegenstände von der Haupterzählung das Zusammenfassen des Ganzen erschwert werden. Ohnedieß ist sehr Vieles,

was zu solcher allgemeinen Culturgeschichte gehört, auch mit den einzelnen Volks- und Staatsgeschichten in so natürlicher Verbindung, daß es ganz zweckmäßig, zum Theil nothwendig, in dieselben verwoben wird. Die allgemeinen Betrachtungen, welche sodann noch erübrigen, lassen sich auf einige wenige Punkte zurückführen, deren Aufstellung jedoch nicht eben mit der vorzüglich für die politische Geschichte gewählten Periodeneintheilung zusammentrifft, sondern großentheils ganz andere Abschnitte oder Standpunkte erheischt. Die Methode der Erzählung und Schilderung kann hienach nicht bei allen Zeiträumen die nämliche seyn. Vollständigkeit im Ganzen, insofern sie im Verhältniß zum Umfang des Buches erreichbar ist, und überall gleichförmig beobachtetes Gesetz der Auswahl, nicht aber Gleichförmigkeit in der äußeren Anordnung, soll der Charakter dieses Buches seyn.

Erstes Buch.

Alte Welt.

Geschichte von Entstehung des Menschengeschlechtes oder von Anfang der historischen Kenntniß bis zur großen Völkerwanderung.

Vom Jahr der Welt 1 oder 3983 vor Christus bis 400 nach Christi Geburt.

---

chern ganz ungeheuer in ihren Zählungen, besonders aber in Beziehung auf das Alter der Welt ab.* Es heißt den Knoten zerschneiden und nicht lösen, wenn man die Angaben der ersten geradezu und durchaus verwirft. Indessen kömmt man auch damit nicht weit, denn

2. Die Zeitbestimmungen in unsern heiligen Büchern selbst sind dunkel, schwankend und unter sich nicht übereinstimmend, vorzüglich im Pentateuch; indem Moses nach den Lebensjahren der Patriarchen zählt, was gar verschiedene Deutungen zuläßt.

3. Zudem sind mehrere Texte jener heiligen Bücher vorhanden, der hebräische, samaritanische und der griechische der 70 Dolmetscher. Alle drei weichen von einander ab, und insbesondere vermißt man im hebräischen Grundtext den Patriarchen Cainan, welchen die LXX. nach dem Arphaxad einschalten. Man hat die Zeitrechnung des Joseph Flavius wegen ihres Alters und Ansehens jener der angeführten drei Texte an die Seite gesetzt, woraus vier verschiedene Hauptquellen oder Grundlagen der alten Chronologie entstehen.

4. Dieselben sind dann insgesammt von den neuern Chronologen sorgfältig untersucht, studirt, commentirt und verglichen worden; auch hat man zu Profanscribenten seine Zuflucht genommen, um die Dunkelheit aufzuhellen. Vergebens! sie wurde nur noch dichter. Eine Menge gelehrter, zum Theil auch genievoller Männer, wie Scaliger, Bochart, der vortreffliche Marsham, Newton, Jakson, Petav, Usher, Pezron, Lenglet du Fresnoy, in der neuesten Zeit noch Batsch, Frank, Ideler u. s. w. haben ihre Zeit und Mühe diesem undankbaren Geschäfte gewidmet, und der Erfolg war, daß wir nun über hundert verschiedene Systeme besitzen, die um mehr als 1400 Jahre von einander abweichen, aber eines wie das andere, nach Bolingbroke's treffendem Ausdrucke, den Zauberschlössern ähnlich sind, die bei Auflösung des Zaubers, oder bei näherer Betrachtung, in Nichts zergehen.

Bei der schon aus diesen wenigen Bemerkungen hervorgehenden moralischen Unmöglichkeit, jedesmal mit der alten Zeitrechnung ins Reine zu kommen, bleibt uns nichts Anderes übrig, als durch eine conventionelle Jahresbestimmung für die nach ihrem, möglichst sorgfältig eruirten, Zeitverhältniß geordneten Thatsachen dem Gedächtniß und der Imagination zu Hilfe zu kommen. Man halte sich demnach durchgängig an ein — es gilt fast gleich-

* Herodot gibt dem ägyptischen Reich ein Alter von mehr als 13,000, Diodor von 23,000, eine anonyme Chronik gar von 36 000 Jahren. Die Babylonier prahlten mit Hunderttausenden, die Sinesen mit Jahr-Millionen!

Einleitung.

Zeitrechnung.

Die Entstehung der Erde und des Menschengeschlechts ist freilich, weil jenseits der Grenzen aller Erinnerung gelegen, kein historisches Faktum. Gleichwohl mag man sie als Anfangspunkt der Weltgeschichte aufstellen, weil diese die Aufgabe hat, mit ihren Forschungen so weit als möglich zum Ursprung unseres Geschlechtes und der Entstehung seines Wohnhauses zurückzugehen. Auch können wir mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß solcher Ursprung **wenigstens** viertausend Jahre rückwärts von Christus zu sezen sey, indem das aus dem Dunkel der auf uns gekommenen, ältesten Sagen und Mythen jedenfalls mit Sicherheit hervorgehende **Daseyn** mehrerer **ansehnlicher** und **civilisirter** Reiche in verschiedenen Erdgegenden, als in Aegypten, Mittelasien und Ostasien, mehr als zweitausend Jahre vor Christus, verbunden mit der aus Anthropologie und Erfahrung erkennbaren **Langsamkeit** des menschlichen Voranschreitens von dem Zustand der Unkultur zu jenem der Civilisation, ein geringeres Alter des Geschlechts fast undenkbar machen. Es scheint daher nicht unzweckmäßig, ein solches beiläufiges Zeitmaß, welches dabei durch das Ansehen unserer eigenen heiligen Urkunde im Allgemeinen unterstüzt, und auch eben darum fast in alle ältere (vom Mittelalter angefangen) und die meisten neueren Geschichtwerke übergegangen ist, wenigstens als **Hypothese** zur Grundlage der alten Chronologie zu wählen, ohne jedoch dadurch irgend eine bestimmte Behauptung aufzustellen, oder gar ein zuverlässiges Mittel für die Anordnung der einzelnen Begebenheiten der alten Welt nach ihrer Gleichzeitigkeit und Zeitfolge darin zu erblicken. Wir anerkennen vielmehr, daß in der ältesten Chronologie undurchdringliches Dunkel und endlose Verwirrung herrschen. Denn

1. Weichen die **Profanscribenten** von den heiligen Bü-

türlichkeit mühselige und verwirrende rückgängige Zählung, welche die frühen Begebenheiten mit großen, und die späten mit kleinen Jahreszahlen bezeichnet, vermieden. — Zur Erleichterung der chronologischen Uebersicht mag die am Schlusse dieses Bandes angehängte Tabelle dienen.

Charakter der alten Welt und ihrer einzelnen Perioden.

Den langen, zu fünfthalbtausend Jahren anzunehmenden Zeitraum der alten Geschichte theilen wir zur Erleichterung der Uebersicht in drei untergeordnete Perioden, deren allgemeinste Charakterisirung die nachstehende ist.

Den ersten Zeitraum der alten Welt, welcher von Adam, d. h. vom Ursprung des Menschengeschlechts, bis Cyrus, den Stifter des großen medopersischen Reiches, nach der von uns angenommenen Zeitrechnung vom Jahr 1 bis 3425 [558 v. Chr.] geht, bezeichnet als Hauptzug seine Dunkelheit. Die beiden ersten Jahrtausende sind völlig öde. Einige wenige Sagen, jede weit von der andern getrennt, schweben uns vor, und Entfernung und Finsterniß hindern das Erkennen, ob es wahre oder Traumgestalten seyen. Auch im dritten Jahrtausend, und bis zum Ende der Periode, währt die Dunkelheit fort, nur hie und da von zweifelhaftem Dämmerlicht unterbrochen, und langsam in des vierten Jahrtausends erster Hälfte zum anbrechenden Tag übergehend. Zwar mehren sich hier die Erscheinungen, aber ihr Charakter bleibt das Schwankende und Wunderbare, ähnlich den Bildern, die uns gerne bei früher Morgendämmerung, träumend oder wachend, vor Phantasie und Aug vorüberziehen. Fast Alles, was von den Völkergeschichten dieses langen Zeitraumes übrig blieb, ist Sage und Mythe, oder es sind wenigstens die eigentlich historischen Nachrichten mit jenen verwebt und durch bilderreichen Vortrag, durch symbolische Einkleidung großentheils unverständlich geworden. Gleichwohl geht aus der Verhüllung Einiges erkennbar hervor, und es stellt uns dieses die Völker und das ganze Menschengeschlecht in den Zustand der Kindheit oder des unmündigen Alters dar. Seine Entstehung, seine allmählige Ausbreitung über die Erde liegen, wiewohl in schwindender Ferne, vor uns, und Alles bezeichnet den neuen Ankömmling. Schon erblicken wir deutlich die Anlagen zu Allem, was Gutes und Böses im Menschen ist — aber die Entwicklung derselben ist noch unvollendet. Gesund und ungeschwächt an Körper und Seele, erwacht der Mensch zum Gefühl seiner Kraft, und äußert sie jugendlich rasch und unbefangen in mannigfaltiger Sphäre. Noch ist er arm an Erfahrungen, noch fast ganz Natur,

viel welches — System, suche einige Jahrzahlen für Hauptfakten, vorzüglich runde oder sonst leicht zu behaltende, namentlich kürzere Zahlen (welche zu gewinnen es mehrere Methoden gibt) dem Gedächtniß einzuprägen, und sich das Behalten des Zeitzusammenhanges oder Abstandes der übrigen Begebenheiten durch öfteres Ansehen von zweckmäßig hierzu eingerichteten Tabellen, durch Reflektiren auf die reelle Verknüpfung der Fakten oder Personen, oder durch sonstige Ideenassociation und mnemonische Hülfsmittel zu erleichtern (s. Schlözers Einleitung in die Weltgeschichte). Wir halten uns an die hebräische Zeitrechnung nach Dionysius Petavius Berichtigung, und halten uns an ihn öfters auch da, wo wir Gründe hätten, ihn eines Irrthums zu zeihen, weil es uns zweckmäßiger scheint, dergleichen kleinere Verstoße unbemerkt zu lassen, als durch angebliche Verbesserungen — welche dennoch wieder nicht Allen gefallen würden — die abschreckende Menge chronologischer Systeme zu vermehren. Darum haben wir auch das Alter der Patriarchen nach Moses Angabe als Zeitmesser in der vorsündflutigen Welt beibehalten, ungeachtet wir jene Angabe keineswegs zu vertheidigen gedenken. Aber mag es mit jener Zählung was immer für eine Bewandtniß haben, es sind, wie schon oben bemerkt ward, noch andere Gründe vorhanden, der Welt, d. h. dem Menschengeschlecht, eine mit jener Berechnung so ziemlich übereinstimmende Dauer zuzuschreiben. Auch wird das Studium der Geschichte unnöthig erschwert, wenn in jedem historischen Werke verschiedene Jahreszahlen bei denselben Begebenheiten stehen.

Wir geben gewöhnlich blos das Jahr von Erschaffung der Welt an, weil mit demselben — für das nämliche System — auch jenes von Christi Geburt rückwärts gegeben ist. Man ziehe nämlich unsere Jahreszahl von 3983 ab, so hat man das Verlangte. Von der Sündflut zu zählen, bietet wenig Vortheil an, weil dabei doch die Zahlen in die Tausende steigen. Von Christi Geburt rückwärts dehnt sich das Gebiet der deutlichern und reichhaltigern Geschichte freilich zu keinem vollen Jahrtausend aus. Die Erleichterung, die hierdurch für das Gedächtniß entsteht, läßt sich aber auch bei der Aere von der Schöpfung gewinnen, wenn man in Gedanken die ersten dreitausend Jahre abschneidet, oder sein Augenmerk und seine Reminiscenz vorzugsweise oder fast ausschließend auf die nach dem dritten Jahrtausend, also vom Jahre 3000 bis 3983 vorkommenden Begebenheiten und Zahlen wirft; und sonach blos in dem kleinen Kreis von 983 Jahren sich einheimisch zu machen braucht.* Dabei wird dann auch die wegen der Unna-

* Auch Joh. v. Müller (sämmtliche Werke XI. Thl. S. 48) verwirft die Zählung von Christi Geburt rückwärts.

aller menschlichen Anlagen sowohl als der gesellschaftlichen Einrichtungen, der Charakter der Kindheit oder des unmündigen Alters unseres Geschlechts erkennbar bleibt; so ist in der zweiten Periode jener des reiferen Jünglings- und Mannesalters vorherrschend. Deutliches Selbstbewußtseyn, bestimmtere, zusammenhängende Erinnerungen und die mit Beharrlichkeit auf größere und höhere Zwecke gerichtete Kraft bezeichnen dasselbe. Jetzt erst sehen wir die bürgerlichen Verfassungen eine Art von Konsistenz, freilich auf zweierlei Wegen, gewinnen. Denn es wird auf einer Seite der Despotismus durch Aufrichtung von Weltreichen konsolidirt; anderseits erhält die Freiheit durch unablässiges Streben und Nachhelfen eine festere Grundlage, wenigstens insofern, daß man die Mittel und Wege, zu ihr zu gelangen, erkennt, und nicht mehr aus Irrthum, wiewohl öfter aus Verkehrtheit und Leidenschaft, ihren Besitz verscherzt. Wenn so im Innern die Einrichtungen der Völker mit mehr Ueberlegung und Konsequenz getroffen werden, so ist auch in äußeren Verhältnissen der Charakter des reifern Verstandes sichtbar. Nicht mehr aus thierischer Raublust und Mordbegier und wildem Thatendrang, nicht mehr aus Rache, Eifersucht und andern bloß leidenschaftlichen Antrieben jugendlicher Gemüther werden Kriege geführt. Die Politik und planmäßige Herrsch- oder Ruhmbegierde entscheiden jetzt im Rath der Fürsten und Völker über Krieg und diktiren den Frieden. So auch in allen andern Sphären des menschlichen Wirkens und Leidens. Der jugendliche Enthusiasmus, womit man früher die religiösen Ideen umfaßt hatte, wandelt sich allmählig in kältere Forschung um, und es wird die Religion politischen Zwecken untergeordnet. Unter den Künsten und Wissenschaften sind nur anfangs jene, die der Imagination angehören, in vorzüglicher Blüte; später werden die ernsten Disciplinen vervollkommnet. Der sittliche Zustand wird feiner und abgeschliffener, aber luxuriöser; die Laster der Rohheit werden durch jene der Korruption verdrängt u. s. f. Jedoch versteht sichs von selbst, daß diese allgemeine Charakteristik nur auf die im Vordergrunde des welthistorischen Schauplatzes stehenden Nationen passe. Denn es gab allerdings auch im zweiten Zeitraum, und gibt ja heutzutage noch viele einzelne Völker, die noch in der Kindesperiode sich befinden; aber von diesen können bei Entwerfung eines allgemeinen Umrisses die Hauptzüge nicht genommen werden.

Das Jünglings- und Mannesalter ist jenes der Kraft, und solchen Stempel trägt auch Alles, was in der vorliegenden Periode auf dem großen Welttheater geübt wird. Mächtige Reiche entstehen, theils plötzlich durch gigantische Anstrengung, theils langsam durch Weisheit und beharrlichen Muth. Kleine Staaten behaupten sich

nicht sehr gebildet, noch verbildet, und größtentheils in der Mitte zwischen Verwilderung und Korruption. Dennoch hat seine Erziehung bereits begonnen; natürliche Bedrängnisse und selbstgeschaffene Leiden haben ihn zum Nachdenken gebracht, und er hat seine erblichen Krankheiten, die ewigen Quellen seiner Noth erkannt — Selbstsucht und Sinnlichkeit. Auch hat er schon nach Hilfsmitteln dagegen gerungen; er hat der feindseligen Vereinzelung und der gesezlosen Freiheit entsagt, ist Bürger geworden, und hat sein Gemüth aufzurichten gesucht durch den Blick auf die übersinnliche Welt. Aber neue Leiden hat er sich durch Beides bereitet; er ist abwechselnd der Anarchie und der Despotie Opfer geworden, und hat seine heiligsten Ahnungen gegen blinden Wahn vertauscht. Priester haben seinen aufstrebenden Verstand unterdrückt, und Fürsten haben Völker wie Heerden behandelt. Schon sind Völkerräuber, Eroberer, Gründer von Weltreichen aufgestanden, und die Verkehrtheit der Menschen hat ihnen Weihrauch gestreut. Nur ein kleines Volk — die Juden — bewahrt kümmerlich das Kleinod der reineren Gottesverehrung, und ein anderes — die Phönizier — zieht die Friedenskünste dem Ruhm des Krieges vor. Auch sind, besonders im Abendland, verschiedene — wiewohl unbehilfliche — Versuche sichtbar, eine freie, rechtliche Verfassung zu erringen. Hierin, und sonst noch vielfältig, zeigt sich schon die klimatische Einwirkung, die den Morgenländer träg und geduldig, den Abendländer regsam und selbstthätig macht. In dem warmen, gesegneten Orient ist der Mensch zum Genuß und zur Ruhe geneigt; Muße führt ihn frühzeitig zur Halbkultur, Künste und Wissenschaften verschönern sein Daseyn; aber er entschlummert auf der Mitte des Weges, oder geht zur Weichlichkeit und Ueppigkeit über; indeß im kältern Abendland die Noth die Kräfte weckt und spornt, und das Erkennen der eigenen Kraft dem Charakter Festigkeit und Würde ertheilt. Zwar viele Stämme fangen hier an, zu verwildern, doch bleiben sie ungeschwächt und des Guten empfänglich. Auch betreten mehrere mit Glück die Bahn einer reineren Kultur, und im auserwählten Griechenland und in Italien wird wenigstens der Boden bereitet, auf welchem später aus fremdem Samen die schönste Blüte der Aufklärung und Civilisation hervorsprossen soll.

Der zweite Zeitraum geht von Cyrus bis Augustus oder bis zum Umsturz der römischen Republik, vom J. d. W. 3425 bis 3953 (vor Christus 558 bis 30) 528 Jahre.

Wenn wir in der ersten Periode uns fast einzig mit Sagen begnügen müssen, und selbst die eigentlichen Geschichten das Gepräge des Wunderbaren und Mährchenhaften an sich tragen; wenn auch sonst, und vorzüglich in der kaum begonnenen Entwicklung

aller menschlichen Anlagen sowohl als der gesellschaftlichen Einrichtungen, der Charakter der Kindheit oder des unmündigen Alters unseres Geschlechts erkennbar bleibt; so ist in der zweiten Periode jener des reiferen Jünglings- und Mannesalters vorherrschend. Deutliches Selbstbewußtseyn, bestimmtere, zusammenhängende Erinnerungen und die mit Beharrlichkeit auf größere und höhere Zwecke gerichtete Kraft bezeichnen dasselbe. Jetzt erst sehen wir die bürgerlichen Verfassungen eine Art von Konsistenz, freilich auf zweierlei Wegen, gewinnen. Denn es wird auf einer Seite der Despotismus durch Aufrichtung von Weltreichen konsolidirt; anderseits erhält die Freiheit durch unablässiges Streben und Nachhelfen eine festere Grundlage, wenigstens insofern, daß man die Mittel und Wege, zu ihr zu gelangen, erkennt, und nicht mehr aus Irrthum, wiewohl öfter aus Verkehrtheit und Leidenschaft, ihren Besitz verscherzt. Wenn so im Innern die Einrichtungen der Völker mit mehr Ueberlegung und Konsequenz getroffen werden, so ist auch in äußeren Verhältnissen der Charakter des reifern Verstandes sichtbar. Nicht mehr aus thierischer Raublust und Mordbegier und wildem Thatendrang, nicht mehr aus Rache, Eifersucht und andern bloß leidenschaftlichen Antrieben jugendlicher Gemüther werden Kriege geführt. Die Politik und planmäßige Herrsch- oder Ruhmbegierde entscheiden jetzt im Rath der Fürsten und Völker über Krieg und diktiren den Frieden. So auch in allen andern Sphären des menschlichen Wirkens und Leidens. Der jugendliche Enthusiasmus, womit man früher die religiösen Ideen umfaßt hatte, wandelt sich allmählig in kältere Forschung um, und es wird die Religion politischen Zwecken untergeordnet. Unter den Künsten und Wissenschaften sind nur anfangs jene, die der Imagination angehören, in vorzüglicher Blüte; später werden die ernsten Disciplinen vervollkommnet. Der sittliche Zustand wird feiner und abgeschliffener, aber luxuriöser; die Laster der Rohheit werden durch jene der Korruption verdrängt u. s. f. Jedoch versteht sichs von selbst, daß diese allgemeine Charakteristik nur auf die im Vordergrunde des welthistorischen Schauplatzes stehenden Nationen passe. Denn es gab allerdings auch im zweiten Zeitraum, und gibt ja heutzutage noch viele einzelne Völker, die noch in der Kindesperiode sich befinden; aber von diesen können bei Entwerfung eines allgemeinen Umrisses die Hauptzüge nicht genommen werden.

Das Jünglings- und Mannesalter ist jenes der Kraft, und solchen Stempel trägt auch Alles, was in der vorliegenden Periode auf dem großen Welttheater geübt wird. Mächtige Reiche entstehen, theils plötzlich durch gigantische Anstrengung, theils langsam durch Weisheit und beharrlichen Muth. Kleine Staaten behaupten sich

glorreich gegen die furchtbarste Uebermacht, oder erliegen ruhmvoll im ungleichen Kampf. Kein anderes Zeitalter ist so reich an Wundern der Freiheits- und Vaterlandsliebe, keines so reich an Weisen und Helden. Aber schrecklich sind auch die Verirrungen der übel geleiteten Kraft, kläglich die Auswüchse des engherzigen Nationalstolzes und des republikanischen Fanatismus. Wir treffen wohl noch mehr Frevel als Großthaten an, und mehr Verbrecher als Helden. Von ihnen Allen und von dem, was sie segnend und strafend wirkten, ist kaum eine Spur mehr vorhanden, sie leben blos noch als warnende oder erhebende Beispiele. Aber was der Geist des Menschen ersann, was er schuf in Kunst und Wissenschaft, das wirkt unmittelbar fort, auch in den neuesten Zeiten. Hierin liegt der eigentliche Stolz dieser Hauptperiode der alten Welt. Wiewohl uns das Verhängniß aus ihr nur wenige Denkmale der Kunst erhalten, so reichen sie hin, als hohe Vorbilder die ewigen Gesetze des Schönen der spätesten Zeiten zu bewahren; und unermeßlich ist der Reichthum der geretteten Schriften — weit mehrere gingen verloren — in allen Sphären der Erkenntniß und Wissenschaft. Zwar unsere Fortschritte sind größer; aber wenn wir bedenken, wie dürftig, mit den unserigen verglichen, die Hülfsmittel der Alten und wie auf so wenige Völker beschränkt bei ihnen der Konflikt der Geistesthätigkeit gewesen, so staunen wir billig ob der genialischen Kraft, die mit so Wenigem so Vieles geleistet. Und noch weit Mehreres hätte sie vollbracht, wären nicht die Pflegmütter alles Schönen und Guten, die Freiheit und Sittlichkeit, frühe erlegen unter einreißender Tyrannei und Verderbniß. Auf demselben Wege wie früher die Kultur, d. h. von Ost nach West, verbreitete sich diese Korruption, und am Ende des Zeitraums ist die historische Welt getheilt zwischen Barbarei und Entartung.

Doch troz dem moralischen Verderbniß, welches gegen das Ende des zweiten Zeitraums mächtig zunahm, schien gleichwohl das Hauptergebniß seiner Geschichte die Aussicht auf Voranschreiten zu begründen. In raschem Fortgang waren die Völker von der Wildheit zur Kultur, von der Schwäche zur Kraft, von der Unerfahrenheit zur Weisheit emporgestiegen. An der Einrichtung der Staaten war eifrig und mit Erfolg, hier zur Begründung der Freiheit, dort zur Befestigung der Herrschaft gearbeitet worden. Der reifende Verstand hatte allenthalben in göttlichen und menschlichen Dingen Schätze der Erkenntniß gesammelt, und Vieles davon war in die Ausübung, ins Privatleben und in die Gesellschaft übergegangen. Industrie, Kunst, Wissenschaft und Ausbreitung des Verkehrs unter Menschen und Völkern hatten in steigendem Verhältniß die Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens vervielfältigt, und endlich waren die wichtigsten Nationen der Erde in eine große

Masse — sonach in die Gemeinschaft der Anwendung ihrer einst getheilten oder feindseligen Kräfte — zusammengetreten.

Nach so wichtigen Fortschritten und bei dem gehäuften Schatz der Erfahrung, mochte man nicht mit Grund noch Größeres für die Folge erwarten? Aber solcher Hoffnung entgegen — wenn sie je gehegt ward — erblicken wir im dritten Zeitraum — von Augustus bis Theodosius M. oder von der Schlacht bei Aktium bis zur großen Völkerwanderung (vom Jahr 3953 der Welt bis 395 nach Christus, 425 Jahre) — einen traurigen Stillstand, ja wohl einen Rückschritt in den Bestimmungen der Menschen. Als ob das Höchste bereits erreicht gewesen, was unter den Umständen jener alten Zeit und nach dem Gang, welchen die Bildung der Menschen jener Vorwelt genommen, erreicht werden konnte, fing der Rückgang, scheinbar unausweichlich, an; so wie auf die Periode der vollen Manneskraft das hinfällige Alter folgt. Die Triebräder der alten Verfassungen, wodurch die Freiheit sollte geschützt werden, waren abgenützt, und es fehlte an Geist oder an Kraft, sie wieder herzustellen oder neue zu erbauen. Ermattet durch die langgedauerte Anstrengung gaben sich die Bürger des größten Reiches, das jemals die Erde sah und welches den edelsten Theil der Menschheit begriff, der ungemessenen Gewalt eines Einzigen hin, mit eben der Apathie, womit auch die Völker die Vernichtung ihrer einst so standhaft vertheidigten Nationalität ertrugen. Man schien kein anderes Bedürfniß mehr zu kennen, als Ruhe, Bequemlichkeit und in allen Genüssen eine mit der Verminderung der Empfänglichkeit im Verhältniß stehende Steigerung des Reizes. Wenige Spuren von Genie; im Physischen wie im Moralischen Abnahme der Kraft, träges Benützen, zuletzt Vergessen der vorhandenen Erfindungen, bescheidenes Nachtreten in den früher geebneten Bahnen, aber keine neue Ausbeute in Kunst und Wissenschaft; in der Religion Rückkehr des kindischen Aberglaubens, wohl auch verzweifelter Unglaube — allenthalben Erschlaffung, und hieraus, beschleunigt durch äußere Stürme, der Untergang.

Zwar diese Charaktere passen nur auf das römische Reich; aber eben dieses enthielt ja den größten, wenigstens den merkwürdigsten und fast allein historisch bekannten Theil der Menschheit. Sonach möchte es scheinen, daß die Ursache jener traurigen Bestimmungen blos in der Bildung solchen Weltreiches, wodurch die Schicksale aller Völker an das Verhängniß des einen Rom geknüpft wurden, und nicht in einem allgemeinen Altern der Menschheit gelegen habe. Allein nie wäre unter den edelsten Völkern das Weltreich, noch in demselben die despotische Alleinherrschaft aufgekommen, wenn nicht Kraft und Geist schon früher erschlafft wären. Nur über alternde Staaten mochte Rom mit so geringer Mühe seinen Scepter strecken, und hätten die Hauptmächte, auf deren

Sturz jenes seine Größe baute, die jugendliche Energie der Spanier besessen: Rom wäre im Kampfe verblutet, bevor es siegte. Dieses Rom selbst aber — hätte es nicht schon gealtert — wäre durch die Tugend eines Cato und durch Brutus' Muth gegen Cäsar und Augustus gerettet worden.

So wahr jedoch und folgenreich die Idee von den Stufenaltern der Völker und der gesammten Menschheit ist, so soll sie gleichwohl nur dazu dienen, die Hauptgestalt der großen Perioden, um deren Ueberschauung zu erleichtern, durch die hervorspringendsten Züge zu bezeichnen. Die weitere Ausführung gehört der Philosophie der Geschichte der Menschheit. Die Weltgeschichte, als eine bescheidenere und strengere Wissenschaft, darf bei ihren Darstellungen sich nicht in das Reich der Ideen verlieren, sondern muß sich mit dem positiv gegebenen Zusammenhang der Begebenheiten begnügen.

In diesem Sinn besteht der Charakter des dritten Zeitraums darin, daß derselbe das imposante Bild einer Universalmonarchie und ihrer Wirkungen im Guten wie im Bösen enthalte. Denn außer Rom kömmt jetzt fast gar nichts vor in der Geschichte, und das Schicksal schien alle Umstände in Beziehung auf dieses Weltreich absichtlich dahin vorbereitet und angeordnet zu haben, daß alle Folgen einer solchen Macht, unter jeder Voraussetzung, mit überzeugender Klarheit vor uns treten.

Schauplatz der Begebenheiten.

Im ersten Zeitraum ist solcher Schauplatz alles Land vom südlichen Abhange der Gebirge Hochasiens und vom kaspischen und schwarzen Meere bis zum mittelländischen und indischen — ja bis zum chinesischen Meere herab, doch so, daß Indien wenig und China gar keinen Theil nimmt an den Ereignissen der übrigen Welt, daß von Arabien blos der nördliche Theil erscheint und noch manche Strecke des innern Asiens blos im Dämmerlicht sich zeigt; weiter in Afrika ein großer Theil der Nordküste, vorzüglich aber das glückliche Nilthal; von Europa endlich fast alle Küstenländer und Inseln des Mittelmeeres, insbesondere Griechenland und Italien, dazu ganz im Hintergrund hier die öde Heimath der Celten und Scythen, und dort äthiopische und libysche Sandwüsten. — Das ist der Umfang der Länder, von denen bereits in diesem Zeitraum mehr oder weniger Kunde erschallt. Aber sehr ungleich ist der Antheil, den ihre Bewohner an dem allgemeinen Gang der Ereignisse nehmen. Einige, wie die Chinesen, sind völlig losgetrennt von dem übrigen Völkersystem; von andern, als Indiern, Aethiopiern, Celten und Scythen, erscheinen nur

befruchtete. Die meisten Kanäle sind jetzt zerfallen, und halb Babylon eine Wüste. Als Denkmale alter Herrlichkeit sind kaum noch halbverwitterte Trümmer von Backsteinen übrig, welche nur undeutlich die Stelle von prächtigen Städten, Tempeln und Palästen bezeichnen. Gleich arm an Holz wie an Steinen, lieferte das Land kein anderes Baumaterial, und viele Bauten versanken in den feuchten Grund.

Nördlich an Babylon, und an dessen oder Assyriens Schicksal schon durch die Lage geknüpft, bietet Mesopotamien (Aram Naharaim, Al Dschesira, gleichsam die Flußinsel, als von den beiden Flüssen umschlossen) eine merkwürdige Abwechslung von Bergen und Steppen, Wüsteneien und Auen dar, und ist mit Städten, mit Trümmern von Städten und mit berühmten Schlachtfeldern erfüllt.

Jenseits des Tigris (von seinem schnellen Lauf wird er also, d. i. der Pfeil, genannt) liegt Assyrien (h. z. T. meist Kurdistan), das Vaterland vieler kriegerischen Horden und der uralte Sitz wilden Eroberungsgeistes, welcher verheerender als der schreckliche Samum, der von den Schwefelbergen Kurdistans weht, von hier aus zuerst tödtend in weite Ferne wirkte. Auch hier sind meist Steinhaufen, wo einst Königstädte prangten.

Medien (meist Aderbeidschan, Schirwan, in weiter Bedeutung auch Gilan, Maserderan und Irak Adschemi), worüber Assyrien lange Zeit seinen Scepter streckte, bis jenes zum selbstständigen Reiche erwuchs, zieht sich weit nach Nord und Nordost bis an die Ufer des kaspischen Meeres und nach Baktrien. Viele Gebirgsrücken durchstreichen das Land, und umschließen hochgelegene, fruchtbare Thäler. Doch gegen die kaspischen Gestade geht das Hochland mit schnellem Absturz in einen niedern Boden über, worin häufige Naphtha-Quellen fließen, und noch jetzt der Parsen heiliges Feuer brennt. Ekbatana und Gaza, die beiden stolzen Hauptstädte, sind längstens nicht mehr. Von diesem sieht man noch Trümmer; von jenem glaubt man, daß es einstens gestanden, wo heute Hamdan ist.

Oestlich an den schönen Gefilden von Susiana (mit Elymais) erhebt sich, im Süden vom persischen Meerbusen, im Osten von Carmanien, im Norden von dem weiten Medien umgrenzt, das Land Persis (Farsistan). Sein Flächeninhalt mag dem von Italien gleichkommen. Es ist von hohen, theils dürren, theils weidereichen Gebirgen erfüllt; nur gegen das Meer läuft es aus in eine flache, versengte Sandwüste. Ueber diesem Lande ist ein fast beständig heiterer Himmel (auch heißt Pars soviel als Lichtland) und eine, der hohen Lage entsprechende, frische, in der Nordgegend sogar kalte Luft. Der Boden, minder

die Namen der meisten Nationen gehen unter, wie ihre genetischen Charaktere, und es wird der edelste Theil der Menschheit in eine willkürlich abgetheilte Heerde verwandelt, die gegen den Herrn in keine Betrachtung kömmt. Wenn wir, betrübt über dieses Schauspiel, den Blick nach jenseits der römischen Grenze wenden, so sehen wir, so weit das Dämmerlicht es verstattet, in Osten — in Parthien, oder nachmals (dem mittlern) Persien, und in Sina — ein ähnliches Schauspiel; in Süden ist die todte Wüstenei; in Norden und Nordosten aber, in ungezähmter Wildniß, springt der Geist des Muthes und der Freiheit. Die Wälder Germaniens und die weiten Steppen des Scythenlandes, worauf bis dahin ein fast undurchdringliches Dunkel geruht, öffnen sich dem historischen Blick, und mit neu gewecktem Interesse betrachten wir die rohen, ungeschwächten Söhne der Natur, welche das Verhängniß dazu erzogen hatte, das verdorbene Blut der Römlinge zu erfrischen, und der dahinsterbenden Menschheit ein neues Leben zu ertheilen. Ein wenigstens flüchtiger Blick auf die wichtigsten der von den angedeuteten Grenzen umschlossenen Länder ist nöthig zum leichtern Verständniß und Ueberschauen ihrer Geschichten.

Von Asien, dem Ursitz unseres Geschlechts, wenigstens der Kultur, ist doch nur der südliche Theil, ja von diesem nur die westliche Hälfte, vom historischen Lichte bestrahlt. Von Sina kennt man noch nichts; von dem durch Natur und Handel überreichen Indien wenig mehr als die Eintheilung in das dies- und jenseits des Ganges gelegene Land und — zumal durch Alexanders M. Zug erhellt — die näheren Umgebungen des Indus und einiger seiner Nebenflüsse.

Vom Indus bis zum Euphrat ist der näher bekannte Schauplatz vielfach wechselnder Revolutionen und weit gebietender Mächte. Unser Blick ruht allererst auf ihm.

Zwischen und an den beiden Flüssen Euphrat und Tigris, von ihrem Austritt aus dem armenischen Bergland bis zu ihrer Vereinigung, und weiter bis zum Erguß des vereinten Stromes in den persischen Meerbusen, liegen drei Länder, Mesopotamien, Assyrien und Babylon, worin vielleicht mehr als irgendwo majestätische Erinnerungen mit einer elenden Gegenwart sich paaren. Um den Nieder-Euphrat und von Susiana (Chusistan) bis zur arabischen Wüste, dehnt sich Babylon (Irak Babeli) aus, das Land der schönsten Weiden und der üppigsten Kornfelder, so weit die Ueberschwemmungen des Stromes reichen, der ehedessen fast eben so wohlthätig als der Nil, und wie dieser durch vielfache Kanäle* weit umher geleitet, die Sandsteppe

* Der große Königs-Kanal, Nahar-malka, kann eine Vergleichung mit dem See Möris aushalten.

lästina's, wohl aber mit Inbegriff Phöniziens, als welches blos ein Theil der syrischen Küste ist).

An die zwei Bergreihen, die von Cilicien aus durch Syrien streichen, und wovon die westliche längs der Meeresküste waldig und quellenreich, die innere aber nackt und trocken ist, schließen sich mannigfaltige Thäler und Flächen an, welche aus eben der Ursache die grellsten Contraste von Dürre und Fruchtbarkeit darbieten. Der hohe, einst cedernreiche Libanon, mit meist schneebedeckter Scheitel, und der südlichere Antilibanon, mit ihren vielfältig gewundenen Thälern vermehren den Wechsel der Ansichten und der Produkte. Vorzüglich reich an Naturschönheiten und an Schöpfungen der Menschenhände ist das große, gegen Nordosten sich öffnende Thal, das, vertieft zwischen den beiden Libanons hinziehend, Coelesyria, das hohle Syrien, genannt wurde. Hier sieht man das alte Damaskus in seiner paradiesischen Lage noch heute glänzen, und Baalbeks (Heliopolis) ehemalige Herrlichkeit in majestätischen Trümmern ruh'n. Viele andere Städte sind oder waren hier und in ganz Syrien wie ausgestreut, theils am Ufer des Meeres, wo besonders in Süden die phönizischen Städte eine meist unfruchtbare Küste schmückten, theils längs des Orontes, der mit gewundenem Laufe nordwestlich ins Mittelmeer fließt, theils im innern Lande, wo manche Bäche einzelne Stellen befeuchten, und dann einsam im Sande versiegen. Gegen den Euphrat nimmt die Fruchtbarkeit des Bodens zusehends ab. Hier und da wird er durch Kanäle oder durch wohlthätige Quellen getränkt, häufiger liegt er trocken, bis endlich in Süden von Palmyra — dessen hohe Trümmer ringsum schon die schweigende Wüste umgibt — das organische Leben traurig im weiten Sand erstirbt.

Auch Palästina gehört dem syrischen Land in weiter Bedeutung an. Von dem Rücken des Antilibanon, welchem der schneebedeckte Hermon sich anschließt, ziehen sich mehrere Bergreihen südlich hinab, bis sie jenseits des todten Meeres wieder ansteigen zu dem Gebirgsstock, der bei Ptolemäus das verbrannte Gebirg genannt wird, und wovon der majestätische Sinai der Mittelpunkt ist. Oestlich verflächen sich jene Bergreihen gegen die syrische Wüste und westlich gegen das Mittelmeer.

In diese Naturgrenzen ist Palästina in weiterer Bedeutung, d. h. mit Inbegriff Philistea's in Südwesten, Edoms in Süden, und der Wohnsitz der Moabiter, Ammoniter u. s. w. in Osten, eingeschlossen. In engerer Bedeutung wird nur das Land vom Jordan bis an's Mittelmeer, das ungefähr 500 Quadratmeilen in sich faßt, also genannt. Dieser Steppenfluß ent-

wasserwarm als die meisten benachbarten Länder, bringt köstliche Früchte, Gras und Getreide hervor, und hat von jeher gesunde, kräftige Menschen beherbergt. Aber sie sind weniger zahlreich heute, als ehedem, und minder emsig, seitdem Zoroasters dem Ackerbau freundliche Lehre dem Schwert der Moslems wich. Daher ist Persis jetzt großentheils wüste, und bildet in seinem verödeten Zustand eine traurig harmonische Umgebung der hehren Trümmer von Persepolis. Mehr als zweitausend Jahre sind hingegangen, seitdem Alexander im Wein- und Siegesrausche die ehrwürdige Perserstadt zerstörte; aber ihre Trümmer mögen noch länger dauern, als die neuesten Paläste. Da, wo an der Grenze der Sandregion die Gebirgskette anhebt, liegen, von zwei Armen derselben halb umschlossen, diese geheimnißvollen Ruinen. Aus ungeheuern Marmorblöcken wunderbar zusammengefügt, sieht man gigantische Treppen, Säulen, Mauern, Gemächer und Gräber in seltsamer Verbindung, theils noch stehend, theils zusammengestürzt, mit räthselhaften Thiergestalten vermischt, und die Wände fast durchaus bedeckt mit schwer zu deutenden Bildern und mit Charakteren einer längst verstorbenen Schrift.

Was von den beiden Flüssen Indus und Oxus bis zum Tigris und zum indischen Ocean liegt, und in mittlern Zeiten Iran (im Gegensatz von Turan, nördlich am Oxus) genannt wurde, hieß den Griechen mit demselben Namen Ariana (in der Zendsprache Eriene). Außer den schon genannten Provinzen Assyrien und Medien, umfaßte solches in Süden die wüsten Länder Carmanien und Gedrosien, im Norden am kaspischen Meere Hyrcania und daran grenzend das späterhin furchtbare Parthia, in Nordosten und Osten endlich die uralten Handelsländer Bactria und Sogdiana (dieses letztere noch jenseits des Oxus), Aria, Arachosia und Paropamisus, das indische Grenzland. Bei aller Verschiedenheit in Klima und Produkten, die bei so weit ausgedehnten Ländern sich vermuthen läßt, ist dennoch, mit Ausnahme der Seeküsten, den meisten die hohe Lage, die trockene Luft und Armuth an Wasser gemein.

Das Land zwischen dem Euphrat und Mittelmeer, von den Gebirgspässen des Amanus und des höheren Taurus Rücken bis zur arabischen Wüste, oder in engerem Sinne bis zum Antilibanon — ist Syrien (in der Bibel Aram von Sems Sohn, und von den Arabern Sham, das Land zur Linken, d. z. T. Soristan, genannt), wiewohl auch mehrere Länder jenseits des Euphrat, vorzüglich Mesopotamien (Aram Naharaim), oftmals zu Syrien gerechnet, ja wohl gar Assyrien bisweilen damit verwechselt worden. Wir reden hier nur vom eigentlichen Syrien bis zum Antilibanon (sonach mit Ausschließung Pa-

lästina's, wohl aber mit Inbegriff Phöniziens, als welches blos ein Theil der syrischen Küste ist).

An die zwei Bergreihen, die von Cilicien aus durch Syrien streichen, und wovon die westliche längs der Meeresküste waldig und quellenreich, die innere aber nackt und trocken ist, schließen sich mannigfaltige Thäler und Flächen an, welche aus eben der Ursache die grellsten Contraste von Dürre und Fruchtbarkeit darbieten. Der hohe, einst cedernreiche Libanon, mit meist schneebedeckter Scheitel, und der südlichere Antilibanon, mit ihren vielfältig gewundenen Thälern vermehren den Wechsel der Ansichten und der Produkte. Vorzüglich reich an Naturschönheiten und an Schöpfungen der Menschenhände ist das große, gegen Nordosten sich öffnende Thal, das, vertieft zwischen den beiden Libanons hinziehend, Coelesyria, das hohle Syrien, genannt wurde. Hier sieht man das alte Damaskus in seiner paradiesischen Lage noch heute glänzen, und Baalbeks (Heliopolis) ehemalige Herrlichkeit in majestätischen Trümmern ruh'n. Viele andere Städte sind oder waren hier und in ganz Syrien wie ausgestreut, theils am Ufer des Meeres, wo besonders in Süden die phönizischen Städte eine meist unfruchtbare Küste schmückten, theils längs des Orontes, der mit gewundenem Laufe nordwestlich ins Mittelmeer fließt, theils im innern Lande, wo manche Bäche einzelne Stellen befeuchten, und dann einsam im Sande versiegen. Gegen den Euphrat nimmt die Fruchtbarkeit des Bodens zusehends ab. Hier und da wird er durch Kanäle oder durch wohlthätige Quellen getränkt, häufiger liegt er trocken, bis endlich in Süden von Palmyra — dessen hohe Trümmer ringsum schon die schweigende Wüste umgibt — das organische Leben traurig im weiten Sand erstirbt.

Auch Palästina gehört dem syrischen Land in weiter Bedeutung an. Von dem Rücken des Antilibanon, welchem der schneebedeckte Hermon sich anschließt, ziehen sich mehrere Bergreihen südlich hinab, bis sie jenseits des todten Meeres wieder ansteigen zu dem Gebirgsstock, der bei Ptolemäus das verbrannte Gebirg genannt wird, und wovon der majestätische Sinai der Mittelpunkt ist. Oestlich verflächen sich jene Bergreihen gegen die syrische Wüste und westlich gegen das Mittelmeer.

In diese Naturgrenzen ist Palästina in weiterer Bedeutung, d. h. mit Inbegriff Philistea's in Südwesten, Edoms in Süden, und der Wohnsitz der Moabiter, Ammoniter u. s. w. in Osten, eingeschlossen. In engerer Bedeutung wird nur das Land vom Jordan bis an's Mittelmeer, das ungefähr 500 Quadratmeilen in sich faßt, also genannt. Dieser Steppenfluß ent-

springt an des Landes nördlicher Grenze, bildet in seinem südlichen Laufe mehre Seen, besonders jenen von Genezareth, und verliert sich in dem todten Meer, um welches Natur und Ueberlieferung Schrecken gehäuft. Bei niederem Wasser ragen schauervolle Trümmer über seinen Spiegel — die Brandtrümmer von Sodoma, wie die Sage behauptet. Denn hier war einst ein gesegnetes Thal, Siddim genannt, mit blühenden Städten besetzt. Der fruchtbare, jedoch mit Naphtha geschwängerte, und durch die sich hier verlierenden Gewässer des Jordan unterhöhlte Boden entzündete sich, brach ein, und Sodoma, Gomorrha u. s. w. verschwanden. Sonst bietet Palästina eine mannigfaltige Abwechslung von Höhen und Flächen, von Wüsten und reichen Gründen dar. Im Ganzen ist die nördliche Strecke (später Galiläa genannt) fruchtbarer als die südliche. Dort erhob sich der prächtige Karmel mit seinen weinbekränzten Vorbergen, und aus den schönen Fluren von Jesreel der sanftere Thabor. Garizim, der Schnittenberg, zierte das Land der Ephraimiten. Fette Weidplätze boten Aulon (die Niederung des Jordan) und die Küste von Saron (am Mittelmeer) dar. Weit berühmt waren in Süden die Balsamgärten und Palmenwälder von Jericho, das Segensthal und noch andere liebliche Gefilde. Wo aber auch dürre Sandstrecken oder nackte Felsen sich hinzogen, da half der Fleiß der Hebräer nach, durch Bewässerung und Bekleidung mit Erde.

In Norden von Syrien und Mesopotamien, in den Gebirgen, worin der Euphrat und Tigris, weiter der Lycus, Phasis, Cyrus und Araxes entspringen, und der große See Wan (der matianische See) eine Menge von Bächen verschlingt, ist Armenien (h. z. T. meist Turkomanien und Erivan) von Kappadocien bis an die medische Grenze. Der Euphrat theilt das Land in zwei ungleiche Theile; der westliche hieß Klein-, der östliche Großarmenien. Wir treffen hier die gewöhnlichen Eigenschaften der Gebirgsländer und Gebirgsvölker in Klima und Produkten, Charakter und Sitten an.

Westlich an Armenien prangt die große und herrliche Halbinsel Kleinasien (für Europa die Levante, das Morgenland). Für die Ostgrenze dieser in grauer Vorzeit schon dicht bevölkerten und mit blühenden Städten besäeten Halbinsel wird von Einigen der Halys (heute Kizil Irmak), der zwischen Paphlagonien und Pontus ins schwarze Meer sich mündet, von Andern aber und richtiger der Euphrat angegeben; die übrigen drei Seiten bespült das Meer. Ein großer Gebirgsstock, Taurus genannt (vielleicht von dem syrischen Tur, das überhaupt einen Berg bedeutet), der in Osten mit den vielen armenischen Bergen,

Grenze) sie aushauchte; genug, schon oftmals ist von Aegypten die Pest, verheerend für Morgenland und Abendland, ausgegangen.

Ganz Nordafrika, mit Ausnahme Aegyptens, hatte zu seinen Urbewohnern die libyschen Völker, von denen bei den Griechen der Welttheil selbst den Namen Libya trug, und deren Nachkommen noch heute unter der Benennung der Berbern, Tibbos und Tuariks zwischen und südlich an den später eingewanderten Mauren bis zu den Nigerländern wohnen. Die meisten dieser Völker von Cyrenaika an über die Syrtenländer, über das karthagische Gebiet, über Numidien und Mauretanien bis zum atlantischen Meer schwärmten nomadisch herum; nur im nähern karthagischen Gebiet lernten sie Ackerbau treiben. Diese ganze nördlichste Strecke von Afrika macht nach Herodot das bewohnte Libyen — h. z. T. die Berberei — aus; die zunächst im Süden angrenzende Strecke heißt bei demselben das thierreiche, und eine dritte noch weiter im Süden das sandige Libyen. Die erste dieser beiden Regionen, — Gätulia bei den spätern Geographen, und heute Biledulgerid, (Belad al Jerid, das Dattelland) geheißen — wird meist durch die lange Gebirgskette gebildet, welche fast parallel den Küsten des Mittelmeeres durch Nordafrika zieht, im Westen den Namen des Atlas, im Osten jenen des Harudschgebirges (mons ater), trägt, und sich zuletzt in der todten Wüste verliert. Noch jetzt wird sie von Gazellen, Straußen, Affen, Löwen und Panthern in großen Schaaren, dünner aber von Menschen durchirrt, weil das Erträgniß weniger Heerden und die Früchte der Dattelpalmen die einzige Nahrung sind. Auch die gätulischen Völker, worunter die Garamanten im heutigen Fezzan und ihre nördlichen Nachbarn, die Nasamonen, gehörten zum lybischen Stamme. Zwischen Gätulien und den Nigerländern liegt das sandige Libyen. Diese letzte Region bietet einen schaudervollen Anblick dar. In einer Ausdehnung, die jener des Mittelmeeres, dreimal genommen, beinahe gleichkommt, reicht das brennende Sandmeer zu beiden Seiten des Wendekreises, also da, wo Afrika am breitesten ist, von den westlichen bis an die östlichen Gestade dieses Welttheiles, ja, wie schon der bewunderungswürdige Herodot mit großem Blick bemerkte, noch über den arabischen und persischen Golf hinaus über Yemen, Kerman und Mekran bis Multan in Nordindien. In diesem ungeheuren Reiche des Todes — es ist von wechselnder Breite, im Ganzen aber fürchterlicher im Westen als im Osten — grünen dennoch insularisch verschiedene größere und kleinere Strecken, Oasen in der ägyptischen Sprache genannt. Sie werden von einsamen Quellen bewässert, und durch sie allein, sonach auf unveränderlich, durch die Natur selbst bezeichneten Wegen, ist der Handelsverkehr zwischen dem nördlichen und innern Afrika möglich. —

breit, weithin nach Norden zieht, bis allmählig die nackten Seitengebirge aus einander rücken, und das Thal zulezt in eine weite Fläche übergeht, durch die der Nil, jezt in mehrere Arme getheilt, dem Mittelmeer zufließt. Fünfzig Meilen sind die äußersten Mündungen von einander entfernt; vom Meer bis zu den Katarakten zählt man zwanzig Tagreisen, und das ganze ägyptische Nilgebiet hält nicht 800 Quadratmeilen. Viel größer ist das dürre, zu beiden Seiten hinlaufende Berg- und Steppenland, welches sich rechts am Meerbusen Arabiens endet, und links in dem Sand der libyschen Wüste verliert. Gleich Eilanden grünen in dieser einzelne Strecken, Oasen genannt, worunter eine, östlich vom Basaltgebirge Harutsch, einstens die geheimnißvolle Majestät Jupiter Hamons beherbergte. Gleich der fürchterlichen Sahara, mit der es fast unter einerlei Breite liegt, wäre Aegypten eine traurige Wüste geblieben, von Gazellen und Straußen dünn bevölkert, hätte nicht der Nil mit wahrhaft schöpferischer Kraft eine reiche Lebensfülle über das Land ergossen, und demselben — nach Volney's ausdrucksvollem Wort — sein eigentliches „physisches und politisches Daseyn geschenkt."

Denn nicht nur ist ein Theil des Delta (also heißt Niederägypten zwischen den Nilarmen von seiner Gestalt) aus dem Geschiebe des Stromes entstanden, das, vor seinen Mündungen sich anhäufend, endlich den Meeresfluten entstieg; — über das ganze Land hat er auf dem mit röthlichtem Sand bedeckten Kalk, welcher die Grundlage des ägyptischen Bodens bildet, eine sich allmählig erhöhende Schichte fruchtbarer Dammerde angesezt, der eine saftstrotzende Vegetation entkeimt. Fast alle Flüsse der heißen Zonen treten, wenn die periodischen Regen herabströmen, aus ihren Ufern; aber mächtiger als die meisten und unter mancherlei begünstigenden Umständen, ergießt sich der Nil alljährlich über das ägyptische Land. Alsdann erscheint dasselbe wie ein weites Meer, aus welchem Städte und Dörfer als Inseln emporragen. Wenn aber die Wasser zurück in ihre Ufer kehren, so blüht aus dem düngenden Schlamme das üppigste Pflanzenleben auf, und Aegypten ist einem unermeßlichen herrlichen Garten gleich. Neben mancher eigenthümlichen, kostbaren Pflanze wuchern hier alle feineren Getreidearten, mehrere Südfrüchte und die köstlichsten Gartengewächse, ein Acker gibt jährlich mehrere Ernten, und fast mögen wir Herodot glauben, daß Aegypten (späterhin die Kornkammer Roms und Konstantinopels) einstens 20,000 Ortschaften zählte. Aus diesen Gefilden des Segens stammt gleichwohl die Pest; sei es, daß der faulende Nilschlamm giftige Dünste erzeugte, oder der furchtbare sirbonische See (eine ehedessen weit ins Land gehende Bucht des Mittelmeeres an der asiatischen

kette in Verbindung tritt, liegt eine, an Umfang nur mäßige (sie hält kaum 5000 Quadratmeilen), aber an Merkwürdigkeiten der Natur und Geschichte überreiche Halbinsel, deren Nordhälfte Thrazien, Macedonien und ein Stück von Illyrien; die Südhälfte aber, von den kambunischen Bergen an, Thessalien nebst Epirus, Hellas und Peloponnesus enthält. Jene wird von Zweigen des Hämus, worunter der Rhodope und der goldreiche Pangäus, diese von den Fortsetzungen des illyrischen Gebirges vielfältig durchzogen, wodurch in dem kleinen Lande, vorzüglich in seiner südlichen Hälfte, die wir für jetzt auch allein betrachten, eine außerordentliche Mannigfaltigkeit der Gegenden nach Klima und Produkten und eine Menge natürlich fester Lagen entstand. Durch Beides schien die Natur es darauf angelegt zu haben, daß hier keine weitreichende Herrschaft aufkommen, sondern daß viele Stämme frei und selbstständig neben einander gedeihen, die Vortheile der verschiedensten Klimate sich aneignen, und die vielseitigste Bildung entwickeln sollten.

Noch mächtiger als diese Ungleichheit des Bodens wirkte auf den Gang und die Erhöhung der griechischen Kultur die Gestalt des Landes gegen die Meere zu. Es ist eine fast durchaus gültige Wahrnehmung, daß Binnenländer später als Küsten Kultur erlangen, und daß nach dem Maße der Wasserkommunikationen — vorzüglich der Meeresberührungen — sich der Völker Geist und Leben richte. Man vergleiche z. B. Afrika mit Europa! — Nun stellt aber der Peloponnes mit seinen vielfach zerrissenen und tief ausgezackten Küsten fast die Figur des Weinlaubes vor; auch Hellas und Thessalien zeigen den mannigfaltigsten Wechsel von Vorsprüngen und Vertiefungen, Buchten und Vorgebirgen; ganz Griechenland endlich ist auf allen Seiten mit so vielen ihm natürlich angehörigen Inseln umgeben, daß man mit Wahrheit sagen kann, auf der ganzen Erde sey kein anderes Land, welches bei nicht größerem Flächenraum eine so ausgedehnte Küstenlinie, so vielfältige Berührungspunkte mit dem Meer, so zahlreiche Anfuhrten und Hafen besitze. Dieses also beschaffene, in der Mitte dreier Welttheile gelegene Griechenland, war es nicht von der Natur selbst zum thätigsten Verkehr, zum regsten Leben, zu vielseitiger Aufnahme und Mittheilung, sonach zum schnellsten Kreislauf der Ideen und Erfindungen, so wie der Waaren, zum Zusammenfluß der Völker, so wie der Kenntnisse bestimmt?

Kaum läßt sich's beim Anblick der ausgezackten griechischen Küsten und der vielen, bis nach Kleinasien hin regellos ausgestreuten Inseln bezweifeln, daß, was mehrere alte Schriftsteller behaupten, und wohin auch die von Diodor aufbehaltenen, äußerst wichtigen samothrazischen Sagen deuten, auf Wahrheit sich

In Nordafrika fordert noch das karthagische Gebiet eine nähere Betrachtung.

Fast in der Mitte zwischen der ägyptischen Grenze und den Säulen des Herkules, an der Hervorragung der afrikanischen Küste, wo sich dieselbe plötzlich nach Süden krümmt, ist ein tiefer Meerbusen (h. z. T. der Golf von Tunis), aus dessen innerstem Grunde eine Halbinsel hervortritt. Auf dieser natürlich festen Halbinsel wurde Karthago gebaut; das starke Schloß Byrsa vertheidigte die Stadt von der Landseite, und eine in den Golf gehende, schmale Erdzunge bildete den doppelten Hafen. Die Gegend ist durch die allmählige Versandung des Golfs unkenntlich geworden; aber man weiß, daß Tunes und Utika zu beiden Seiten von Karthago standen, jenes eine Meile, und dieses eine und eine halbe davon entfernt.

Das benachbarte Land, in die zwei Provinzen Zeugis im Norden und Byzanzium (von den Byzanten also genannt) im Süden getheilt, glich einem unermeßlichen Garten, mit zahlreichen und blühenden Städten besäet, deren Bewohner von vermischter, karthagischer und einheimischer (daher Libyphoenices) Abkunft waren. Noch gesegneter war die Gegend um den See Triton und die kleinere Syrte — man hieß sie Emporia, weil sie einem reichen Markte glich: — aber jenseits derselben und weiter längs der Küste bis über die größere Syrte hinaus zog sich hundert Meilen Weges eine sandige Region, von nomadischen Stämmen, als den Lotophagen, Psyllen und Nasamonen dünne bevölkert, und der karthagischen Herrschaft durch einen Grenztraktat mit Cyrene (nach 3500) unterworfen.

Das ganze innere und südliche Afrika, von der Südgrenze Aegyptens und der Sahara an, wird von den alten Geographen gewöhnlich Aethiopien genannt, mit der schwankenden (auch bei Libyen vorkommenden) Eintheilung in das äußere und innere. Ja es wird oft der Name Aethiopier noch allgemeiner und nicht so fast geographisch als vielmehr genetisch zur Bezeichnung der durch eine schwarze oder doch sehr dunkle Farbe sich unterscheidenden Menschenracen gebraucht, wonach es auch in Südasien (welches freilich die geographische Unkunde sich häufig als zusammenhängend mit Afrika dachte) Aethiopier gab. Die wenigen geographischen Notizen von den äthiopischen Ländern können von der kurzen Geschichte derselben (s. unten) nicht getrennt werden.

Wir gehen nach Europa, von dessen Ländern allererst jene der griechischen Zunge unser näheres Interesse in Anspruch nehmen.

Südlich am Hämusgebirge, dessen hoher, waldiger Rücken vom schwarzen Meere bis gegen die adriatische Küste reicht, allwo es mit der von den Alpen herkommenden illyrischen Berg-

lichen Alpen enden, anhebt, zuerst nach Nordost, und dann weithin in südöstlicher Richtung bis an die äußersten Spizen der Halbinsel zieht. Um und an diesen rauhen Gebirgsstock hat sich der italische Boden angesezt, welcher, so wie der griechische, vielfältige Spuren von Wassergewalt zeigt, und darum auch häufige Kontraste des nackten Gesteins mit der üppigsten Frondosität darbietet. Die lang gedehnte appenninische Kette bringt über dem, als Witterungs- und Gewässerscheidungslinie, eine überraschende Mannigfaltigkeit der Klimate und der Produkte in ganz benachbarten Gegenden und für die ausübende Kriegskunst einen äußerst lehrreichen Schauplaz hervor. Viele Bäche ergießen sich von beiden Seiten des Gebirges; aber sie erreichen, nach der Gestalt der Halbinsel, zu bald das Meer, und darum sind die wenigsten schiffbar. Nur in Oberitalien, wo vom südlichen Abhang der Alpen die Gewässer zusammenströmen, bildet sich ein mächtiger Fluß, der Po, welcher, nachdem er von Norden her den Tessino, den Oglio, die Adda und den Mincio — diese alle durchfließen merkwürdige Seen — und von Süden die Trebia, mit vielen andern Bächen der Alpen und der Appenninen, aufgenommen, mit sieben Mündungen (einstens waren's nur zwei) in's adriatische Meer sich ergießt.

Die übrigen Länder Europa's, von welchen die alte Geschichte redet — wie also zumal jene der celtischen Zunge — sind theils nach ihrer Lage und Naturbeschaffenheit schon Allen bekannt, theils läßt sich die Anführung ihrer ältern Merkwürdigkeiten von der eigentlichen Geschichte nicht trennen. Das lezte ist auch der Fall bei denjenigen weiten asiatischen und afrikanischen Strecken, auf welche in der alten Welt nur noch ein dürftiges und zweifelhaftes Licht fällt, und von welchen wir — wie namentlich von den Scythen, Indiern, Sinesen und Aethiopiern — unter der allgemeinen Rubrik „Geschichte der Völker an und außer der Grenze der alten Erdkunde" handeln, zum Theil auch einige nähere Beschreibung erst in der mittlern und neuen Geschichte geben werden.

Erster Zeitraum.

Allgemeine Geschichte von Adam bis Cyrus.

Vom Jahr der Welt 1 bis 3525. Jahr vor Christi Geburt 3983—558.

I.

Allgemeiner Ueberblick.

Summe der politischen Begebenheiten.

Vor der Epoche, in welche Moses den Thurmbau von Babylon setzt, können wir nichts von eigentlichen Staaten erzählen. Denn nur dunkel ist bei ihm das Daseyn wahrer bürgerlicher Vereine in der vorsündflutigen Welt angezeigt, und nach der Ueberschwemmung scheinen die Noachiden bis zu ihrer Trennung in bloß patriarchalischer Verfassung geblieben zu sein. Auch reichen die verständlichen und noch einigermaßen annehmbaren Nachrichten der Profanscribenten nicht höher hinauf; und die ersten Reiche, die im Dämmerlicht der Vorzeit für uns sichtbar werden, sind jene, die am Euphrat und Tigris und am Nil sich bildeten. Von diesen mag wohl Aegypten zuerst zur Blüte und Macht gekommen sein, aber — wiewohl es auch hier nicht an innern und äußern Stürmen fehlte, und einzelne kriegslustige Regenten aufstanden — überhaupt hat doch das ägyptische Volk sich mehr nur auf sein eigenes Land beschränkt und erst unter der letzten saitischen Dynastie häufigern Verkehr mit dem Ausland in Krieg und Frieden gepflogen. Allein damals war seine Größe

schon gesunken, und es erlag unter Necho und Psammenit (dieser Lezte erst im folgenden Zeitraum) im ungleichen Kampf gegen die aufstrebenden Monarchien Mittelasiens.

Hier hatte sich schon früher der kriegerische Geist geregt. Die Sagen von Nimrod, dem gewaltigen Jäger, und von den Weltstürmern Ninus und Semiramis u. s. w. deuten darauf hin — was ohnehin die Analogie der übrigen Geschichte lehrt — wie durch Gewalt und Schrecken die Menschen zum Staatsverein gezwungen, und kleine Horden durch Krieg und unablässig weiter greifende Anmaßung endlich übermächtig geworden sind. Zwar ist es unmöglich — bei den chronologischen und historischen Widersprüchen der Quellen — die Schicksale und wechselnden Machtverhältnisse Assyriens, Babylons und Mediens zu bestimmen; aber es scheint, daß zuerst die Assyrier weit hin — bis nach Baktrien, vielleicht bis Indien — geherrscht haben. Eine Revolution, die unter Sardanapal sich zutrug, mag den Anlaß zur allmähligen Bildung dreier getrennter Reiche gegeben haben, unter denen Neuassyrien anfangs wieder das gewaltigste war, aber durch die vereinte Macht des aufblühenden Mediens und des unter chaldäischen Fürsten neuerstarkten Babylons zu Grunde ging, worauf diese Ländermassen alle durch eine abermalige Umwälzung zu einem großen Reiche, dem medopersischen, vereint wurden.

Die Herrschaft Neuassyriens und Neubabylons, die jezt der Perser erbte, hatte sich auch über Syrien, Phönizien, Palästina und die arabische Grenze erstreckt. Die syrischen Fürstenthümer, so wie die Reiche Juda und Israel — in welche der hebräische Staat, nach kurzer Blüte, zerfallen war — mochten ihren Ruin der Entartung des Volkes und den unablässigen Feindseligkeiten zuschreiben, wodurch sie sich gegenseitig schwächten; Phönizien, das jedoch sich später wieder erholte, war gefallen, weil natürliches Recht und wohlerworbener Ruhm, Liebe des Friedens und nüzliche Emsigkeit nicht schüzen mögen vor des gewaltigen Eroberers Schwert. Dasselbe erfuhren die minder mächtigen Völker der schönen und großen Halbinsel Kleinasien — unter ihnen die blühenden griechischen Pflanzstädte —, welche insgesammt von dem kriegerischen Lydien verschlungen wurden, und dann mit diesem dem noch stärkeren Perserreich anheim fielen. Jezt hemmte das Meer dessen weitere Ausbreitung, wohl wäre sonst auch das schlechtvereinte Griechenland seine Beute geworden. Dennoch hatten die kleinen griechischen Horden kaum angefangen, sich der Barbarei zu entwinden, noch hatten sie — die Zerstörung von Troja ausgenommen — kaum einen Beweis von Nationalkraft gegeben. Aber ein reges Leben, einen kühnen

Heldensinn hatten sie schon gezeigt, Freiheits- und Vaterlandsliebe waren unter ihnen schon hoch aufgelodert, vorübergehende und theilweise Vereine hatten sie ahnen lassen, was das gesammte Griechenvolk vermögen werde, und Sparta und Athen hatten bereits den Grund zur künftigen Größe gelegt.

Minder wichtig ist die politische Rolle, welche in diesem Zeitraum die weiter gegen Abend wohnenden Völker — in Italien, Sicilien, Afrika — spielen. Kaum wird Rom genannt, und Karthago, wiewohl bereits mächtig, entrückte die Dunkelheit seiner Geschichte unserm Blick. In noch höherem Grade hat dieses in Ansehung der weit ausgebreiteten Celten, Scythen, Aethiopier und Indier statt, mit deren vielumfassender genetischer Benennung geographische Unkunde die vier Enden der Welt bevölkerte; und China, wiewohl sein Daseyn ins höchste Alterthum erweislich hinaufsteigt, ist für das System der alten Weltgeschichte gleichsam nicht vorhanden.

Verfeinerte Staatskunst, Kombinationen einer weit hinaussehenden Politik, vielseitiges Ineinandergreifen der Nationalverhältnisse dürfen wir in dem Kindesalter der Menschheit und der Staaten nicht suchen. Jedes Volk geht so ziemlich seinen Gang für sich, unbekümmert um alle andern, die nicht in nächster und fühlbarster Berührung mit ihm stehen. Darum gibt es wohl schon einzelne, zum Theil gut berechnete, sogar künstliche Verhandlungen, aber Systeme der Politik noch nicht; und wiewohl der Handel die Berührungspunkte vermehrt — wenige Völker treiben noch großen Handel; den meisten gilt Leidenschaft für Staatsinteresse, und ihre Politik ist das Schwert.

Kultur.

Wir finden in diesem Zeitraum schon die meisten Stufen der Kultur, jedoch also besetzt, daß noch bei weitem der größte Theil der Länder von Jägern und Nomaden, sonach von Barbaren oder Halbbarbaren bewohnt wird. Klimatische und andere Einwirkungen bringen aber begreiflich eine große Verschiedenheit in den Kulturzustand der nördlichen und südlichen, so auch der dem Handelsverkehr nähern oder davon entferntern Stämme. Auch blühen durch die kleinasiatischen, griechischen, phönizischen, karthagischen 2c. Kolonien, selbst im Scythen- und Celtenlande und unter den Libyern manche einzelne Sitze der Verfeinerung auf. Die frühesten Wohnsitze der Kultur, freilich auch der Weichheit und Ueppigkeit, waren Indien, Aegypten und die Länder am Euphrat. Auf der syrischen Küste erhielt vorzüglich Phönizien und weiter ein großer Theil Kleinasiens

durch Handel frühe Gesittung, von da aus aber ward der Same der höheren, wiewohl erst später gereiften Kultur auf griechischen und italischen Boden gestreut.

Die unmittelbaren Anlässe zur Entstehung und Erhöhung der Kultur in einzelnen Ländern zählt die besondere Geschichte derselben auf. Ueber ihre ersten und allgemeinsten Grundlagen hier nur einige wenige Betrachtungen:

Durch äußere Umstände, meistens durch die Noth geweckt, entfaltet sich die Geisteskraft des Menschen. Der Zusammenhang der Umstände — der Natur und der Gesellschaft — wirkt fortwährend auf sie ein, leitend, gestaltend, befördernd oder hemmend. Leicht wird, was Einer ersann, Gemeineigenthum Vieler, und das nachkommende Geschlecht baut auf den durch die Vorfahren gelegten Grund. So wird unaufhörlich die Ueberlieferung reicher, und breitet sich aus, ein schwellender, vielarmiger Strom, über die Völker der Erde. Zu vielen ist derselbe noch gar nicht, oder nur in dürftigen Kanälen gelangt; oft wird durch den Gang der Ereignisse ein Arm von dem Boden abgeleitet, welchen er früher befruchtete, oder er versiegt in schlecht verwahrtem Grund. So natürlich diese allgemeine Darstellung ist, und so befriedigend die Gelehrten den Ursprung, das Wachsthum, den Charakter der Kultur und Aufklärung bei den einzelnen Nationen aus solchen gesammelten Daten zu erklären vermeinen, so sind doch außer denselben zwei weitere Potenzen wirksam, ohne welche unser Geist vielleicht noch heut zu Tage in seiner Kindheit wäre: Zufall und der Götterfunke des Genies. Viele Erfindungen (wie jene des Glases), an welche sich ganze Reihen von andern und die Vervollkommnung der wichtigsten Zweige des Wissens (als Optik, Astronomie 2c.) anreihen, sind nicht das Produkt der allgemeinen Verhältnisse nach Ort, Zeit und Gesellschaft, sondern eines abgerissenen Zufalls (d. h. für unser Auge) gewesen; und die günstige Verkettung der Umstände würde nur eine späte und unvollkommene Kultur hervorgebracht haben, wenn nicht einzelne überlegene Geister, welche gleichsam unmittelbar vom Himmel die Weihe zu Lehrern der Menschen erhalten, erschienen wären, und mit über das Maß der gemeinen Natur gehenden Kräften an der Erleuchtung und Veredlung ihres Geschlechtes gearbeitet hätten. Zwar Manches, was von solchen großen Volkslehrern erzählt wird, ist wohl nur Mythe, oder wenigstens schwärmerische Übertreibung; aber sollte auch niemals ein Dannes unter den Babyloniern, ein Hermes unter den Aegyptern, ein Thoth oder Theyth in Phönizien, ein Sommona-Kodom in Ostasien gewesen seyn, so sind doch gewiß schon in vorhistorischen Zeiten hier und dort außerordentliche Genies aufgestanden,

welche, so wie Orpheus bei den Griechen, oder später Manco-Kapak in Peru, durch eine höhere, ihnen inwohnende Kraft unter rohen Völkern die Bahn der Erkenntniß brachen; und es sind fortwährend auf dieser Bahn einzelne große Geister dem übrigen Geschlecht wie strahlende Leuchten vorangegangen.

Doch nur insofern sie in Wirkung und Besitz von Einzelnen auf Viele übergehen, nur insofern sie der Tradition einverleibt werden, gehören Erfindungen, Künste und Wissenschaften der Menschheit an. Der Kanäle oder Mittel hierzu gibt es vorzüglich zwei: Sprache und Schrift; die erste, die man ein unmittelbares Werk der göttlichen Einsetzung nennen kann, die zweite eine Erfindung des Menschen, aber der Stolz seines Verstandes.

Sprache und Schrift.

Die Sprache ist so alt als die Gesellschaft, oder eigentlich, da der Mensch von jeher und überall — wenige traurige Ausnahmen abgerechnet — gesellig lebt, so alt als die Menschheit. Ihr sind wir alle Segungen der Geselligkeit, alle Blüten der Humanität und Gesittung schuldig, und es ist so wahr als schön, was Herder sagt: „Nicht die Leyer Amphions hat Städte errichtet, keine Zauberruthe hat Wüsten in Gärten verwandelt; die Sprache hat es gethan; sie, die große Gesellerin der Menschen."

Diese Sprache nun, diese wundervolle und kostbare Gabe des Himmels, wie ist sie entstanden? War sie dem Menschen angeboren, oder hat er selbst sie gebildet? Viele haben das Erste behauptet, was gegen die Analogie der ganzen Natur streitet. Wohl ist Sprachfähigkeit den Menschen angeboren, aber sie muß wie seine Anlagen und Fähigkeiten alle durch äußere Anlässe entwickelt und ausgebildet werden. Mehrere vortreffliche Schriftsteller haben gezeigt, welch ein langer Stufengang zu durchlaufen war, bis eine gebildete, regelmäßige Sprache entstand. Wir enthalten uns dieser unserem Zweck minder nahe liegenden Untersuchung.

Aber welches war die erste Sprache der Menschen? — Wir halten die Frage für unbeantwortlich. Aber genug: die erste Sprache blieb nicht die einzige, sondern es entstanden viele verschiedene Sprachen, und zwar nach den Worten Moses durch die bei'm babylonischen Thurmbau mittelst eines göttlichen Wunders erfolgte Sprachenverwirrung; nach der vernünftigen Erklärung aber als natürliche und nothwendige Folge der — damals oder wann immer geschehenen — Zerstreuung der Menschen in alle Weltgegenden. Denn nun wurden die Sprachorgane der verschiedenen Völkerschaften durch die mächtigen Einflüsse der verschiedenen Kli-

mate, der Nahrungs- und Lebensart u. s. w. verschieden gemodelt, die Ideen und Empfindungen der Völker durch tausendfältig verschiedene Umstände und Verhältnisse bestimmt, und somit auch die Sprache, oder der Ausdruck jener Begriffe und Empfindungen, mit eben so vielen Eigenheiten oder besonderen Charakteren versehen.

Da nun die Sprache das Produkt der durch Klima, Beschäftigung, Verfassung, Religion, Mode und Zufall bewirkten Denk- und Empfindungsweise der Völker ist, so ist sie für den Forscher auch eine ziemlich zuverlässige Erkenntnißquelle jener Sinnesart, ein Maßstab, wonach sich Aufklärung, Kultur und Charakter der Nationen bestimmen und vergleichen lassen.

Nicht nur Erkenntnißquelle, auch mitwirkender Grund ist die Sprache von der Kultur und dem Charakter der Nationen. Sie wirkt auf den Geist zurück, von welchem sie ausging. Erzeugt und bestimmt durch das Reich der Ideen und Empfindungen des Volkes, wird sie Werkzeug und Grundlage weiterer Ausbreitung desselben, und kann sonach befördernd oder hindernd darauf einfließen.

Aber die Sprache ist unmittelbar nur einem kleinen Kreise vernehmbar, bald verhallen ihre Töne, und was davon die mündliche Ueberlieferung in ferne Länder und Zeiten bringt, wird leicht auf diesem Wege bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet. Die Schrift hilft diesem Mangel ab und gibt dem bis dahin wankenden Gebäude der Menschenbildung eine feste Grundlage. „Der Sterbliche, der dies Mittel, den flüchtigen Geist nicht nur in Worten, sondern in Buchstaben zu fesseln, erfand, er wirkte als ein Gott unter den Menschen.“ Herder.

Viele große Erfindungen sind aus Zufall oder einen glücklichen Gedanken entstanden. Die Buchstabenschrift war die späte Vollendung einer langsam und stufenweise fortgebildeten Idee, deren Geschichte wir mit ziemlicher Bestimmtheit nachzuweisen vermögen. Der Mensch, welcher so gerne sich und Andern Denkmale baut, welchem so manche Erinnerung festzuhalten Genuß und Bedürfniß ist, konnte wohl kein einfacheres und leichteres Mittel zur treuen Bewahrung solcher Gedächtnisse finden, als das Zeichnen oder Malen der That, der Person, des Gegenstandes u. s. w., wovon die Erinnerung bleiben sollte. Wir können nicht zweifeln, daß auch im grauesten Alterthum solche Mittel schon gebraucht worden, und daß z. B. die Aegypter und die Sinesen lange vor Erfindung ihrer Hieroglyphen- und Wörterschrift sich der Schriftmalerei bedient haben. Die Ausdehnung des Gebrauches dieser leztern führte nun — je nach dem Maße und dem Gange der allgemeinen Nationalkultur — ihre allmählige

Vervollkommnung und Umwandlung in die eigentliche Schrift auf einem natürlichen Wege herbei.

Denn die Schriftmalerei war mühsam und langwierig und konnte unmittelbar blos zur Darstellung sichtbarer Gegenstände dienen. Also kürzte man sie ab, indem man etwa statt der ganzen Sache nur einen Theil oder einen Umstand derselben malte, und stellte die Gegenstände, die nicht ins Auge fallen, durch analoge Bilder vor.

In der Darstellung eines Gegenstandes durch einen andern, welcher durch was immer für eine Beziehung geeignet ist, die Idee des erstern hervorzurufen, besteht das Wesen der Hieroglyphe, deren Gebrauch bei keinem Volke so vereint, so vielseitig und so fortdauernd gewesen, als bei den Aegyptern. Sie ist in der Mitte zwischen Malerei und Schrift, und nimmt Theil an den Charakteren beider.

Es ist begreiflich, daß, je mehr man den Gebrauch der Hieroglyphe vervielfältigte, je entferntere Analogien man zu ihrer Bildung benützte, desto weniger sprechend und schwerer verständlich ihre Bedeutung wurde, und daß man bald durch Hülfe des Gedächtnisses mehr als der Imagination ihren Sinn erfassen mußte. Noch mehr war dieses der Fall, als man zur Erleichterung des Schreibenden die Hieroglyphe weiter abkürzte, etwa bloß den äußersten Umriß derselben hinzeichnete — was Einige die Kurrentschrift der Hieroglyphe genannt haben — und so die im Anfang natürliche oder wenigstens symbolische Bezeichnung eines Gegenstandes allmählig zur willkürlichen Marke machte. Jetzt hatte man nicht mehr die Kenntniß von den Eigenschaften des Dinges, welches zum Symbol diente, sondern eine blos künstliche Verknüpfung desselben mit dem Bezeichneten und die Hervorrufung des letztern durch das Gedächtniß nöthig, und es ging diese Schrift — wie Condillac sagt — „unmerklich" in die sinesische Wörterschrift über. In der Idee jedoch bleibt immer ein großer Schritt von der einen zur andern, indem die Wörterschrift nicht mehr das Andeuten der Gegenstände, wovon man redet, sondern das Bezeichnen der Töne ist, wodurch man sie ausdrückt.

Die Wörterschrift ist bestimmter und reicher als die Hieroglyphe, aber bei der ungeheuern Menge von Zeichen, die sie erheischt, wird sie immer entweder mangelhaft, wenn sie so viele Zeichen nicht hat, oder wenn sie dieselben hat, allzuschwer zu erlernen sein.

Es gehört sinesischer Stupor dazu, um bei einer solchen Schrift zu verharren und den — in der Erfindung allerdings schweren, aber in der Nachahmung so leichten — Schritt zur Sylben- und endlich zur Buchstabenschrift nicht zu thun. Diese

Auflösung der Worte in Buchstaben und die Bezeichnung der letztern sind eigentlich die große Erfindung, welche die wichtigste Epoche macht in der Menschengeschichte, und woran die Theilnahme einen so wesentlichen Unterschied zwischen Völkern und Volksklassen hervorbringt.

Billig fragen wir: wer denn der Urheber einer so hohen Erfindung gewesen? — Aber Niemand antwortet uns und sagt bestimmt, wem wir dafür zu danken haben. Zwar schreibt die älteste Sage sie dem phönizischen Wundermann Thauth, Thot oder Theyth zu; aber wahrscheinlich hat nie ein solcher gelebt, und er ist wohl einerlei mit dem fabelhaften Hermes der Aegypter. Doch wie immer der Erfinder geheißen, ein Phönizier ist er wahrscheinlich gewesen. Das älteste Alphabet, das wir kennen, ist phönizisch. Von diesem stammt nicht nur das Jüdische, sondern auch das Griechische (die Sage läßt es durch Kadmus nach Theben bringen), wie die Benennung, Gestalt und Folge seiner Hauptbuchstaben beweisen, und mittelbar alle abendländischen Alphabete.

II.

Detaillirte Geschichte des ersten Zeitraums.

Vorsündflutige Welt.

Offenbar ist die Erde unendlich älter als das Menschengeschlecht. Sie trägt in ihrem Innern und auf ihrer Oberfläche die untrüglichsten Spuren mannigfaltiger Umgestaltung, und es sind auf ihr unläugbar mehrere Welten oder Wesenreihen untergangen, bevor jenes Geschlecht zum Daseyn erwachte. Aus den verschiedenen Lagen und Schichten der Erdrinde, in denen, in wundervoller Abwechslung, die Spuren jetzt von Feuers-, jetzt von Wassergewalt und jetzt Versteinerungen von Pflanzen und Thieren sich zeigen, zu welchen man vergebens ein lebendes Urbild sucht, aus den Massen von Seethieren und Seegewächsen, die auf mancher Gebirgshöhe versteinert liegen, aus den Zertrümmerungen der Berge, der Inseln und der Meergestade und aus vielen andern geognostischen Wahrnehmungen haben Naturkundige aufs Unwidersprechlichste jene wichtigen Sätze dargethan und zugleich erwiesen, daß unsere Erde einmal — wahrscheinlich unmittelbar vor ihrer letzten Hauptumgestaltung — ein Allocean und alles Land Meeresboden gewesen. Wie aber dieser Allocean sich ver-

loren, wie allmählig aus seiner Tiefe das trockene Land emporgestiegen und auf demselben die neue vegetabilische und animalische Natur erwacht sey — darüber vermag der scharfsinnigste Forscher mehr nicht als Muthmaßungen zu fassen. Moses erzählt uns alles das genau und umständlich mit der Zuversicht des Sehers, und es läßt sich nicht verkennen, daß seine Darstellung, so populär sie im Vortrag und in Bildern ist, nach einer freiern Erklärung wirklich einen tiefen Sinn und philosophische Wahrheit enthalte. Der Geschichtschreiber jedoch überläßt solche Erklärung dem Naturforscher und Geognosten.

Auch die Entstehung des Menschen, des Herrn der Erdenschöpfung und ihres letzten Zwecks, ist sinnvoll geschildert! Aus Erde wird er geformt, denn seines Leibes Grundstoff ist Erde, aber die vernünftige Seele, die jener beherbergt, ist göttlicher Abkunft — wie ein Ausfluß des himmlischen Geistes, und diesem ähnlich. Ihm wird eine Lebensgefährtin zu Theil, die Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blute ist, damit sie auch fortan von ihm unzertrennlich und wie ein Wesen mit ihm sei. Wer mag verkennen, daß wir Alle von ihm, dem Erdmann (Adam) und von ihr, der Lebendigen (Eva), abstammen, da wir Alle die nämliche Natur und Wesenheit und Bestimmung haben.

Mit gleicher philosophischer Wahrheit wie die Entstehung ist auch die Geschichte der ersten Menschen erzählt. Ihr erster Wohnsitz war ein Garten, also ein mildes, gesegnetes Land, wie es der neugeborene Mensch — ohne Kunstfertigkeit und Erfahrung — zur Fristung seines Daseins bedurfte. Auch die geographische Lage des Paradieses wird also beschrieben, daß der unbefangene philosophische Geschichtschreiber der Menschheit darin die Stelle erkennt, wohin er selbst den Ursitz unseres Geschlechtes setzt. Ein östlich von Vorderasien gelegenes Gebirgsland, welchem mehrere mächtige Ströme entfließen, also die mittlere Strecke Hochasiens, von der, nach den Forschungen der Naturkundigen, die meisten für den Menschen wichtigen Pflanzen- und Thiergeschlechter stammen, sonach vorzüglich geeignet zur ersten Heimath des Menschen selbst, so wie zum Centralpunkt seiner weitern Ausbreitung.

Aber bald verlor sich die paradiesische Unschuld. Von der Schlange verleitet, genossen unsere ersten Eltern die ihnen verbotene Frucht des Baumes der Erkenntniß und wurden dafür durch die Vertreibung aus Eden und andere physische Uebel, endlich auch durch die Verhängung der Sterblichkeit bestraft. Die Deutung dieser Mythe, welche, wie viele andere Versuche von Volkslehrern, den Zweck hat, die Erfahrung der unzähligen Uebel

in der Welt mit der Idee eines allweisen, allgütigen und allmächtigen Schöpfers zu vereinbaren, ist naheliegend. Sie erscheint nämlich hiernach als ein Philosophem, welches das physische Uebel nur als Folge und Bestrafung des moralischen Bösen darstellt. Sonach ähnlich der Büchse Pandorens und mehreren andern, eine gleiche Tendenz zeigenden Mythen verschiedener Völker. Aber die mosaische zeichnet sich abermals durch sinnvollere und wahrere Bilder aus. „Ein einziger verbotener Baum ist im Paradiese," sagt Herder sehr schön, „und dieser Baum trägt, in der Ueberredung der Schlange, die Frucht der Götterweisheit, nach der den Menschen gelüstet. Konnte er nach etwas Höherem gelüsten? konnte er auch in seinem Fall mehr getadelt werden?"

Mit trübem Blick verfolgen wir die Urgeschichte der Menschen. Ihr erstes Blatt befleckt ein gräßliches Verbrechen — Brudermord. Sollte der ehrwürdige Moses auch hier mit Treue gemalt haben? Sollten Kain und Abel, als Repräsentanten des ganzen Geschlechts, ihr feindseliges Verhältniß, als Darstellungen unseres allgemeinen Naturzustandes gelten können? — Leider muß hier ein trauriges Ja! unsere Antwort sein. Es ist philosophisch wahr und durch die Geschichte der Völker bestätigt, daß das natürliche (außergesellschaftliche) Verhältniß des Menschen zum Menschen ein Zustand des Krieges Aller gegen Alle sey. Wie konnte man kräftiger dieses Verhältniß der bluttriefenden Freiheit malen, wie abschreckender es darstellen, als durch die Scene des Brudermords?

Das Gefühl der Bedrängnisse eines solchen Kriegszustandes ist es, was, nach der Lehre der Philosophie, die Menschen in bürgerliche Vereine treibt. Spuren solcher Vereine, schon in der vorsündflutigen Welt, liegen in der Absonderung der Gewerbe, in der Anlegung von Städten, in dem Vorzuge der Kinder Gottes vor den Menschenkindern. Wohl mochten auch bald aus übel geregelter Verfassung Tyrannen empor kommen, die mit der Stärke der Faust und der Schärfe des neuerfundenen Schwertes noch das Ansehen des Herrschers verbanden und die Unterdrückung des Geschlechtes zu verewigen drohten.

Allmählig geht die symbolische Darstellung in eigentlich historische über, und eben so allmählig verwandelt sich bei Moses die Geschichte der Menschheit in jene seines Volkes und des Stammes, von welchem er ausging. Zwei große allgemeine Begebenheiten erzählt er noch, die Sündflut und die Völkerzerstreuung. Dieselben fordern einige nähere Beleuchtung.

Sündflut und Völkerzerstreuung.

Als die von der rechten Bahn abgekommene Menschheit durch groben Sinnengenuß und Mißbrauch der Gewalt in unheilbares Verderbniß zu sinken drohte, da beschloß Gott, sie durch eine allgemeine Ueberschwemmung zu vertilgen. Durch anhaltende Regengüsse und durch die berstenden Quellen des Oceans schwollen die Wasser bis über den Scheitel der Berge an und alles Lebendige ging in den Fluten zu Grunde; mit alleiniger Ausnahme Noah's, der mit seiner Familie und einzelnen Paaren von jeglicher Thiergattung auf einem Schiffe sich rettete, das er nach erhaltener göttlicher Weisung erbaut hatte.

Das noachische Schiff ließ auf dem Berg Ararat sich nieder (ob dieser Berg einer der armenischen oder der mesopotamischen Gebirgshöhen, oder der entferntere Paropamisus gewesen, lassen wir billig dahin gestellt) und die Geretteten bauten daselbst sich an. Später verließen die Noachiden, oder wenigstens ein Theil von ihnen, die Nähe jenes Gebirgs, und zogen südwestlich herab an den untern Euphrat in das weidenreiche Babylonien oder in die Ebene Schinear, wo sie 153 Jahre nach der Sündflut den großen Thurmbau vornahmen, welcher, als Hinderniß der schnelleren Ausbreitung des Menschengeschlechts über die Erde, der Gottheit mißfiel, und deßwegen durch das Wunder der Sprachenverwirrung vereitelt wurde.

Ob diese hebräischen Sagen bloße Mythen, ob sie auf wirkliche Thatsachen, d. h. auf wahre Geschichten des Stammes sich beziehend seyen, ist ungewiß. In der ersten Voraussetzung jedoch erscheinen sie als ungeeignet, und in beiden als unwichtig für die Weltgeschichte. Bei sehr vielen Völkern finden wir Ueberlieferungen von großen in der Vorzeit eingetretenen Ueberschwemmungen, und es ist auch sehr erklärbar, daß in dem Jugendalter der Erde, da der Streit der Elemente vielleicht noch nicht völlig geschlichtet, das Bett der Ströme noch nicht geregelt und hinreichend vertieft war, bald hier bald dort gewaltige Ueberschwemmungen eintraten, und daß die Ueberschwemmung einer weiten Landesstrecke, über deren Grenzen hinaus die geographische Kunde ihrer einfältigen Bewohner nicht reichte, denselben wohl als eine Weltüberschwemmung — weil sie ihre Welt betraf — erschien. Der wissenschaftliche Forscher erkennt jedoch in solchen Ueberschwemmungen nur partielle Ereignisse und verwechselt sie auch nicht mit der aus vielen Wahrnehmungen unläugbar hervorgehenden uranfänglichen Ueberdeckung der Erde mit dem Allocean, welche der adamitischen Schöpfung voranging. Er nimmt also den Noah keineswegs als

zweiten allgemeinen Stammvater der Menschen an, sondern begnügt sich mit dem ersten Stammvater Adam, wenn er überall einen solchen allgemeinen Ursprung anzunehmen geneigt ist. Auch eignet er die von Moses erzählten Nebenumstände der sogenannten Sündflut, als welche mit der Darstellung derselben, als eines göttlichen Strafgerichts, zusammenhängen, mit nichten der Geschichte an, sondern überläßt sie den Theologen.

Nothwendig verwirft er, nach solchen Ansichten, jede Bevölkerungstheorie der Erde, die sich an die Söhne Noah's, Sem, Cham und Japhet, anschließt, und er weiß, daß in den Zeiten, in welchen nach Moses Darstellung jene Söhne oder ihre nächsten Nachkommen zu setzen sind, bereits wirkliche Völker und Reiche in Asien und Afrika vorhanden waren, die also nicht von den Noachiden ihren Ursprung haben. Diese Lezten also mögen wohl Kolonien unter jene Völker ausgesendet, vielleicht auch den Bau einiger neuer Staaten veranlaßt haben; aber sie sind nicht die alleinigen Gründer derselben.

Ueber den Gang der Erde-Bevölkerung, wenn wir dieselbe — wozu ein praktisches, zumal vernunftrechtliches Interesse treibt — von einem Stammvater (nennen wir ihn unbedenklich „Adam") ableiten, lassen sich nur einige wenige, und dabei nur allgemein lautende Sätze aufstellen, welche selbst größtentheils mehr nur vernünftige Muthmaßungen als wirklich erwiesene Thatsachen sind. Sie mögen die folgenden seyn:

a) Der Ursiz der Menschen (das Paradies) wird etwa an jenen mächtigen Gebirgsstock gesetzt werden müssen, der mit erhabenem und weit ausgedehntem Rücken über dem mittlern Asien thront, und bei der Bildung der Erde aus dem Allocean früh dem Wasser entstiegen und die erste bewohnbare Fläche für Menschen und Thiere darbieten mußte. Viele Thäler senken von da sich südlich herab und entfalten, dem milden Sonnenstrahl sich öffnend, die üppigste Lebensfülle, den reichsten Pflanzen- und Thiergarten der Erde. Eines derselben — (wollen wir mit Herder u. A. bestimmt auf das gesegnete Kaschmir hindeuten, das noch heute den Namen des irdischen Paradieses trägt?) — war wohl die auserwählte Geburtsstätte, die erste Heimath der Menschen; und wenn wir die vielseitigen Beweise früher Menschenbildung in Hindostan, seine aus der grausten Vorzeit stammenden Traditionen und Gebräuche betrachten, so sind wir wirklich versucht, das nordindische Grenzgebirge als jene heilige Stelle — wenigstens muthmaßlich — zu bezeichnen.

b) Von da, am Fuß des Gebirges nach Ost und West hinziehend, und dann dem einladenden Lauf der Flüsse folgend, mochten die Menschenkinder bald die Ebenen des südlichen und

westlichen Asiens erfüllen, mit einzelnen dazwischen leer gelassenen Strecken, die als minder fruchtbar oder als unzugänglich den Zug der Bevölkerung ablenkten.

c) Das Meer, das anfangs den Bevölkerungszug hemmte, mußte bei fortschreitenden Kenntnissen das beste Mittel der schnelleren Ausbreitung werden. Ueber den persischen und weiter über den arabischen Busen mochten die Asiaten schon frühe an die afrikanische Küste gelangen, und Aegypten hat nicht über Suez, sondern von Aethiopien (Nubien und Habesch) seine älteste und meiste Bevölkerung erhalten.

d) Weit zahlreichere Menschenschwärme aber sind über das mittelländische Meer gezogen. Von den Westküsten Asiens aus sind allmählig, mittelbar oder unmittelbar, die meisten Inseln und fast alle Küsten des Meeres und seiner tiefen Busen bevölkert worden. Jede Niederlassung wurde ein neuer Centralpunkt der weitern Verbreitung, und es haben hier Asien, Afrika und Europa durch solche Kolonien sich vielfältig und gegenseitig bereichert.

e) Auch ins innere Afrika und ins innere Europa sind diese Kolonisten allmählig von den Küsten her eingedrungen und haben da sich mit den Stämmen vermischt, die dort von Süden, und hier von Norden ihnen entgegen kamen. Denn:

f) Langsamer zwar als Südasien, aber dennoch frühe wurde auch Nordasien von Menschenstämmen durchzogen. Auch hier hatten Ströme, die von großen Gebirgsrücken gegen Norden fließen, den Pfad der Bevölkerung vorgezeichnet, wiewohl sie im unwirthbaren Klima dürftiger und zögernder vorschritt. Härtere Stämme schwärmten in der Wildniß umher, bis sie nach langem westlichem Lauf an die baltischen Gestade kamen. Hier wandten sie großentheils sich südlich, und stießen im Innern unseres Welttheiles mit jenen zahlreichen Schwärmen zusammen, die derselbe bereits von Morgen und Mittag empfangen hatte.

Ob schon in dem ersten Zeitraum alle hier angegebenen Bahnen der Bevölkerung erfüllt worden, läßt sich mit Zuverlässigkeit nicht behaupten. Wie weit die historische Kunde in demselben reiche, haben wir oben bemerkt. Einzelne merkwürdige Völkerwanderungen aber, mit ihren näheren geographischen und chronologischen Bestimmungen, werden in dieser und den folgenden Perioden bei den Volksgeschichten selbst ihre geeignete Stelle finden.

Wir bemerken hier blos noch, daß freilich auch die Annahme mehrerer Stammväter mit ziemlich gewichtigen Gründen — bezogen zumal auf die auffallende genetische Verschiedenheit der Hauptracen unseres Geschlechts — vertheidigt werden mag, und daß insbesondere die Lehre von drei solcher Hauptracen, nämlich 1) dem europäisch-arabischen oder kaukasischen, 2) dem

mongolischen, 3) dem äthiopischen oder Negerstamm, und also von wenigstens drei verschiedenen Urquellen der Bevölkerung — namentlich 1) dem südlichen Abhang der Bergkette vom Himalaya bis zum Kaukasus, 2) dem Plateau Hochasiens vom Mustag zum Altai, 3) jenem der Mondgebirge in Afrika — die Aufmerksamkeit des Denkers mit vollem Recht in Anspruch nehme.

Geschichte der Hebräer.

Aelteste Geschichte bis Moses.

Zwei Jahrhunderte waren verflossen, seitdem die noachischen Stämme sich zerstreuend von Schinear auszogen, als Abram [geb. 1947] (nachher Abraham genannt, und durch Peleg von Sem abstammend) von Ur in Chaldäa oder dem nördlichen Mesopotamien südlich nach Haran und später von da nach Kanaan wanderte (2022). Noch war Kanaan nur dünne bevölkert, und es mochte der fremde Emir (so würde man heute ihn heißen) längs des Jordan und tiefer im Lande Weideplätze genug für seine zahlreichen Heerden finden. Er wurde von den Einwohnern Eber, d. i. der von jenseits (des Euphrats) Hergekommene, genannt, daher heute noch seine Nachkommen Hebräer heißen. Aber nicht nur die Hebräer — die man auch von einem räthselhaften Beinamen seines Enkels Jakob die Israeliten, und von dessen mit Nachkommenschaft vorzüglich gesegnetem Sohne Juda die Juden heißt —, sondern auch viele Stämme der Araber leiten von ihm ihre Herkunft ab. Tugend, patriarchalische Würde und Reichthum machten ihn schon im Leben berühmt, und noch wird sein Name weithin von den Völkern des Morgenlandes mit Verehrung genannt.

Seine spätern Wanderungen und Schicksale, so wie die seines Sohnes Isaak und seines Enkels Jakob, enthalten zwar einige Schilderung patriarchalischer Sitten: dennoch interessiren sie den Welthistoriker nur wenig. Einer von Jakobs Söhnen, Joseph, der durch eine Kette romantischer und wundervoller Begebenheiten Großvezier des ägyptischen Königs wurde und dieses Glück durch Weisheit und Tugend verdiente, berief Vater und Brüder mit ihren Familien nach Aegypten, wo sie in dem ihnen eingeräumten Lande Gosen (vermuthlich die um den Berg Casius und weiter hin gegen Süden gelegenen Triften und Wüsten), unvermischt mit den Aegyptern und nach eigener Sitte lebend, ihre nomadische Weise fortsetzten. Als aber ein neues Königshaus den Thron be-

stieg und die Verdienste Josephs allmählig vergessen wurden, da erwachte bei den Aegyptern der alte Haß gegen alles Hirtenvolk und eine natürliche Besorgniß über die steigende Vermehrung der israelitischen Horde. Man hielt sie an, ihr müßiges — vielleicht auch räuberisches — Nomadenleben zu verlassen, Städte zu bauen, bürgerliche Beschäftigungen nach ägyptischer Sitte zu üben, und ließ sie, die dem Allen sich ungern fügten, Abneigung, Druck und ungerechte Gewalt empfinden.

In diesen Zeiten der Bedrängniß wurde Amram, aus dem Hause Levi, ein Sohn geboren (2373). Sein Name Moses (koptisch Moudsche, ein aus dem Wasser Geretteter) weist auf das Schicksal seiner verhängnißvollen Kindheit hin. Zum Wassertod verurtheilt und durch die Tochter des Königs den Fluten entrissen, erhielt er am Hofe eine sorgfältige Erziehung und Unterricht in allen Kenntnissen der ägyptischen Priester. Aber mehr als Erziehung zu geben vermag, hatte die Natur oder Gott ihm gegeben. Eine hohe, männliche Seele, selbstständig und freiheitliebend, und durch einheimische Kraft Tugend und Weisheit erstrebend. Einst sah er einen Israeliten durch einen Aegypter mißhandelt und tödtete diesen; er floh darauf nach Midian, wo er viele Jahre hindurch in den Thalgründen des Sinai der Heerden eines edlen Arabers wartete.

Der göttliche Ruf, der ihm alldort zur Befreiung seines Volkes ward, die Art, wie er und sein Bruder Aaron ihre Sendung am Hofe Pharao's vollbrachten, sind in geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Aber wir enthalten uns billig der Berührung dieser und vieler anderer mosaischen Wunder, zumal aber solcher, welche der Erzähler aus alten hebräischen Sagen geschöpft. Bei denjenigen indessen, welche Moses als selbst erfahrene oder gewirkte Wunder erzählt, mögen wir manchmal sehr deutlich ein der Erzählung zum Grund liegendes, wirkliches Faktum entdecken, das bald durch seine eigenthümliche Beschaffenheit, bald durch die Begeisterung derer, auf die es wirkte, bald durch den dichterischen Ausdruck, wohl auch durch weise und der Zeit gemäße Politik des Erzählers sich leicht zum Wunder gestaltete.

Das Volk, welches Moses aus Aegypten führte, war in keiner Hinsicht zur Erfüllung seiner großen Plane geeignet. Er wollte ein von kriegerischen Stämmen bewohntes Land erobern, und aus den Israeliten eine Nation bilden, die frei und selbstständig und festhaltend am Dienst Jehovah's wäre. Aber die lange Sklaverei in Aegypten hatte ihren Geist niedergedrückt; der Knechtschaft gewöhnt, scheuten sie die Freiheit, die mit Entsagungen verknüpft war, und sehnten bei dem ersten Mangel sich feige nach den Fleischtöpfen Aegyptens zurück. Dabei waren sie übermüthig und zügel-

los wie der Sklave, der sich der Ruthe entlaufen glaubt, widerspänstig gegen den aus ihrer eigenen Mitte erstandenen Anführer, wenn er nicht täglich mit den Schrecken Jehovah's sich umgürtete, und wohl zur Durchplünderung der Länder, aber nicht zur Gründung eines dauernden Staatsvereines geschickt. Demnach gab Moses die ganze Generation auf und setzte seine Hoffnungen auf die nachwachsenden Sprößlinge, die als starke, freigeborene Kinder der Wüste, aber dennoch an Ordnung und Gesetz gewöhnt, und durch den Dienst Jehovah's zu einem Volke eng verbunden, einstens im wiedereroberten Land ihrer Väter, unvermischt und unverderbt durch andere Völker, ein selbstständiges, würdevolles Daseyn behaupten könnten. Auf diesen hohen, genialen Zweck waren alle Anordnungen Moses berechnet, und selbst die Härte, womit er die Kananiter behandelte, wird dadurch erklärbar. Doch war es der göttliche Geist, der ein Geist der Liebe und der Gerechtigkeit ist, nicht, der Moses die grausamen Gesetze gegen Kanaan eingab; aber, von seiner großen Hauptidee enthusiastisch eingenommen, verfolgte er sie — was manchen, sonst edlen Menschen begegnet — rücksichtslos für Alles, was Recht und Gefühl dagegen sprächen. Indessen sah er selbst die Vollendung seines Werkes nicht; denn als er Kanaan vergebens von der Mittagseite bestürmt hatte und dann, Edom umgehend, vom Aufgang her gegen den Jordan drang, fühlte er sein Ende herannahen. Von einem Berg herab übersah er noch das schöne Land, das seinem nunmehr erstarkten Volke zu Theil werden sollte, und ging zu den Vätern über (2493). Dreiunddreißig Jahrhunderte sind seitdem verflossen und noch lebt sein Name weithin wie keines Sterblichen Name, in der Verehrung der Völker.

Josua und die Richter.

Mit Moses Tod und der Eroberung von Palästina beginnt eine neue Periode in der hebräischen Geschichte. Denn nunmehr wird aus einem lose zusammenhängenden, unstäten Nomadenhaufen ein vereintes, ansäßiges, ackerbauendes Volk, das durch die Kraft und Selbstständigkeit, welche die mosaischen Gesetze ihm geben, jetzt erst mit Bedeutung in die Weltgeschichte eintritt.

Moses selbst zwar eroberte nur das Land, welches östlich am Jordan liegt, und da ließen sich die Stämme* Ruben, Gad und

* Von Jakobs zwölf Söhnen (Ruben, Simeon, Levi, Juda, Dan, Naphtalie, Gad, Asser, Isaschar, Sebulon, Joseph und Benjamin), als den näheren Stammvätern, schrieb sich diese Eintheilung in Stämme her. Doch wurden statt Joseph dessen beide Söhne Ephraim und Manasse, die Jakob an Kindesstatt angenommen, als Stammeshäupter erkannt, und der Priesterstamm Levi erhielt keine abgesonderte Landesstrecke, sondern Wohnsitze durch alle übrigen Stämme.

der halbe Stamm Manasse nieder. Das eigentliche Palästina, in welchem hierauf die übrigen Stämme Sitz erhielten, wurde erst den Waffen des Josua zur Beute, der in einem sechsjährigen, blutigen Krieg den größten Theil der Kananiter vertilgte. Aber endlich ließ die Wuth der Sieger nach, und ein elender Rest von Einwohnern wurde — jedoch gedrückt und tributbar — im Lande geduldet' Das Hauptband der Vereinigung, also die Grundlage der Nationalkraft, war für die Israeliten der Jehovah-Dienst. Anstatt aber daran festzuhalten, zeigten sie eher eine Geneigtheit, sich davon loszusagen und die Idole ihrer Besiegten und ihrer Nachbarn zu verehren. Dadurch riß das Band, und sie wurden in eben so viele Völker als Stämme zertheilt, die sich gegenseitig durch innere Fehden zerfleischten. Die unterjochten Völker und die angrenzenden Stämme des feindseligen Auslandes benützten diesen Zustand der Auflösung, und ließen die unklugen Israeliten häufig die Wirkung ihrer wieder auflebenden Kraft und ihrer Rache fühlen. Sie wurden abwechselnd fast allen ihren Nachbarn dienstbar, und es mochten ihre weisen Männer mit Recht solches Unglück für eine natürliche Strafe des Abfalls vom wahren Gott erklären. So oft sie aber zu seiner Verehrung zurückkehrten, und sonach das Band der Vereinigung herstellten, so oft waren sie wieder gewaltig, und übten unter freierwählten außerordentlichen Anführern oder Kriegshäuptern (Schophetim, die man gewöhnlich, wiewohl fälschlich, Richter nennt) kraftvolle Wiedervergeltung.

Die innern Angelegenheiten der Hebräer wurden in dieser Periode durch Stammfürsten und Aelteste, mit überwiegendem Einfluß des hohen Priesters, geleitet, bis derselbe nach dem erblichen Besitz der vereinten bürgerlichen und kirchlichen Obergewalt strebte, und hierdurch das Volk mit schrankenloser Despotie bedrohte. Der Uebermuth und die Verbrechen der Söhne Eli's und Samuels öffneten dem Volke die Augen, und es verlangte einen König. Vergebens stellte ihm Samuel, als kluger, wohl auch eigennütziger Vertheidiger der Theokratie, die Gefahren des Königthums auf die eindringlichste Weise vor; es beharrte auf seiner Forderung, bis Samuel ihr endlich entsprach, und mit schlauer Politik aus einem der geringsten Geschlechter, vom unbedeutendsten der Stämme, Benjamin, einen Mann zum Könige salbte (2916), von welchem, wiewohl er durch Geist und Muth sich auszeichnete, der Priester, der ihn aus dem Staube gehoben, keine wesentliche Beschränkung der usurpirten Macht besorgen zu dürfen schien.

Die Könige.

Saul wurde als König erkannt, und es fängt mit dieser Errichtung des Königthums die dritte Periode der hebräischen Ge-

schichte an, worin der Zustand und die Verhältnisse Israels im [illegible]nern und nach Außen eine wesentliche Veränderung erfuhren. [illegible] jetzt erst, da eine kräftigere Centralgewalt Ordnung und Festig[illegible] in die Verwaltung brachte, konnten höherer Wohlstand und Cultur entstehen; jetzt erst, da zum religiösen Band sich das politische gesellte, konnte die Macht des Volkes mit Erfolg nach Außen wirken. Jedoch war beides unter der ersten Regierung nur wenig sichtbar, da sie der unselige Streit zwischen Königthum und Priestergewalt zerrüttete. Denn Samuel ließ ungern die gewöhnte Herrschaft sich entwinden, und Saul verschmähte es, eine bloße Puppe in des Priesters Hand zu seyn. Saul, weil er sich vermaß, des Priesters Befehlen, die als göttliche Befehle gelten sollten, nicht blinde Folge zu leisten, noch mehr, weil er einst bei Samuels Ausbleiben selber zu opfern wagte — wurde, wie der herrschsüchtige Priester sprach, von Gott verworfen, und es salbte auf vorgeschützten göttlichen Befehl der unversöhnliche Samuel insgeheim David aus dem Stamme Juda zum Gegenkönig. So wurden die letzten Jahre Sauls durch bürgerlichen Krieg getrübt, zu dem sich noch die Verwüstungen des auswärtigen gesellten. Der unglückliche König, nachdem er gegen die Philister, diese stets wachsamen Feinde Israels, eine entscheidende Schlacht verloren, und in derselben drei seiner Söhne, unter ihnen den edlen Jonathan hatte bluten sehen, gab sich den Tod (2929). Aber wiewohl für David das Wort des Priesters, der Ruhm vieler Großthaten und der Eifer seiner zahlreichen Stammesgenossen stritten, hingen dennoch die übrigen elf Stämme mehre Jahre lang an Sauls Sohn Isboseth, bis dieser und sein Feldherr Abner durch das Schwert von Meuchelmördern fielen, worauf David von ganz Israel als König erkannt wurde (2937).

David ehrte den Priester, wurde von demselben geehrt, und stärkte das Königthum durch solche Verbindung. Gleichwohl traf ihn — meist als Folge seiner Fehltritte — mancherlei öffentliches und häusliches Unglück. Seine Kinder entehrten sich durch Blutschande und Brudermord; zwei Söhne empörten sich gegen den zu nachsichtigen Vater, der auf seiner Flucht vor Absalon wohl den geringsten seiner Unterthanen beneiden mochte; und unter seinem Volke wüthete des Krieges Geißel und Hunger und Pest.

Abgesehen von streng moralischer Rüge, war David ein weiser und kraftvoller und, was die Hauptgestalt seiner Regierung betrifft, auch ein glorreicher König. Alle feindseligen Nachbarn Israels, Philistäer, Amalekiter, die reichen Edomiter, die Moabiter und Ammoniter, und viele übrig gebliebene Stämme der Kananiter wurden besiegt und unterjocht; durch den merkwürdigen nesibenischen Krieg kam ein großer Theil von Syrien unter seine Macht,

und er gebot von Aegypten bis an den Euphrat und gegen die armenischen Gebirge. Mit Tyrus schloß er Handelsverträge, und erhielt von da die Cedern, womit er auf Jebus (der Burg von Jerusalem, die er den Jebusitern entrissen) sich einen Palast erbaute. Die Gegend dieser Stadt ist dürftig bewässert und weiterhin zum Theil traurige Wüste. Aber die Hofhaltung des Königs zog Menschen und Schätze und stolze Pracht dahin, während die entfernten Provinzen verarmten. Ueberhaupt war die Gründung einer bleibenden Residenz von tief wirkendem Einfluß auf den Geist der Regierung und auf den Zustand des Volkes, was jedoch erst unter Salomo auffallend sichtbar wurde. Denn diesen seinen jüngern Sohn, von Bathseba, hatte der sterbende David, durch der Mutter Intriguen verleitet, zum Nachfolger ernannt, und die Ansprüche Adonai, des ältern Sohnes, verworfen.

Salomo bestieg den Thron 2969. Der Ruf der Weisheit ging vor ihm her und erfüllte das Volk mit hoher Erwartung. Er entsprach ihr nur unvollkommen und auf kurze Zeit. Nachdem er durch das Blut der Gegenpartei seine Herrschaft befestiget, unterwarf er zwar den kleinen Ueberrest der Kananiter, aber er verlor das wichtige Edom und die Perle von Davids Eroberungen, das starke Damaskus; und wenn er anfangs den Kunstfleiß seines Volkes hob, einen einträglichen äußern Handel gründete, Jerusalem mit prächtigen Gebäuden zierte, durch Aufmunterung und Beispiel die schönste Blüte der hebräischen Literatur hervorrief: so zernichtete er wieder all dies Gute durch Verschwendung, Ueppigkeit und Despotendruck. Die einfältigen Hebräer blendete der Schimmer, der seinen Thron umgab, die nie gesehene Pracht seines Jehovahtempels und andere Wunder der phönizischen Kunst. Im Ton der Begeisterung priesen sie Salomo's Weisheit: aber schmerzlich fühlten sie auch die ungewohnten Frohndienste, Auflagen und alle Schmach einer Sultansregierung. Endlich schändete sich Salomo sogar durch den verächtlichsten Aberglauben und Götzendienst. Die Priester Jehovah's fachten das heimlich glimmende Mißvergnügen des Volkes an. Jeroboam wurde zum Gegenkönig gesalbt, konnte sich jedoch noch nicht behaupten, und mußte nach Aegypten fliehen.

Theilung des Reiches in Israel und Juda.

Untergang beider.

Aber nach Salomo's Tod (3009) entbrannte bei seines Sohnes Rehabeam unkluger Härte der Aufruhr von Neuem. Weil er die unerschwinglichen Auflagen nicht mindern wollte, fielen

10 Stämme vom Hause David ab. Nur Juda und Benjamin blieben getreu; der Uebrigen wurde Jeroboam König. Hierdurch wurde der hebräische Staat auf bleibende Weise in zwei feindliche Reiche gespalten, welche den Namen Juda und Israel in engerer Bedeutung führen.

In beiden lag nach ihren innern und äußern Verhältnissen der Keim der Zerstörung. Denn da zur politischen Trennung sich noch die religiöse gesellte, so war an eine aufrichtige Aussöhnung zwischen ihnen niemals zu denken, und da beide Reiche einander so ziemlich gleich an Kräften waren, so mußte ihre dauernde Zwietracht eine gegenseitige Erschöpfung hervorbringen. Dazu kam, daß der Charakter des Volkes so wie der Höfe sich mehr und mehr verschlimmerte. Meineid und Verrath, Wuth und Unsinn und alle Laster entstellen jetzt die israelitische Geschichte.

Um eben diese Zeit erstand unter wilden Eroberern Neuassyriens und Neubabylons drohende Macht, welcher die Könige von Aegypten neidisch und besorgt die ihrige entgegenstellten. Juda und Israel, mitten zwischen den Streitenden gelegen, und durch ihre Entzweiung wie durch ihr moralisches Verderbniß schwach, mußten die Opfer dieses Kampfes werden. Auch fehlte es nicht an weisen Männern, die Dieses einsahen, und sich mit hoher Kraft und patriotischer Begeisterung gegen den Drang und das Verderbniß ihrer Zeit erhoben. Sie gingen aus den Prophetenschulen hervor, welche seit Samuel blühten, und eine Reihe ehrwürdiger und kühner Vertheidiger der Volksrechte und der reinern Gottesverehrung erzogen, die freilich auch manchmal — ähnlich hierin den Priestern des Mittelalters — ihre Stimme aus blindem Eifer und schnödem Interesse ertönen ließen. Unter ihnen zeichnete sich durch Gedankenfülle und Kraft der Darstellung vorzüglich der königliche Jesaias aus.

Nur zu bald wurden an Israel und Juda seine und der übrigen Seher Weissagungen erfüllt. Israel (auch Samaria, von der durch Amri erbauten Hauptstadt, genannt), nachdem es unter einer Reihe meist unwürdiger Könige aus verschiedenen Häusern, die größtentheils durch Empörung und Meuchelmord zum Thron gelangten, geseufzt hatte, wurde die Beute der Assyrer. Ahas, König von Juda hatte sie gegen Israel zu Hülfe gerufen, und Tiglath-Pul-Assar schleppte unter Pekah (3244) einen Theil der Israeliten in die Gefangenschaft; und als Hoseah einen Versuch zur Befreiung von der schimpflichen Abhängigkeit wagte, so ward Samaria von Salmanassar erobert und der Ueberrest Israels gefangen nach Medien geführt (3263). Das Reich hatte 254 Jahre gedauert.

Das Königreich Juda erhielt sich etwas länger, weil es nicht

so wie Israel vielfach blutigen Regentenwechsel erfuhr, sondern lauter Könige aus Davids Hause und meist in ruhiger Folge besaß, dennoch konnten dieselben den sinkenden Staat nicht retten. Abwechselnd von Aegyptern, Israeliten und Assyrern durchplündert, dann wieder einzelne Zwischenzeiten der Ruhe, der Erholung, selbst der neu auflebenden Kraft genießend, fiel endlich Juda durch die schwere Hand des babylonischen Helden Nebucadnezar (Nabokolassar), der nach dem über die Aegypter bei Karchemisch erfochtenen Sieg seine Herrschaft bis ans Mittelmeer ausdehnte. Zwei Könige, Joakim (3385) und Sedekiah (3395), vermaßen sich, durch Aegypten aufgereizt, von Babylon abzufallen. Beide litten die Strafe ihres Meineids; Jerusalem wurde erobert, der Tempel zerstört, und die Juden in die Gefangenschaft nach Babylon geschleppt.

Aus dieser gedrängten Zusammenstellung der hebräischen Geschichten geht auch die bürgerliche Verfassung dieses Volkes hervor. In allen Phasen seiner Staatsform ist die Priestermacht sichtbar: als ursprüngliche Grundlage des Nationalvereins, als fortwährendes Prinzip seiner Erhaltung, als drückende Herrschaft und als Schranke der Despotie; jedoch selbst als solche — weil nicht vom Volke ausgegangen — dem republikanischen Geiste fremd, ja nach ihrer innersten Wesenheit selbst despotisch.

Auch die Nachbarn der Hebräer, als Philistäer, Edomiter, Ammoniter und Moabiter (die Amalekiter hatte bereits Saul vertilgt), wurden von dem Strome verschlungen, der Israel und Juda zernichtete; und wiewohl ihr Schicksal minder hart als das von diesen war, so erscheint doch ihr Name — die Edomiter oder Idumäer ausgenommen — nicht mehr in der Geschichte. Im nördlichen Theile Palästina's, wo ehedessen die zehn Stämme Israels geherrscht, war indessen ein neues Volk — die Samaritaner — entstanden. Es waren dies fremde Ansiedler, mit denen sich die wenigen Israeliten vereinigten, welche dem Schwert und der Gefangenschaft entronnen waren. Dieses vermischte Geschlecht nahm auch einen vom Dienst Jehovah's und jenem der heidnischen Gottheiten gemischten Kultus an, und wurde daher von den Anhängern des reinen Judenthums als irrgläubig betrachtet. Schon erfüllte der Samaritaner wachsende Volksmenge das Land Israel, als Judäa noch wüste lag. Aber nach 70 Jahren, von der Abführung Jechonia's (Joakim's Sohn 3385) an gerechnet, als auch Babylons Thron gefallen war, gab dessen Besieger Cyrus den gefangenen Juden die Erlaubniß zur Rückkehr in das Land der Väter (3455, 528 v. Chr.), und hierdurch einem neuen jüdischen Staate den Ursprung.

Geschichte der Aegypter.

Ursprung der Aegypter und ihrer Kultur.

Wir wenden uns nach Aegypten, einem Land, das durch ganz eigenthümliche Charaktere merkwürdig, reich an Wundern der Natur und der Menschenhände und das Mutterland ist der Aufklärung und Kultur in der abendländischen Welt.

Aegyptens Bevölkerung und Kultur sind älter als die Sündflut. Hätte solche auch nach Aegypten gereicht, würde wohl schon Abraham daselbst einen eingerichteten Staat und einen üppigen Hof gefunden haben? und zwar in Niederägypten, das, selbst seinem Daseyn nach jünger als das Nilthal, nur durch die Arbeit von Jahrhunderten bewohnbar werden mochte? Also nicht Noachiden waren Aegyptens ursprüngliche Bewohner, obwohl später einige noachische Stämme dahin mögen gezogen sein — sondern die Masse der Bevölkerung stammt aus Aethiopien, wie schon Herodot's Schilderung ihres negerartigen Körperbaues beweist. Die Meinung Denon's, welcher aus dem edleren Charakter der Menschenfiguren auf den ägyptischen Monumenten folgert, daß die Kasten der Priester und der Krieger aus Asien stammen (etwa der kaukasischen Race angehören), ist, durch Annahme späterer Einwanderungen, damit einigermaßen zu vereinbaren. Ob jedoch die äthiopische Bevölkerung aus Ostindien (oder Südarabien) nach Afrika gekommen, oder einer diesem Welttheil besonders eigenen Menschenrace angehöre, ist wohl nimmer auszumitteln. In Gemäßheit unserer früher bezeugten Vorliebe für die Theorie der Abstammung von einem Stammvater müssen wir uns zur ersten Meinung hinneigen.

Dem Laufe des Nil folgend, kam also ein äthiopischer Menschenschwarm über Nubien und das Gebirge herab in das gesegnete Thal, und wenn es wahr ist, daß er hier neben andern nährenden Pflanzen auch wildwachsendes Korn antraf, so können wir leicht seine Ansiedelung daselbst begreifen. Das Felsgebirge an beiden Seiten des Nil bot in seinen Klüften und Höhlen eine bereite Wohnung den Fremdlingen dar, um so willkommener für sie, da Aegypten durchaus arm an Bauholz ist. Sie erweiterten, vervielfältigten, unterstützten diese Höhlen, und es blieb solcher älteste Charakter ihrer Baukunst, der aus der Beschaffenheit des Landes hervorgegangen, in allen ihren spätern Bauten kenntlich. Als Oberägypten allmählig bevölkert war, zog sich die wachsende Volksmenge längs des Nil weiter nach Mittel- und endlich nach Niederägypten, allenthalben den Boden benützend,

welchen der austretende Fluß düngte, und emsig beflissen, diesen kostbaren Boden durch Dämme vor schädlicher Stromesgewalt zu schützen, das Nilwasser durch Kanäle so weit möglich zu verbreiten und auf künstlichen Anhöhen trockene Wohnungen aufzuführen.

Diese Arbeiten alle setzen schon einen bedeutenden Grad der Civilisation voraus; aber es könnte uns dieser rasche Vorschritt nicht befremden, selbst wenn die Aegypter als Barbaren aus Aethiopien gezogen wären. Es sind jedoch Gründe für das Gegentheil vorhanden; denn der Ackerbau bringt hervor und erheischt Kultur und gemeinsame Kraftanwendung und gesellige Ordnung. Einmal auf diese Bahn geleitet, wird ein Volk aus dem Gefühl der Vortheile, die es errungen, immer neue Aufmunterung zu weiterem Fortgang ziehen; Hindernisse — wenn sie nicht unübersteiglich sind — werden seinen Fleiß und seinen Scharfsinn stärken, und es werden sich Ackerbau und allgemeine Civilisation gegenseitig unterstützen und erhöhen. Was Wunder also, daß in Aegypten, dessen vom Fluß getränkte Felder keine weitere Arbeit als Aussaat und Ernte heischen, der Ackerbau das Lieblingsgeschäft des Volkes wurde, und daß desselben reicher Ertrag zu künstlicher Vermehrung und Verwahrung der Aecker und zu bürgerlichen Einrichtungen einlud, wodurch seine Vortheile gesicherter und ausgebreiteter wurden? was Wunder, wenn aus dem engern, geselligen Verein einer steigenden Bevölkerung die Kraft zu Riesenwerken hervorging?

Aber bei den Aegyptern war noch ein zweites Prinzip der Kultur wirksam — Religion und Priestermacht. Sie hatten einen zahlreichen, aufgeklärten Priesterstamm entweder schon aus Aethiopien mitgebracht oder frühe durch neue Einwanderung aus Möroe erhalten, und es wurde derselbe durch die natürliche Ueberlegenheit des Genies über die Unerfahrenheit bald mit Ansehen und Gewalt bekleidet, ausschließender Bewahrer gelehrter Kenntnisse oder Kunstgeheimnisse und im eigentlichen Sinne Vormünder der Nation.

Von der ersten Niederlassung dieser Priester zogen nun allmählig mehrere Schwärme in weitere Gegenden aus, und jeder Tempel, den sie bauten, wurde ein neuer Centralpunkt der religiösen und bürgerlichen Gesittung. Es entstanden hierdurch oder auch durch andere Veranlassungen mehrere Reiche in Aegypten, und es liegen die bestimmtesten Beweise davon vor, daß dieses Land oft und lange in verschiedene Staaten zertheilt gewesen. Von mehreren derselben, auch außer den Hauptreichen Theben und Memphis, kommen deutliche Spuren vor, als von Elephantine, Heraklea, This und später von Tanis, Bubastus, Sais, Mendes und Sebennytus, diese letztern sämmtlich in Niederägypten. — Nun konnte es freilich nicht anders kommen, als daß von diesen Reichen abwechselnd das eine und das andere mächtiger wurde und

wohl auch auf längere oder kürzere Zeit alle andern verschlang. Die Pracht der Hauptstädte, das Riesengroße einiger Land- und Wasserbauten setzt einen Aufwand von Kraft und Reichthum voraus, der nur dem Beherrscher von ganz Aegypten und nicht dem Fürsten eines kleinen Nomus möglich war. Wiewohl wir nun den wahrscheinlich mannigfaltigen Wechsel von Herrschaft nicht umständlich anzugeben vermögen, so erhellt doch, daß anfangs und ziemlich lange Theben vorherrschend war, daß nachmals Memphis sich erhob, und noch später auch verschiedene niederägyptische Städte theils mit, theils nach einander Residenzen waren. Auch war Aegypten mehremal die Beute fremder Eroberer, von denen die Hyksos, Hirtenkönige (vielleicht die Chefs arabischer Nomadenhorden), um die Zeit des Aufenthalts der Israeliten in Aegypten (weßwegen einige sogar diese mit jenen verwechseln), und der Aethiopier Sabako insbesondere genannt werden. Denn Aegypten, das einen gesonderten Soldatenstand und ein unkriegerisches Volk hatte — Priesterherrschaft gibt Gehorsam und nicht Muth — mußte wohl dem Loos von wenigen Schlachten folgen. Dennoch erhielt sich unter vorübergehenden Stürmen der Geist der Verfassung, einer durch Priestergewalt gemäßigten Monarchie, bis auf die persische Herrschaft.

Der Priesterstand nämlich erhielt sich fortwährend, und unvermischt mit den ältern Einwohnern, als der edelste, allein wissenschaftlich gebildete, sonach vorzüglich zur Leitung des Volkes geeignete Stamm. Entweder war mit ihm zugleich ein Stamm von Kriegern nach Aegypten gezogen, oder — wahrscheinlicher — hatten diesen die Priester erst später zur Befestigung ihrer Macht und zur äußern Vertheidigung des erweiterten Reiches aus einigen einheimischen oder benachbarten Horden gebildet. Nothwendig war es, daß die Kriegerkaste — als welche die Gewalt in Händen hatte — auch Reichthümer und Ansehen erwarb. Dennoch, und wiewohl aus ihrer Mitte sogar der König — sein Titel war Pharao — gewählt wurde, behaupteten die Priester durch die natürliche Ueberlegenheit des Geistes über die physische Kraft, durch den dem ganzen Volke tief eingeprägten Charakter der Religiosität durchaus den ersten Rang, schrieben auch dem König durch ein strenges Ceremonialgesetz Weise und Ordnung seiner öffentlichen und Privathandlungen vor und richteten ihn durch das Todtengericht.

Tief unter diesen beiden herrschenden Kasten war die übrige Masse des Volks, welche abermals in mehrere Kasten vertheilt war, ohne daß wir jedoch bei den widersprechenden Berichten Herodot's und Diodor's ihre Zahl und Benennung mit Bestimmtheit angeben könnten. Nach Heerens durch innere Wahr-

scheinlichkeit sich empfehlender Darstellung waren noch vier Kasten, nämlich jene der Hirten, der Schiffer, der Gewerbtreibenden und der Dolmetscher.

Die Entstehung der beiden obern Kasten und ihre bleibende Sonderung kann uns nach dem oben Gesagten nicht befremden, und auch für jene der geringern Kasten werden sich in der Natur des Landes und einigen historischen Notizen die Erklärungsgründe finden. Die Nothwendigkeit der Wassercommunikation in dem schmalen, vom Nil durchströmten Thale, besonders in der Zeit der Ueberschwemmungen, mußte wohl die Anwohner des Flusses frühe zur Schifffahrt leiten, und leicht mochten die Stämme, welche von Alters her durch Fischfang mit seinen Gewässern vertraut waren, die nachmalige Schifferkaste bilden. Noch natürlicher war die Entstehung der Hirtenkaste; denn es gibt Gegenden in Aegypten (vorzüglich die östliche Bergregion gegen das arabische Meer hin und auch in Niederägypten mehrere Marschländer), welche gar nicht zum Ackerbau, sondern blos zur Viehzucht taugen. Die einheimischen oder eingewanderten Nomadenstämme solcher Gegenden, so weit sie den Pharaonen gehorchten, waren die Grundlage der Hirtenkaste, zu welcher nachmals auch jene ansäßigen Bauern, die sich vorzugsweise mit Viehzucht abgaben, gezählt wurden. Später entstand wohl die Kaste der Gewerbtreibenden, weil ihre Bildung schon größere Fortschritte der Civilisation voraussezt. Es scheint nicht, daß diese Kaste noch weitere Unterabtheilungen, nach den einzelnen Gewerben, gehabt habe. Zulezt kam unter Psammitich noch die Kaste der Dolmetscher auf. Denn es ließ dieser Griechenfreund eine Menge ägyptischer Kinder in griechischer Sitte und Sprache unterweisen, welche nachmals bei dem vermehrten Verkehr mit Fremden als Dolmetscher, Mäkler u. s. w. dienten, von den übrigen Kasten aber — nach dem Haß der Aegypter gegen alles Ausländische — ausgestoßen wurden und sich zur eigenen Kaste sammelten.

Dieses Kastensystem, zumal die allzu strenge Erblichkeit der Kasten, die gar keinen Uebertritt aus einer in die andere zuließ, und die ausnehmenden Vorrechte der Priester und Soldaten, wonach den niedern Kasten ein zu geringer Antheil an den Früchten des bürgerlichen Vereins zukam, begründeten eine heillose Despotie der erstern gegen die leztern, und es stand, wenn es hoch kam, die Masse des ägyptischen Volkes unter einer erträglichen Vormundschaft, jedoch unter einer solchen, welche ihm unmöglich machte, jemals zur Mündigkeit zu gelangen. Indessen war das Daseyn oder die Entgegensetzung von zwei privilegirten Ständen eine heilsame Schranke der Despotie. Hätte es keine Priesterkaste gegeben, die Krieger wären, ihren König an der Spitze, härter

mit dem ägyptischen Volke als die Mamluken mit den Kopten verfahren, und ohne die Scheu vor dem Pharao wären die Priester vielleicht schlimmer als Schamanen geworden.

Hauptdata der Pharaonengeschichte.

Der erste menschliche König Aegyptens — vor ihm regierten Jahrmyriaden hindurch Götter — wird einstimmig Menes oder Min genannt. Er soll nach Herodot Memphis gebaut haben, aber diese Nachricht ist eine Prahlerei der memphitischen Priester; wahrscheinlich wurde — nach Diodor — zuerst Theben (Luxor) gebaut (von Busiris II), und nachdem es neun Königen (worunter der weise Osymandias) zur Residenz gedient, so führte erst Uchoreus die neue Hauptstadt Memphis auf. Hierdurch litt der Glanz von Theben, Hekatompylos von seinen hundert Thoren genannt, deren Trümmer nach so mancher Umwälzung und zweitausendjähriger Unbild der Barbarei und der Witterung noch jetzt durch Pracht und Größe das Gemüth mit hoher Bewunderung erfüllen. Später kommt bei Herodot und Diodor Möris vor, der Urheber des großen Sees gleiches Namens, oder wenigstens des Schleusenwerks, das denselben mit dem Nil in Verbindung sezt.

Auf Möris, welchen Herodot 900 Jahre früher als seine eigene Ankunft in Aegypten setzt, folgt — jedoch nach Diodor sieben Menschenalter später — Sesostris oder Sesoosis, der Alexander Aegyptens. Man hat an seinem Daseyn gezweifelt, aber so viele Großthaten, die von ihm fast einstimmig erzählt werden, können nicht ganz ohne historischen Grund seyn.

Ob, wer den größten Obelisken meiseln ließ, Rhamsinit geheißen, ob durch einen Cheops, Cephren und Mycerinus die drei mächtigen Pyramiden bei Memphis erbaut worden, kann uns gleichgültig seyn. Wichtiger ist die allgemeine Deutung und Würdigung solcher Bauten. Der Ansichten gibt es hier mancherlei; aber was man auch von geheimnißvollem Sinne, von religiösen, astronomischen und andern Zwecken sage — immer bleibt dabei das Mißverständniß zwischen Mittel und Endzweck, die Rohheit der Kunst und die Sklaverei eines Volkes unverkennbar, das, geduldig wie Lastthiere, auf seines Despoten Wink so ungeheure Werke mit dem Schweiße von ganzen Geschlechtern aufführte.

Ein rühmlicheres Denkmal als jene Pyramidenerbauer stiftete sich Bochoris der Weise (Asychis der Gesetzgeber bei Herodot?) durch jene humane Gesetzgebung, deren Hauptzüge nachmals Solon in die seinige verwebte. Dennoch konnte seine Weisheit die Drangsale nicht enden, unter denen damals Aegypten seufzte, die Folge der Fehler von früheren Pharaonen und der um eben die Zeit sich

erhebenden assyrischen Macht. Innere Zerrüttungen (Auflösung des Staates von Diospolis, Stiftung neuer Dynastien in Niederägypten) gesellten sich zu äußeren Stürmen. Gegen Assyrien suchten die Pharaonen die gefährliche Hülfe Aethiopiens, dessen Fürsten hierauf 50 Jahre über Aegypten herrschten. Vergebens erwartete dieses seine Rettung von der Veränderung des Regentenstammes. Sethon, Priester des Phtha — anfangs äthiopischer Vasall, darauf Alleinherrscher — beleidigte die Soldatenkaste durch Einziehung ihres Grundeigenthums, als eben das Reich von dem assyrischen Sanherib gedrängt wurde. Die Soldaten weigerten sich zu kämpfen, und Aegypten war verloren, wenn nicht ein Wunder es gerettet hätte: wahrscheinlich dasselbe mit jener in den hebräischen Geschichten gleichfalls als Wunder Jehovahs angeführten Seuche, die das assyrische Heer aufrieb, wozu noch die Furcht Sanherib's vor dem König Aethiopiens kam. Auch die innere Zwietracht dauerte fort, und es wurde endlich Aegypten nach vieljähriger Anarchie unter zwölf Fürsten getheilt, aus denen Psammitich von Sais über die Andern durch Talent und Glück sich erhob, und durch Hülfe karischer und jonischer Söldner das gesammte Reich unter sich brachte.

Psammitich (3313, 670 v. Chr.), da er das, den Fremden ehedessen „bittere" Aegypten aufschloß, einheimische Sitten gegen auswärtige vertauschte, und fremden Miethtruppen vor der eingeborenen Kriegerkaste sein Vertrauen schenkte, erregte allgemeines Mißvergnügen, und 200,000 Mann aus dieser letzten verließen das Reich. Nie wären sie demselben nöthiger gewesen, da jetzt die Uebermacht Assyriens Aegypten zwang, sich auch zu vergrößern, oder dem Nachbar zu dienen. Necho, Psammitichs Nachfolger, hatte die Grundsätze seines Vaters und einen noch kühnern, wahrhaft große Plane entwerfenden Geist. Mit Verschmähung der scheuen Politik der alten Pharaonen strebte er nach ausgebreitetem Verkehr mit dem Ausland, suchte, wiewohl vergeblich, beide Meere durch einen Verbindungskanal zu vereinen, und ließ — für die alte Welt ein erstaunenswürdiges und auch völlig isolirtes Unternehmen — ganz Afrika durch phönizische Seefahrer umschiffen. Fast eben so glänzend waren seine Kriegsthaten. Mit dem Thron von Juda verfuhr er nach Willkür, er schlug die Syrer, und setzte den schweren Kampf gegen Mittelasien — wo jetzt Neubabylon über den Trümmern Assyriens herrschte — eine Zeitlang glücklich fort, bis ihn bei Circesium der wilde Nebucadnezar schlug (3382, 601 v. Chr.) und hierdurch entscheidend die Macht Aegyptens beugte.

Untergang des Reiches.

Nach einigen unbedeutenden Königen bestieg der siegreiche Rebell Amasis (3415) den Thron, und war desselben nicht unwürdig. Das Reich schien von Neuem aufzublühen, doch war es nur der Schein von Wohlstand und Kraft, so ihm zu Theil ward. Mißtrauisch gegen seine Regierung, unter sich selbst getheilt, an Muth und Selbstvertrauen verarmt, konnte das ägyptische Volk der Unterjochung durch einen gewaltigen Nachbar nicht entgehen. Auch sah schon Amasis das Ungewitter heraufziehen, das sein Reich zerstören sollte. Der Eroberer Cyrus, fürchterlicher noch als Nebucadnezar, drohte Aegypten, das gegen seine Uebermacht mit Lydien sich verbunden hatte. Doch wurde die Rache erst von Cambyses gegen Amasis Sohn, den unglücklichen Psammenit, ollstreckt. Im ersten Jahr seines Reiches (3459, 524 v. Chr.), nach dem Verlust einer einzigen Schlacht, fiel das stolze Memphis, fiel der verrathene Fürst in des Wüthrichs Hände. Der Thron der Pharaonen sank.

Geschichte Mittelasiens.

Allgemeinste Charakteristik.

Von dem mannigfaltigen Wechsel der Herrschaft unter den frühe erscheinenden kriegerischen Horden Mittelasiens haben nur schwankende Sagen, entstellt durch Stolz, Leidenschaft und geographische Unkunde der einzelnen Stämme, und ohne regelmäßige Zeitbestimmung sich erhalten, und die späten Aufschreiber jener Sagen haben die Einseitigkeit, die schon in ihrem Ursprunge lag, gleichfalls nicht vermeiden können. So dürftig und unzusammenhängend sind die wenigen zuverlässigen Notizen, die auf solchem Wege zu uns gelangten, daß man kaum vor Cyrus eine eigentliche Geschichte Mittelasiens annehmen kann. Sollten wir ihren Verlust besonders bedauern? — Es scheint, daß der ewig wiederkehrende Cirkel von Jugendkraft, Glanz, Herrschaft, Weichlichkeit, Abnahme und Verfall, zu welchem ein gleiches Verhängniß alle Dynastien des Orients von Anbeginn der Geschichte bis auf unsere Tage verurtheilte, auch in jenen vorhistorischen Zeiten schon stattgefunden habe, und daß, wenn die Annalen der babylonischen, assyrischen und medischen Monarchien berichtigt werden könnten, die Weltgeschichte, die der Dynastien ohnehin so viele zählt, bloß um ein Dutzend anderer würde bereichert werden.

Alt-Assyrien.

Unter den von noachischen Stämmen vorzugsweise durchzogenen Ländern war es das Gebiet des untern Euphrat und Tigris, worin am frühesten sich eigentliche Reiche bildeten. Sey es, daß die gedrängtere Bevölkerung dort eine festere bürgerliche Ordnung erheischte, oder daß ein durch Genuß erschlafftes Volk sich leichter von einheimischen Nimroden bändigen, oder von fremden Kriegshorden unterjochen ließ. Aus dem Gebirgsland, nördlich an Sinear, mögen solche Schwärme gekommen seyn, die, was die mildere Natur in Süden und der Fleiß gesitteter Menschen geschaffen hatte, durchs Schwert sich zueigneten. Glück und Tapferkeit und Genie der Anführer bestimmten die wechselnden Machtverhältnisse der einzelnen Horden, bis Eine allmählig viele andere verschlang, und sich über die Länder — ein stets wachsender Strom — ergoß. Den Raub der Nationen häufte die siegende Horde in ihrem Lager auf, dessen Befestigung durch Wall und Graben mühselig aufzuführen man die unterjochten Völker zwang. Aus solchen Lagern erwuchsen die Hauptstädte, die ihrer ersten Anlage nach, weil sie auch Weideplätze und Felder einschlossen, von ungeheurer Größe waren. Vom Euphrat mitten durchströmt, hatte Babylon (Bab-Bel, der Hof des Herrn) in seiner regelmäßig viereckigen Gestalt einen Umfang von 480 Stadien (15 deutsche Meilen) und hundert Thore. Das noch größere Ninive (die Wohnung — Nave — des Nin) zog sich drei Tagreisen lang am Tigris hin. Ob der Bel, welcher Babylon baute, der berosische Xisuthrus oder der mosaische Nimrod gewesen, ob dieser auch Ninive gegründet, oder ob solches durch seinen Sohn Asur, dessen Name in Assyrien lebt, oder durch Ninus den Fürstensohn (Sohn Belus) geschehen, das werden wir nimmer ausmitteln. Fast einstimmig wird aber Lezterer als der Stifter der großen altassyrischen Monarchie aufgeführt (1874), welche durch ihn über Babylon und Medien und Baktrien, und durch seine große Gemahlin Semiramis (1926) noch weiter gegen Ost und Süd und bis nach Aethiopien ausgebreitet worden.

Viele hundert Jahre stand Großassyriens Thron; und es läßt sich wohl annehmen, obschon wir von ihm nur trockene Königsnamen lesen, daß er in dieser langen Periode mancherlei Erschütterungen und auch Dynastienwechsel erfahren. Die Ueppigkeit Ninias (1968) und seiner Nachfolger, die im Serail entschlummerten und das Reich durch Veziere und Satrapen regierten, ist wenigstens als Charakteristik asiatischer Regierungen im Allgemeinen wahr, so wie Sardanapal (3108, 875 v.

Chr.) von den Vielen Einer ist, die für die Fehler ihrer Vorfahren büßten.

Neu-Assyrien, Neu-Babylon und Medien.

Als der Oberpriester von Babylon, Belesis, und der medische Statthalter Arbaces durch Eroberung Ninive's ihre Empörung glücklich vollbracht hatten — Sardanapal war groß genug, um den Tod unter den brennenden Trümmern seines Palastes einer schmählichen Uebergabe vorzuziehen — ward Großassyrien in so viele Herrschaften als Satrapien zersplittert, deren gemeinschaftliche Bundesstadt Ekbatana seyn sollte. Aber bald erhob sich wilde Anarchie, aus welcher wir allmählig drei neue Reiche, Assyrien, Babylonien und Medien, hervorgehen sehen, von denen abermals (Neu-) Assyrien zuerst das mächtigste ist. Von seinen Königen sind nur Kriegsthaten aufgezeichnet, auch kommt in Namen und Zeitrechnung noch manche Variante vor. Am deutlichsten, wiewohl nicht ganz zusammenhängend, ist, was uns die Hebräer erzählen, die Zeitgenossen dieses neuen Reiches und seine hart bedrängten Nachbaren. Schon Phul (3213), der, nach hundertjähriger Zerrüttung, zuerst wieder Assyriens Macht erhob, wandte seine Waffen gegen Israel, und fortwährend blieb jezt seiner Nachfolger Streben nach Westen gegen die Küsten des Mittelmeeres gerichtet. Syrien und Israel erlagen dem ungleichen Kampf gegen Tiglath-Pul-Assar und Salmanassar (3245 u. 3263), und es wurden die Besiegten von den barbarischen Siegern wie Heerden in ferne Länder geschleppt. Auch Aegypten und selbst Aethiopien fühlten Salmanassars schwere Hand; Juda erwehrte sich ihrer kümmerlich; aber Tyrus, durch Seemacht groß, blieb Siegerin im Streit. Sanherib (3270) durchplünderte Juda, bedrohte Aegypten, verlor aber sein Heer durch eine Pest, und wurde von seinen Söhnen erschlagen. Jetzt warf Medien von Neuem das assyrische Joch ab, und Assarhaddon (3280), sonst ein gewaltiger Fürst, der Babylon unterwarf und Juda demüthigte, konnte es nicht mehr bezwingen. Nach ihm nennen die Profanscribenten noch mehrere Könige, welche schweren Krieg gegen das aufstrebende Medien führten. Der Einfall einer scythischen Horde unterbrach denselben. Nach ihrer Vertilgung ward er erneuert. Der chaldäische Empörer Nabopolassar verband sich mit Medien, und Assyrien erlag der vereinten Macht. Das stolze Ninive wurde zerstört (um 3380, 603 v. Chr.) und erstand nicht wieder. Man sieht gegenüber von Mosul eine Reihe Hügel dem Strom

entlang; auf einem steht ein Dorf mit Namen Nunia. Man glaubt, diese Hügel seien die Schutthaufen von Ninive.

Hundert und neunundzwanzig Jahre nach dem Sturze Sardanapals erscheint in Babylon der König Nabonassar (3237), mit welchem Ptolemäus, der berühmte alexandrinische Mathematiker des zweiten christlichen Jahrhunderts, seinen merkwürdigen Canon der babylonischen Könige eröffnet. Aber wir kennen seine Vorfahren nicht, und wissen nicht, ob er selbst und seine nächsten Nachfolger souverain, oder Vasallen Assyriens gewesen. Später kommen im Canon die assyrischen Monarchen Assarhaddon, Saosduchin und Chyniladdan als Beherrscher Babylons vor, was wenigstens dessen damalige Unterwerfung beweist. Aber jetzt tritt der Chaldäer Nabopolassar, Statthalter von Babylon,* gegen Assyrien als Empörer auf, hilft Cyaxares von Medien Ninive stürzen, und gründet das chaldäisch-babylonische Reich (3359, 624 v. Chr.). Schon lange vorher (das „Wann?" läßt sich nicht mehr bestimmen) waren diese Chaldäer aus einem nördlichen Bergland nach Babylon eingewandert. Ihr Name blieb nachmals einem einzelnen Stande. Nabopolassar, groß im Kriege, dehnte seine Herrschaft bis gegen das Mittelmeer aus. Pharao Necho zwar trieb ihn zurück; aber bei Karchemisch (Circesium) wurde Aegyptens Macht durch Nabopolassars Sohn, den fürchterlichen Nebucadnezar (Nabocolassar) zertrümmert (3382). Vor demselben fielen Jerusalem und Tyrus; er ließ in Iberien, Arabien, Aegypten und Lybien seine Fahnen wehen. Durch ihn und seine Gemahlin Nitokris soll erst Babylon jene Prachtgebäude erhalten haben, welche die Sage sonst der altassyrischen Semiramis zuschreibt.

Diese Gebäude, die große Stadt sind nicht mehr. Gelehrte Reisende haben da, wo jetzt das Städtchen Hilla steht, auf beiden Seiten des Stromes in weit zerstreuten Trümmerhaufen die Spuren Babylons erkannt.

Nabocolassar starb (3420), und eh ein Menschenalter verging, war sein Reich nicht mehr. Nur auf seines Armes Stärke war es gegründet, nicht auf Weisheit, die in ihren Wirkungen den Stifter überlebt. Daher nach kurzer Regierung einiger werthloser Prinzen, Nabonid (Daniels Belsazar?), der jüngste von Nebucadnezars Söhnen, Thron und Leben gegen Cyrus den Medoperser verlor (3446, 537 v. Chr.).

Medien (man will von Madai, Japhets Sohn, den Namen ableiten) war viele hundert Jahre lang ein Tummelplatz

* Neuere Schriftsteller halten ihn für den Anführer einer kurdischen, erst dahin eingefallenen Horde.

wilder, kriegerischer Horden, worunter — im eigentlichen Medien — neben fünf andern Stämmen auch jener der Magier war. Unter sich getrennt und gesezlos, mußten die Meder dem Angriff einer geordneten Macht erliegen. Daher unterwarf sich frühe Altassyrien das Land, worin aber auch scythische Horden und einheimische Stämme eine gesezlose Herrschaft übten. Erst zwei Jahrhunderte nach Sardanapals Fall erhob sich, nach Herodot, ein medisches Königsgeschlecht. Ihr Stifter war Dejoces (3288), ein Mann von gerühmter Klugheit und Gerechtigkeitsliebe, der, als nach dem Unglück Sanheribs und bei der Zerrüttung des neuassyrischen Königshauses die Meder das verhaßte Joch muthig abgeworfen hatten, darauf aber die Bedrängnisse der Anarchie empfanden, von ihnen zum Schiedsrichter und später zum König ernannt wurde. Damit er sein Volk zum Gehorsam gewöhne, hielt er für nöthig, sich mit allem Gepräng und allen Schrecken der Majestät zu umgeben. Er schloß sich in seine Burg ein, die er mit unsäglicher Pracht zu Ekbatana erbaut hatte. Mit siebenfacher Ringmauer, von verschiedenen Farben glänzend, war sie umgeben und strahlte fernehin wie ein Zauberschloß. Ein ängstliches Hofceremoniel gewöhnte die Unterthanen, zu ihm wie zu einem höheren Wesen hinaufzuschauen. Offenbar ging er zu weit: aus unbändigen Freien wurden die Meder verächtliche Sklaven.

Sein Sohn Phraortes (3328) bezwang die Perser, und kriegte wider Assyrien. Cyaxares (3350) sezte diesen Krieg fort: aber da brach eine wilde Scythenhorde über die kaukasischen Gebirgspässe und überschwemmte Medien und die benachbarten Länder. Jezt mußte Cyaxares sein eigenes Reich vertheidigen. 28 Jahre währte der Kampf, bis die Meder sich der verwüstenden Unholde durch blutigen Verrath entledigt hatten. Nachher halfen sie dem Eroberer Nabopolassar Ninive stürmen. So concentrirte sich allmählig die Macht des westlichen Asien. Noch war sie getheilt zwischen Babylon und Medien: doch unter ihnen konnte der Natur gemäß nicht lange die Einigkeit bestehen; wenn sie aber sich entzweiten und eines siegte, so stand dasselbe in weltherrschender Größe da.

Cyrus.

Zu dieser Größe war Medien bestimmt, doch sollte es selbst zuvor durch einheimische Revolutionen verjüngt werden. Astyages (3390), Cyaxares Sohn und Nachfolger, ging seinem Verhängniß entgegen, indem er ihm ausweichen wollte. Schreckende Traumgesichte hatten ihm in seinem Enkel den künftigen Thronräuber

gezeigt; darum vermählte er seine Tochter Mandane an einen unbedeutenden persischen Großen, Cambyses, und befahl, die Frucht dieser Ehe, den neugebornen Cyrus, zu tödten. Die Menschlichkeit des königlichen Ministers, Harpagus, rettete den Knaben. Er wurde unter Hirten erzogen und wie man das Geheimniß seines Standes entdeckte, nach Persis gesandt. Als er zum Manne gereift war, munterte ihn Harpagus, dessen Schonung Astyages schrecklich bestraft hatte, zur Empörung gegen den Tyrannen auf, und verschaffte ihm durch weitern Verrath den Sieg. Cyrus bestieg den medischen Thron (3425, 558 v. Chr.), und Astyages starb im Gefängniß. Diese herodotsche Erzählung stimmt mit dem allgemeinen — durch Thaten bewährten — Charakter des Eroberers Cyrus besser überein, als die xenophontische Darstellung, nach deren Zweck Cyrus durchaus als vortrefflicher, fleckenloser Fürst und als Vorbild für andere Fürsten erscheinen muß. So viel bleibt bei allen Varianten unverkennbar, daß Cyrus — aus persischem Stamme entsprossen — der Stifter einer neuen Dynastie im medischen Reiche geworden, und daß von ihm, der da entschlossen und klug die vorhandenen Umstände nützte, eine Revolution ausgegangen, wie bis auf ihn noch keine in den Annalen der Menschheit erschienen.

Geschichte von Syrien und Phönizien.

Syrer.

Phönizier und Syrer sind zwei verschiedene, durch Abkunft, Charakter und Schicksale gesonderte Völker. Wir fassen sie dennoch in einen Abschnitt zusammen, weil sie in demselben Lande wohnten, und wenigstens am Ende das gleiche Loos der Unterjochung durch die Gewaltsherrscher Mittelasiens erfuhren.

Man hält die Syrer für Nachkommen Sems, die theils über den Euphrat, theils von Arabien her ins Land gezogen waren. Die Phönizier aber, als Geschlechtsverwandte der Kananiter, sollen von Cham abstammen, und — schon vor Abraham — von den Ufern des sogenannten rothen Meeres an die syrische Küste gewandert seyn. Später verbanden sich mit ihnen ägyptische Kolonien, auch mögen die verschiedenen Stämme des Landes, so lange sie noch nomadisch umherzogen, sich unter einander selbst auf mannigfaltige Weise vermischt haben. In vielen Hauptzügen der Sprache und Schrift, der Verfassung, Religion und Lebensweise war zwischen beiden Völkern eine auffallende

Aehnlichkeit; wiewohl die Phönizier, durch verschiedene Umstände begünstigt, bald einen großen Vorsprung vor den übrigen Syrern in Handelsruhm und in allen Künsten des Friedens gewannen, und ihr kleines, dürftiges Küstenland zu einem der merkwürdigsten auf der Erde machten.

In den ältesten Zeiten war Syrien, wie alle Länder, in viele kleine Staaten oder Gebiete einzelner Horden getheilt, die nach und nach in größere zusammenflossen, und je nachdem die innern und äußeren Verhältnisse waren, mehr oder weniger kultivirt, reich und mächtig wurden. Schon zu Abrahams Zeiten kommt Damaskus (Damasek) vor. Eben so alt mag Hamath (Epiphania) am Orontes sein. Neben ihnen bestehend, wenn gleich minder berühmt, waren später Gessur, Rehob, Ischtob u. s. w.

Zu Davids Zeiten (um 2940) streckte der König von Zobah (Nesibin) in Mesopotamien, Hadaresar, seinen Scepter über den Euphrat gegen das eigentliche Syrien aus. Der König von Damaskus war mit ihm gegen den von Hamath im Bunde; da nahm sich David des Bedrängten an, schlug die Verbündeten, und wurde nun selbst gewaltig in syrischen Ländern. Ein zweiter nesibinischer Krieg, worin auch Assyrien und Ammon gemischt waren, endete noch glorreicher für David; die syrischen Reiche verschwanden.

Aber schon unter Salomo (um 3000) erhob sich Damaskus von Neuem. Rezon warf das Joch der Hebräer ab und wurde der Stifter eines Reiches, das sich bald von Damaskus aus über ganz Syrien ausbreitete. Die Trennung der Königthümer Juda und Israel war ihm besonders günstig, und Rezons Nachfolger fochten anfangs mit Juda vereint gegen Israel, darauf gegen beide ausgesöhnte Reiche und endlich mit Israel gegen Juda. Um eben die Zeit drückte die Macht Assyriens auf Vorderasien, durch den unklugen Zwist der dortigen kleineren Staaten begünstigt. Schon Phul wurde von Syrien gegen Israel herbeigerufen, und als später diese Beiden auf Juda stürmten, so rief Ahas den furchtbaren Tiglath-Pul-Assar um Hülfe an. Er kam (3245), zertrümmerte den Thron von Damaskus und schleppte die Syrer schaarenweise nach dem fernen kaukasischen Grenzlande.

Phönizier.

Länger erhielt sich Phönizien, ein felsiges Küstenländchen, kaum 250 Quadratmeilen groß, dem aber Genie und Fleiß seiner Bewohner die meisten Küsten des vielarmigen Mittelmeeres, viele des Weltmeeres und große inländische Reiche zinsbar machte. Er-

müdet won den unablässigen Kriegs- und Verwüstungsscenen in der Weltgeschichte, verweilen wir gern bei einem Volk, welches nicht durch das Schwert, sondern durch die Werkzeuge friedlicher Kunst seine Größe baut, die sonst feindselig durch Gewalt und Furcht getrennten Menschenhaufen durch gegenseitig beförderten Lebensgenuß einander nähert, und sie durch den erleichterten Gemeinbesitz dessen, was die gemeinsame Erde und der Menschenfleiß erzeugt, in freundliche Verbindung sezt. Aber leider haben wir keine einheimischen phönizischen Annalen mehr! und die auswärtigen Geschichtschreiber, wiewohl verschiedene aus ihnen nach ihren Verhältnissen und ihrem Zeitalter zur Aufsammlung befriedigender Nachrichten allerdings wären geeignet gewesen, haben über der Aufzählung von Schlachten und Dynastienwechsel vergessen, uns eine zusammenhängende Darstellung von der Entwickelung und den Schicksalen phönizischer Industrie und Handelsgröße zu geben; wir müssen uns also mit wenigen abgerissenen oder allgemeinen Daten begnügen, deren Summe ungefähr in Folgendem besteht:

So klein Phönizien war, so machte es doch nicht einen, sondern mehrere Staaten oder vielmehr Stadtgebiete — als von Sidon, Tyrus, Aradus, Byblus, Berytus, Sarephta, Tripolis — aus, welche, obschon unter ihnen Bündnisse bestanden, wohl auch zu Zeiten eine Art von Oberherrschaft der Mächtigern galt, dennoch, der Grundverfassung und den rechtlichen Ansprüchen nach, größtentheils frei und selbstständig waren. Die Oberhäupter solcher Stadtgebiete werden Könige genannt, wiewohl die meisten derselben theils nach dem Umfang ihres Reiches, theils nach der Beschränkung ihrer Macht, diese Benennung keineswegs zu rechtfertigen scheinen. Auch sind es nicht die Könige, sondern die Völker, die in Phönizien die wichtigsten Rollen spielen, und unter diesen vorzüglich die von Tyrus und Sidon. Schon zu Jakobs Zeiten bestand Sidon, und war mächtig in den Tagen Josua's, (um 2500), aber Tyrus, eine Kolonie von Sidon (um 2732), übertraf seine Mutter und ward das — fast durchgängig anerkannte — Haupt der phönizischen Städte. „Viele Völker erfreuten sich der Waaren, die es übers Meer in Fülle zu ihnen sandte, und die Könige der Erde wurden durch seine Schätze bereichert." Ezech. XXVII. 33. Von Tyrus kamen die Werkmeister, die Salomo's Tempel bauten, von hier aus wurde Karthago, die Herrscherin des Meeres, und viele andere Kolonien gegründet; Salmanassar, dem sonst ganz Phönizien huldigte, wurde von Tyrus zur See geschlagen, und der fürchterliche Nebucadnezar konnte nach 13jähriger Belagerung zwar die Mauern der Stadt, aber nicht den Muth der Einwohner bezwingen. Denn jetzt erbauten diese auf einer nahen Meeresinsel ein neues Tyrus, das sogar den

Glanz des alten verdunkelte. Dasselbe blühte fort (im folgenden Zeitraum) unter der persischen Herrschaft, bis es endlich, nach dem glorreichsten, aber unglücklichen Kampf, Alexanders M. Waffen erlag.

Von der Handelsgröße der Phönizier und auch der darauf gebauten politischen Bedeutsamkeit geben zumal ihre vielen Kolonien Zeugniß. Außer den Cykladen, Sporaden und andern kleinen Inseln des Archipelagus haben auch Cyprus, Creta und Rhodus und verschiedene Punkte der kleinasiatischen Küste Ansiedler aus Phönizien erhalten. Als aber die Macht der griechischen Stämme wuchs, da räumten ihnen die Phönizier dieses Feld, und zogen sich mehr nach Süd und West. In Aegypten, von dessen Küsten die scheue Politik der Pharaonen sie verbannte, gründeten sie eine Niederlassung im innern Lande. Ein ganzes Quartier des königlichen Memphis war von ihnen bewohnt, und das östliche Afrika ihren Karavanen zinsbar. Weiterhin wurden, in der Mitte der afrikanischen Nordküste, Utica, Karthago, Adrumetum und andere Städte gebaut, dann Sicilien, Sardinien (von Italien hielten die Griechen und Etrusker sie ab) und die balearischen Inseln wenigstens zum Theil besetzt und in dem südwestlichen Theile von Spanien eine Hauptniederlassung gegründet. Hier, in dem wunderschönen Lande (Andalusien), durch welches der gepriesene Bätis (Guadalquivir) zwischen segensreichen Ufern fließt, blühten durch Phönizier Tartessus (vermuthlich ein gemeinschaftlicher Name für mehrere Niederlassungen daselbst), Gades (Cadix), Carteja (wo jetzt Algesiras), Malacca und Hispalis (Malaga und Sevilla) und gegen 200 andere kleinere Städte (Ortschaften) auf, worin ein vermischtes Geschlecht von Eingebornen (den Turdetanern) und Ansiedlern, die Bastuli Pöni, durch seine Zahl und Gedeihen die Wohlthaten des Handels verkündete. Das Verhältniß aller dieser Kolonien zum Mutterlande scheint übrigens blos in einem freien Handelsverkehr und gegenseitiger Anhänglichkeit — nicht in Unterwerfung — bestanden zu haben.

Von Spanien aus, welches damals, nebst vielen andern Waaren, Metalle aller Art, und vorzüglich Silber in Fülle lieferte, fuhren die kühnen Phönizier weiter in den atlantischen Ocean, längs der Westküsten Europens bis zu den cassideritischen (d. i. den britannischen und sorlingischen) oder Zinn-Inseln, und wahrscheinlich bis zur preußischen Bernsteinküste. Im Süden aber sind — wie einige, freilich nur dunkle Spuren und schwankende Berichte andeuten — Madeira und die canarischen Inseln von ihnen befahren und auf der Westküste von Afrika gegen 300 Ortschaften gegründet worden.

Geschichte von Kleinasien.

Ueberhaupt.

Kleinasien war einer der frühesten und erlesensten Size der Kultur, ein Tummelplaz vieler sich drängenden Volksstämme und die Hauptquelle der europäischen Bevölkerung. Aber so bestimmt dieses Allgemeine aus dem Dunkel der Vorzeit hervorgeht, so mangelhaft und verworren ist das Detail seiner ersten Geschichte. Von vielen Ländern und Völkern Kleinasiens ist gar keine Nachricht vorhanden, bei andern sind die Zeiten nicht unterschieden und durchaus die Geschichte durch Fabeln entstellt worden.

Wir ziehen aus den verworrenen Angaben oder Andeutungen, welche uns zugänglich sind, nachstehende allgemeine Ergebnisse: 1) Daß von Teukrern und Mysern im NW. der Halbinsel wahrscheinlich auch in Europa Thrazien und Mösien bevölkert worden. Die Lage des ersten Landes und die Namensähnlichkeit des zweiten unterstüzen, was davon die alten Sagen erzählen. 2) An der übrigen West- und einem Theil der Südküste wohnten, jedoch mit Phöniziern vermischt, und nach und nach durch verschiedene fremde Ankömmlinge verdrängt, zahlreiche, unter dem vielumfassenden Namen der Pelasger begriffene Stämme. 3) Im innern Lande war der Name der Phrygier weit ausgebreitet. 4) Von Osten her wanderten auch assyrische und syrische, vielleicht sogar israelitische Stämme (nach dem Fall von Samaria) ein, woraus die Kappadozier und Leukosyrer (weiße Syrer) entstanden. 5) Die Zerstörung von Troja, die durch die Herakliden verursachte Bewegung der griechischen Völker, die Einfälle nordischer Horden und endlich der Anwuchs des lydischen Reiches und sein schneller Sturz sind die vorzüglichsten näheren und entfernteren Anläße zur vielfältigen Vermischung der kleinasiatischen Völker, zum Entstehen und Verschwinden neuer Staaten und Kolonien und zu mancherlei Wechsel der Herrschaft gewesen. In dem Gewühl dieses Völkergedränges sind für die Weltgeschichte nur einige Hauptgestalten einer nähern Betrachtung würdig. Wir wollen sie flüchtig beleuchten.

Von einigen Völkern insbesondere.

I. Phrygien. Nannakus, sein erster König, soll älter als Deukalion seyn. Seine und seiner Nachfolger Geschichte ist in Fabeln gehüllt. Dennoch geht aus diesen hervor, daß die Phrygier frühe Kultur besaßen. Die Kunstarbeit der phrygischen Webstühle

(opus Phrygium), die Erfindung des Ankers, des vierräderigen Wagens ꝛc., ihr uralter Betrieb des Bergbaues (erkennbar in der Fabel von Midas I.), ihr Geschichtschreiber Dares und der genialische Aesop beweisen Solches. Unter Midas III., der einen künstlich gearbeiteten Thron zum Geschenk nach Delphi sandte, war Phrygien besonders blühend. Nach Midas IV. unbeerbtem Tode fiel das Land an Lydien.

II. Troja (Kleinphrygien genannt, wiewohl seine Bewohner nicht phrygischen Stammes waren) blühte ungefähr 300 Jahre (von 2500 bis 2800). Es war nicht unbedeutend unter den kleinasiatischen Staaten; dennoch würde es uns wenig Interesse einflößen, hätte nicht die homerische Muse seinen Fall verherrlicht. Dreitausend Jahre sind über die Trümmer Ilions hingegangen, aber die Helden, die für und wider dasselbe stritten, leben noch in gerührter Erinnerung. Man erkennt die Stelle nicht mehr, wo die Stadt des unglücklichen Priamos stand. In seiner Gegend wurde später ein neues Troja gebaut und auch dieses ist verschwunden. Die Folgen von Troja's Zerstörung waren wichtig für Kleinasien und für Griechenland. Vielfältige Wanderungen und geänderte Machtverhältnisse der Völker in jenem, in diesem aber eine engere Verbindung unter den vielen kleinen Staaten, die nun allmählig Freistaaten wurden — endlich auch verschiedene Niederlassungen an fernen Küsten durch trojanische Flüchtlinge, waren davon die auffallendsten Wirkungen.

III. Karien, an der südwestlichen Ecke Kleinasiens. Seine Einwohner trieben Handel und Schifffahrt, verbanden aber Seeräuberei damit, wodurch sie lange den Griechen fürchterlich waren; auch fochten sie als Söldner in fremden Kriegen. Sie haben Miletus, die fruchtbare Mutter von Kolonien, erbaut, und, nachdem sie gegen die Jonier und Dorer den schönsten Theil ihres Landes verloren, gegen Krösus aber ihre Freiheit eingebüßt hatten, behielten sie dennoch auch unter der persischen Hoheit eigene Fürsten und eine wichtige Seemacht. —

IV. Ueber alle diese Länder und über ganz Kleinasien bis an den Halys erhob sich die Herrschaft Lydiens, das auch durch Fruchtbarkeit und Anmuth vor den Meisten berühmt war. Mäonien hieß es nach seinen ersten Bewohnern; die Lydier sollen spätere Ankömmlinge von ägyptischer Herkunft seyn. Die Geschichte seiner zwei ältesten Königsgeschlechter, der Atyaden und Herakliden, ist fabelhaft und wenig bedeutend. Mit den Mermnaden (3270), dem dritten Königsgeschlecht, fängt erst die würdige Geschichte Lydiens an. Gyges, der Mörder seines Herrn und Freundes Kandaules, stiftete diese Dynastie. Er eroberte Kolophon und das trojanische Land. Seine Nachfolger waren

kriegerisch wie Er. Eine merkwürdige Völkerwanderung hemmte jetzt den Anwuchs des lydischen, so wie des medischen Reiches. Die Kimmerier (Moses Gomer, wenn man so will), welche nördlich am schwarzen Meere zwischen dem Don und Dniester wohnten, fielen, durch die hinter ihnen hausenden Scythen gedrängt, in großen Schaaren über die kaukasische Landenge in Kleinasien, überschwemmten Lydien, eroberten Sarnes, und wurden erst nach schwerem und langwierigem Krieg vertilgt. Indessen waren auch die scythischen Horden, die Kimmerier verfolgend, über den Kaukasus, jedoch durch dessen östliche Pässe gebrochen; hatten den Fall Ninive's aufgehalten, und Medien, ja ganz Vorderasien, 28 Jahre lang durchplündert. Allyates II. gerieth wegen eines aufgenommenen, flüchtigen Scythenschwarmes mit Cyaxares in Krieg. Allyates Sohn war der berühmte Krösus, der in schnellem Siegeslauf alles Land diesseits des Halys unterwarf, und selbst die griechischen Bundesstädte zur Anerkennung seiner Hoheit zwang. Jetzt glaubte er sich stark genug, die Rache des entthronten Astyages gegen den kühnen Cyrus zu unternehmen. Wie unglücklich er diesen Krieg geführt, und wie er durch die Erinnerung an Solons deutungsvolle Worte den übermüthigen Sieger erschüttert und sich vom Feuertode befreit habe — das ist in Jedermanns Munde. Sei es auch Fabel — sie ist lehrreicher und eindringlicher als manche Geschichte. Mit Krösus Fall hörte Lydien auf: Kleinasien war eine persische Provinz.

V. Die Geschichte der griechischen Kolonien auf kleinasiatischer Küste wird füglich mit jener der griechischen Völker überhaupt verbunden.

Geschichte der Griechen.

Ursprung und Ausbreitung.

Eine reichere Ernte, als die bis jetzt aufgeführten Geschichten, ja als alle im gesammten Alterthum — die römische ausgenommen — bietet uns die der Griechen dar. Nicht nur haben wir hier mehr und zuverlässigere Quellen — denn was ist selbst die hebräische gegen die griechische Historiographie? — auch was sie enthalten, ist vor allem Andern anziehend und lehrreich. Anstatt der Könige und Truppen, die uns sonst fast allenthalben begegnen, sehen wir hier Menschen und Völker, und zwar solche,

die nicht — wie fast durchaus im Orient — durch uraltes Gesez oder unwiderstehliche klimatische Einwirkung in trauriger Einförmigkeit Jahrtausende verleben — sondern, die aus innerer, einheimischer Kraft frei sich entwickeln, und eben darum eine lebendige und vielseitige Bildung entfalten. Hier sehen wir das große Problem freier Staatsverfassungen thätiger und glücklicher, als sonst irgendwo im Alterthum gelöst: hier endlich sehen wir die schönste und dauerhafteste Blüte der Kultur und der Wissenschaft erblüh'n. —

Zwar in den Zeiten vor Cyrus — also gerade in der längsten Periode der griechischen Geschichte — haben wir des welthistorisch Wichtigen noch nicht sehr viel zu erzählen. Die höhere Kultur der Griechen, die Verfeinerung und Befestigung ihrer republikanischen Staatsformen, die mächtigen Aeußerungen ihrer Nationalkraft — alles dies gehört erst dem folgenden Zeitraum an. Auch sind hier die Quellen noch dürftig, denn mit Ausnahme einiger Dichter haben die großen Schriftsteller Griechenlands alle erst später gelebt, und in ihren Werken sind, bei der getreuesten, umfassendsten Schilderung ihrer eigenen Zeit, meistens nur flüchtige und verworrene Andeutungen des höheren Alterthums vorhanden. — Dennoch finden wir in Homer und auch in Hesiod und in dem auf uns gekommenen Nachhall der Argonautensänger die interessantesten Belehrungen über den Zustand, die Sitten und Verhältnisse des alten Griechenland; und über diesen, zu einem allgemeinen Gemälde hinreichenden Notizen mögen wir wohl die verlorene, deutliche Kenntniß des Details von dem mythischen und heroischen Zeitalter der Griechen verschmerzen: ja es hat vielmehr dieses durch den dichterischen Nimbus und den mythischen Schleier, der dasselbe umgibt, einen eigenen Reiz und ein Interesse erhalten, das ohne jene ihm nie zu Theil geworden wäre.

Gewöhnlich werden unter Griechenland nur Peloponnesus, Hellas und Thessalien, etwa auch die in den benachbarten Meeren gelegenen Inseln verstanden; aber das Volk der Griechen (genetisch nach der Abstammung zusammengefaßt) hat sich weit über diese Grenzen nach allen Weltgegenden ausgebreitet. Nicht nur war der schönste Theil der Westküste Kleinasiens von griechischen Kolonisten besetzt; auch Unteritalien (Großgriechenland) und Sicilien wurden meist durch Griechenschwärme bevölkert; an allen Küsten des ganzen Mittel- und schwarzen Meeres waren dergleichen Niederlassungen ausgestreut, und endlich kamen durch Alexanders M. Züge griechische Sprache und Sitte und auch griechisches Blut, mittelst häufiger Einwanderung und vielfältiger Pflanzstädte, selbst über das innere Asien bis an den

Indus und Oxus. Die Schicksale der so weit zerstreuten Griechenstämme konnten begreiflicher Weise nicht in demselben Rinnsaal fließen; auch werden unter der Rubrik der griechischen Geschichte gewöhnlich nur diejenigen zusammengefaßt, zwischen denen fortwährend eine engere Verbindung bestand.

Was die ältesten Sagen der Griechen enthalten, daß der Hauptstrom der Bevölkerung für alles Land südlich am Hämus aus Kleinasien gekommen, das ließe sich, auch ohne historische Nachweisung, schon aus der Betrachtung seiner Lage erkennen. Die Natur selbst hatte den zahlreichen Stämmen Kleinasiens über die beiden Meerengen und über den dichten Sund der Inseln im ägäischen Meer den Weg nach Thrazien und Griechenland vorgezeichnet, und er wurde von ihnen schon in der grauesten Vorzeit betreten. Pelasger heißen die ersten Ankömmlinge auf griechischem Boden — eine allgemeine Benennung, die auf alle über's Meer gekommenen Stämme passen mochte, wiewohl die Sage diesen alten Pelasgern, als einem besondern Volke, bestimmte Wohnsitze in Kleinasien anweist. Etwas später als diese Pelasger, welche zuerst den Peloponnes bevölkerten, dann aber auch gegen Norden zogen, erschienen die Hellenen, gleichfalls über's Meer hergekommen, aber den Pelasgern entgegen, von Norden nach Süden wandernd. Ein paar Jahrhunderte schwärmten sie namenlos umher, bis sie von Deukalions Sohn, Hellen, den Namen Hellenen erhielten, und nun allmählig die Pelasger verdrängten. Zeitbestimmung ist hier keine mehr möglich. Ehemals fabelte man wohl von einem schon um 1850 vorhanden gewesenen sicyonischen Reich. Aber Inachus, um 2130 Fürst von Argos, mag für den ältesten pelasgischen Anführer in Griechenland gelten. Deukalion aber, der nähere Stammvater der Hellenen — vor ihm nennt jedoch die Mythe noch Andere — soll um's Jahr 2470* vom Parnassus nach Thessalien gezogen seyn, und die Pelasger von da vertrieben haben. Berüchtigt ist die große Ueberschwemmung die zu seinen Zeiten gewesen.** Nach und nach verschwindet der Name der Pelasger, die sich mit Noth nur in Arkadien halten. Allenthalben sonst vermischen sie sich mit den siegreichen Nachkommen Deukalions, oder wandern aus nach Italien und nach verschiedenen Inseln, und es werden später die Bewohner Griechenlands durchaus Hellenen genannt. Homer jedoch heißt sie Achäer, Danaer, Argiver und der Name Griechen, γραικοί — der auch in den

* Nach Petav. Nach ten parischen Mormorn fällt die Flut Deukalions auf 2454.

** Die alten Sagen erzählten von verschiedenen Naturrevolutionen, die Griechenland in diesen Zeiten erfuhr. Die Flut des Ogyges, des ersten pelasgischen Königs von Attica, um 2230, gehört hieher.

parischen Marmorn vorkommt, und von dem pelasgischen Gräkus, dessen Stamm vor den übrigen in Italien bekannt ward, herrühren soll — hat über alle anderen die Oberhand erhalten.

Diese uralten pelasgischen und hellenischen Horden erscheinen lange Zeit als eigentliche Wilde. Ohne Gesetze und Sitten, zogen sie unstät in den griechischen Wäldern umher, fraßen Eicheln und rohes Fleisch, kannten die Rechte der Ehe nicht, und rieben sich gegenseitig durch unablässige Fehden auf. Die erste Dämmerung der Kultur scheint bei den Pelasgern erwacht zu seyn. Vollkommener und dauernder war die Wildheit der Hellenen.

Heroisches Zeitalter.

Diesem Zustande der thierischen Rohheit entwanden sich die Griechen erst, als neue Kolonien, die Kultur und Reichthum mit sich brachten, einwanderten, theils aus Kleinasien auf längst betretenen Pfaden, theils weiter übers Meer aus Aegypten und Phönizien. Ihre Ankunft macht Epoche in Griechenland und ist der Aufmerksamkeit des Welthistorikers werth.

Schon vor der deukalionischen Ueberschwemmung (nämlich 2426 nach Petav, oder 2401 nach den Marmorn) war Cecrops mit einer ägyptischen Kolonie aus Sais nach Attika gezogen, worin seit Ogyges Zeiten die Pelasger wild umherschwärmten. Er legte die Bergfestung Cecropia an, welche allmählig, da sie rings umher mit Wohnungen und Tempeln umbaut wurde, zur Stadt Athen, von ihrer gewählten Schutzgöttin Ἀθήνη also genannt, erwuchs. Durch Lehre und Beispiel rief er die vereinzelten Wilden der Gegend zur Geselligkeit und menschlicher Sitte, gewöhnte sie an feste Sitze, Heilighaltung der Ehen und Götterverehrung, und wurde so der eigentliche Stifter des Staates, aus welchem später ein wohlthätiges Licht in alle Länder strahlte.

Ein Paar Menschenalter nach Cecrops kam der Phönizier Kadmus nach Böotien, baute Kadmeis (für Theben das, was Cecropia für Athen), wurde der Gegend durch Kultur des Bodens und Sänftigung der Einwohner, ganz Griechenland aber durch die Mittheilung der Schreibekunst wohlthätig. Jetzt erst konnte die Civilisation feste Wurzeln schlagen.

Der Peloponnes erhielt durch Danaus (aus Chemnis in Oberägypten, 2472 oder 2909, je nach den Marmorn oder nach Petav), und mehr als zwei Jahrhunderte später, durch den Phrigier Pelops eine höhere Kultur. Was wir aber sonst von beiden Anführern und ihren Häusern lesen, ist durch Mythe entstellt, und durch Verbrechen abscheulich.

Indessen durch solche Kolonisten der Same fremder Kultur

unter die Griechen zerstreut wurde, hatten die Gesänge ihrer eigenen Dichter und die früh gegründeten Mysterien sanftere Sitten verbreitet; auch waren die Seeräuber, welche lange den Anbau der griechischen Küsten verhindert hatten, durch Minos (I.? um 2550), König von Kreta, gebändigt worden. Jetzt erst konnten die Griechen die Vortheile ihrer Lage genießen, und die Künste des Friedens treiben.

Dieß sind fast die einzigen Namen, von denen der Welthistoriker Notiz nimmt, unter der großen Menge von Göttern und Helden, welche über ein halbes Jahrtausend hindurch die Blätter der griechischen Geschichte füllen. Ja man kann ihre mythische und heroische Periode, welche beide unmerklich in einander verfließen, von Inachus bis auf die Eroberungen der Herakliden zählen, und in diesem langen Zeitraum treten meist nur Götter und Götterkinder oder abenteuerliche Heroen auf den Schauplatz. Auch sind unter diese historischen Mythen, welche der Enthusiasmus der Dankbarkeit und Bewunderung, oder auch des Nationalstolzes schuf, manche astronomische und physische Mythen gemischt, und das Ganze derselben blos dem Aesthetiker und Philologen wichtig.

Zur Würdigung des welthistorischen Interesses dieser Geschichten mag auch ein Blick auf die Karte von Nutzen seyn. Ganz Griechenland, sammt den Inseln des Archipelagus, ist etwas über 2000 Quadratmeilen groß. In diesem kaum den fünften Theil von Deutschland betragenden Flächenraum kommen vielleicht hundert Völker unter sogenannten Königen (d. h. Horden unter ihren Kaziken) vor. Was können dieselben, bevor sie kultivirt und unter sich zu einem größeren Gemeinwesen verbunden sind, für ein Interesse ansprechen?? — Von ihren ersten Schritten zur Kultur haben wir geredet, laßt uns auch ihre allmählige Konzentrirung zu Einer Nationalmasse beleuchten.

Griechische Nationalverbindung.

Hier kommt nun zuerst die weite Verbreitung der Hellenen in Betrachtung. Wir sehen dieselben, von einer gemeinschaftlichen Wurzel ausgehend, in vier Stämmen die griechischen Länder erfüllen. Von Hellens Söhnen, Aeolus und Dorus, und seinen Enkeln (durch Xuthus) Achäus und Jon rührt die Benennung jener Stämme, Aeolier, Dorer, Achäer und Jonier, her, welche, ungeachtet sie unter sich selbst durch mehrere charakteristische Eigenheiten fortwährend geschieden blieben, dennoch zusammengenommen einen Hauptstamm ausmachten, der seine gemeinschaftliche Ueberlieferung und Sprache nicht nur

als Nationalgepräge und Eigenthum bewahrte, sondern auch den übrigen vielgetheilten Horden, sie hierdurch mit sich vereinbarend, mittheilte oder aufdrang. Diese Kette der gemeinschaftlichen Tradition, und mehr noch der Sprache, in der sie sich fortpflanzte, mußte die vielen — wenn gleich in ihren Uranfängen verschiedenen und bunt unter einander gemischten — Griechenhaufen, mit der Grundmasse des vorherrschenden Stammes, von dem jene ausgegangen war, zu Einer Nation — im Gegensatz der Nichtgriechen — verbunden, und, aller einheimischen Entzweiung ungeachtet, fortwährend zusammenhalten.

Bald wurde dieses natürliche Band durch positive Einsetzungen verstärkt. Der Rath der Amphiktyonen um 2480 — eine hellenische Conföderation, die alljährlich zweimal zu Delphi und zu Anthela sich versammelte —, sodann das Orakel zu Delphi und die olympischen Spiele* gehören hierher.

Als nun dazu kam, daß die Griechen — eine gleichförmige Denkweise und ähnliche Verhältnisse bewirkten es — allmählig die monarchische Regierung abschafften, und durchaus unter sich republikanische Formen einführten, so entstand hierdurch ein neues und mächtiges gemeinsames Interesse, welches alle Griechen zu natürlichen Verbündeten gegen die Könige des Auslandes machte, und sie zur gegenseitigen Vertheidigung, als zu jener der Freiheit gegen die Tyrannei, bewaffnete.

Unter der Menge dieser verbrüderten Freistaaten mußten, nach dem gewöhnlichen Laufe menschlicher Dinge, früher oder später Einige präponderirend werden, und um dieselben hernach, als um den gemeinsamen Schwerpunkt, sich die Schicksale der übrigen drehen. Besondere Zufälle begünstigen den Anwuchs von Sparta und Athen, später von Theben. Von den Interessen und Leidenschaften dieser drei, abwechselnd herrschenden, Staaten hing — vorzüglich in der folgenden Periode — das Schicksal aller andern ab, und ihre Geschichte enthält oder verdunkelt sodann die Geschichten der übrigen.

Allgemeine Geschichte der Griechen bis zur Gründung der Freistaaten.

Von dieser also gegründeten Verbindung der griechischen Stämme kommen schon in diesem ersten Zeitraum mehrere Aeu-

* Die olympischen Spiele, welche von 3208 an regelmäßig alle vier Jahre gefeiert, und auch ordentlich gezählt wurden, dienen daher zur Grundlage der griechischen Chronologie, die jedoch erst von der 28sten Olympiade an bestimmt, aber auch später nicht ohne Schwierigkeiten ist.

ßerungen vor, und es wirkten dieselben stärkend auf die Verhältnisse zurück, von denen sie ausgegangen. Nur diese allgemeinen Angelegenheiten Griechenlands behält die Weltgeschichte im Auge.

Dahin gehören der vielbesungene Argonautenzug, der thebanische Krieg und die Belagerung Troja's (2790—2800), nach dessen Fall sich langwierige Zerrüttungen in den griechischen Ländern erhoben, welche endlich eine ganz neue Ordnung der Dinge, sowohl was die Wohnsitze der einzelnen Stämme, als was ihre innere Verfassung betrifft, zur Folge hatten.

Hierzu gaben die Ansprüche der Herakliden die nächste Veranlassung. Herakles (Herkules), der berühmteste unter den griechischen Heroen, war von der Herrschaft über einen großen Theil des Peloponnes, die seinem Hause gebührte, verdrängt, und seinen Nachkommen durch die Pelopiden ihr Erbe völlig entrissen worden. Zu dessen Wiedererlangung machten sie schon vor dem trojanischen Krieg einen vergeblichen Versuch, und erneuerten ihn abermals nach Troja's Zerstörung. Aber erst in der fünften Generation waren die Herakliden so glücklich, durch Hilfe der Dorier (und einiger Stämme der wilden Aetolier) ihre Ansprüche geltend zu machen, und das mächtige Argos (nebst Sycion und Mycenä), dann Messenien und endlich Lakonien ihrer Herrschaft zu unterwerfen (2880).

Diese Eroberungen hatten für ganz Griechenland die wichtigsten Folgen. Vorhin waren die Achäer herrschend im Peloponnes, jetzt wurden's die Dorier in Argos, Messene und Lacedämon, die Aeolier aber in Elis. Aegialis, das Eigenthum der Jonier, eroberten die aus ihren alten Sizen verdrängten Achäer — jezt erst kam der Name Achaja auf —, und die Jonier fanden Zuflucht in Attika.

Noch lange dauerten die Schwingungen dieser großen Bewegung fort. So sehen wir noch 2913 Athen von den Herakliden heftig angegriffen, aber durch die heldenmüthige Selbstaufopferung seines Kodrus gerettet. Viele Auswanderungen, eine lang andauernde Schwäche und wiederkehrende Barbarei wurden durch diese Kriege bewirkt. Dennoch consolidirten sich gerade jetzt die Staaten in Griechenland, die bis zu dessen Untergang sich fortwährend unter gleichem Namen in wenig veränderter Begrenzung erhielten; und es erhoben sich auf den Trümmern der allenthalben gestürzten Alleinherrschaft die vielgestaltigen republikanischen Verfassungen. Leider sind über diese merkwürdige Periode gerade nur sehr dürftige Nachrichten vorhanden, und wir können blos Muthmaßungen über die Ursachen jener allgemeinen Umwälzung fassen. Aber so wie das Dunkel sich wieder aufhellt, so sehen

wir allenthalben an der Stelle der alten Fürstenthümer ruhige, jugendlich aufstrebende Freistaaten.

Von den einzelnen Staaten insbesondere.

Bei diesem Uebergang von der dunkeln zur hellern Geschichte Griechenlands wollen wir mit flüchtigem Blick und zugleich einmal für allemal seine vorzüglichsten einzelnen Länder und Staaten überschauen. Später werden wir fast ausschließend die präponderirenden Staaten zu betrachten haben.

In der Mitte des Peloponnesus (Morea) erhebt sich das Hirtenland Arkadien, an Naturschönheit fast so reich, als die Schweiz, und, so wie diese, lange Zeit ein Aufenthalt der Gutmüthigkeit und der ländlichen Freude. Der Musik und der Dichtkunst schrieben die Einwohner die Sänftigung ihrer Sitten zu; aber höhere Kultur blieb ihnen fremd. Sie waren pelasgischen Stammes, und hielten, begünstigt durch ihre Gebirgslage, die fremde Eroberung ab. Ihre Neigung zum harmlosen Hirtenleben blieb immerdar vorherrschend, wiewohl sie später auch Städte erhielten. Fast jede derselben machte einen eigenen Freistaat aus.

Von der Höhe Arkadiens ergießen sich viele Bäche nach allen Weltgegenden; südlich nach Lakonien und Messenien, westlich nach Elis, nördlich nach Achaja und östlich nach Argos; auch gehen ringsum Berg- und Hügelreihen von ihr aus, bis an die äußersten Spizen des Poloponnesus.

Zwei derselben, die gegen Süden hinablaufen, schließen mit dem Busen von Lakonien das merkwürdige Thal gleiches Namens ein, worin der Eurotas zwischen Lorbeer- und Myrtenhainen floß, und das gebieterische Sparta stand. Leleges, herumirrende Menschen, hießen seine ältesten Bewohner, vom Stamm der Pelasger. Später kommen Hellenen, darauf Stammfürsten aus Perseus und endlich aus Pelops Hause vor. Die letzten wurden von den Herakliden verdrängt. Diese Revolution gründete Sparta's Größe. —

Westlich an Lakonien liegt das fast gleich schöne, aber nur durch sein Unglück berühmte Messenien. Es wurde eine Beute der Spartaner, wiewohl die Herrscher beider Staaten vom Stamm der Herakliden waren. Die Stadt Messene wurde erst im folgenden Zeitraum gebaut.

Den größern Theil von des Peloponnesus Westküste nimmt das dreifach getheilte Elis ein. Hier war Pylos Triphyliakos, des weisen Nestor, Reich, und Elis, welchem religiöse Verehrung statt der Mauern diente, — zwischen beiden aber Olympia,

der gepriesene Schauplaz der wichtigsten unter den griechischen Kampfspielen. Außerdem ist Elis unbedeutend.

Ein größeres Interesse erwecken Achaja und Argolis, wovon jenes den nördlichen Theil des Peloponnesus einnimmt, dieses aber eine von da aus südöstlich ziehende, beträchtliche Halbinsel bildet. In der ältesten griechischen Geschichte ist kein Land wichtiger als Argolis. Es werden von ihm oftmals alle Griechen Argiver benannt. Argos, Mycenä, Tiryns, nebst vielen andern Städten zierten das Land, worin Inachus, Danaus, Perseus, Pelops, Agamemnon u. s. w. ihre Rollen spielten. Agamemnons Enkel verloren ihr Reich an die Herakliden, und später (um 3000) nahmen die argivischen Städte die republikanische Verfassung an. Phidon, der Heraklide, gab Argos weise Geseze. Die Argiver waren meist Feinde der Spartaner.

Achaja — anfangs Aegialos, das Küstenland, nachmals Jonia und endlich Achaja von den nach einander einwandernden Stämmen genannt — zieht sich an dem Gestade des korinthischen Meerbusens hin. Zwölf Städte, die unter sich einen eigenen Bund geschlossen hatten, blühten im eigentlichen Achaja. Aber auch das uralte, den Künsten freundliche Sycion, das lange ein besonderes Reich ausmachte, und das durch Handlung reiche Korinth auf der Erdenge, mit Häfen an beiden Meeren, Mutter von Syrakus und vielen andern Städten, der Schlüssel des Peloponnesus, wurden zu Achaja im weitern Sinn gerechnet. In Korinth war das Haus der Bachiaden mächtig. Cipselus und der weise Periander waren Tyrannen von Korinth.

Die schmale Landenge, welche den Peloponnes mit dem festen Griechenland oder Hellas [Livadien*] verbindet, ist durch ihre Lage ein überaus wichtiger militärischer Punkt. Von ihr kommt man über die berüchtigten scironischen Felsen, nach dem kleinen Megaris, das seine Freiheit gegen Korinth und Athen mit dem Muth eines Gebirgsvolkes glücklich vertheidigte.

Attika, in welches man nachher tritt, ist eines der größten, und das vergleichbar wichtigste unter den griechischen Ländern. Es bildet abermals eine eigene, nach Südosten ziehende Halbinsel. Das Land an beiden Küsten hieß ehedessen Paralia. Die traurige Gestalt dieser Küsten und der vergleichungsweise dürftigere Boden von Attika, welcher auswärtige Räuber wenig lockte, und die Einwohner zur Industrie nöthigte, war einer der Hauptgründe von Attika's früher Kultur und Stärke. Nördlich an Paralia erhob sich das minder unfruchtbare Gebirgsland Dia-

* Hellas ist der Name einer unbedeutenden Stadt in Thessaliotis. Von ihr, oder vielmehr von den Hellenen wird aber häufig ganz Griechenland, meistens aber nur der mittlere Theil desselben, also genannt.

geber verherrlicht, Charondas und Zaleukus. Beide waren Zöglinge der Pythagoräischen Schule. Auch Rhegium, von Chalcis aus gestiftet, war groß und mächtig, bis die Dionysier von Syrakus gegen die Stadt und verrätherische Soldaten Roms gegen ihre Einwohner wütheten.

Unter den an den übrigen Küsten, jedoch mehr vereinzelt, ausgestreuten Kolonien bemerken wir Caralis und Olbia auf Sardinien, dann Alalia auf Corsika, durch Phokäer gestiftet. Dieselben gründeten nachher Massilia. In Spanien finden wir Rhoda, Emporium und das unglückliche Sagunt (das lezte von Zacynthus gestiftet). In Illyrien Apollonia und Dyrrhachium. An den Südküsten Kleinasiens Telmissus und Selga, das wichtige Tarsus und Mopsvestia in Cilicien.

Endlich in Afrika: Naukratis in Aegypten und Cyrene in Libyen; das zweite bildet mit vier andern Städten (Pentapolis) ein ansehnliches Fürstenthum, das gegen die Pharaonen mit abwechselndem Glücke kämpfte, später den Persern tributbar wurde, darauf die republikanische Verfassung annahm, und endlich von den Ptolemäern zur ägyptischen Provinz gemacht ward.

Geschichte Sparta's. Lykurgus.

Bei dieser Uebersicht der griechischen Provinzen und Kolonien sind wir zum Theil der chronologischen Ordnung vorangeschritten. Der natürliche Zusammenhang des Gegenstandes erheischte solches. Jezt können wir ohne verwirrende Einmischung von Partikulargeschichten den Faden der allgemeinen Schicksale der Griechen verfolgen, welcher nun allmählig — was die griechischen Hauptländer betrifft — an die Bestimmungen einiger präponderirenden Staaten geknüpft wird.

Hier tritt nun allererst Sparta vor, welches nach der heraklidischen Eroberung allmählig alle lakonischen Gemeinden sich unterwirft, und die Widersezlichkeit Einiger — wie von Helos — durch Sklaverei bestraft. Da die heraklidischen Zwillingsbrüder Eurysthenes und Prokles, welche gemeinschaftlich Sparta erobert hatten, nach der Weisung des Orakels, zusammen als Könige erkannt wurden, so regierten auch von ihren Nachkommen, den Agiden und Eurytioniden, immer je zwei und zwei zugleich. Bei einer solchen Dyarchie fehlte natürlich die Einheit und sonach die Kraft der Verwaltung, und ward daher das Bedürfniß einer festen Gesetzgebung um so fühlbarer. Das kostbare Geschenk einer solchen gesezlichen Verfassung erhielt Sparta durch den

großen Lykurgus (3100, 883 v. Chr.), dessen Name und dessen Gesezgebung jedoch eine sehr übertriebene Verehrung alter und neuer Zeiten zu Theil ward. Sein Werk nämlich trägt allerdings den Stempel der Genialität, und ist ein bewundernswürdiges Meisterstück des Tiefsinns und der Consequenz, weit minder freilich der ächten gesetzgebenden Weisheit. Recht und Humanität brechen gleichmäßig darüber den Stab, wie aus nachstehenden Andeutungen hervorgeht.

So viel ist allernächst unverkennbar, daß die Sorgfalt Lykurgs sich nur auf die eigentlichen Spartaner erstreckte. Nur unter diesen bestand die Republik; ihr Verhältniß gegen die übrigen Bewohner Lakoniens war despotisch, gegen die Heloten aber (und später gegen die ihnen gleich geachteten Messenier) zugleich tyrannisch. Die spartanische Bürgergemeinde war im Grunde demokratisch organisirt, jedoch mit einer Mischung von Aristokratie. Die gesetzgebende Gewalt und die Wahl der Magistrate gebührte der Ekklesia — der Versammlung der Bürger, mit Ausnahme derjenigen, welche zu arm waren, um zu den gemeinschaftlichen Mahlzeiten zu steuern. Die Geschäfte wurden vorbereitet, einige auch abgethan durch den auf Lebenszeit gewählten Rath der Alten, Gerusia, der aus 28 Personen, die über sechszig Jahre zählten, bestand. Auch die beiden sogenannten Könige hatten darin, doch Jeder nur eine Stimme. Sonst waren dieses die — jedoch beschränkten und verantwortlichen — Vollstrecker der Gesetze, als Nachkommen Herkules — sonach Jupiters — die Vorsteher der Religion, und im Krieg von Amtes wegen die Anführer der Armee. Ihnen und der Gerusia zur Seite, oder eigentlich über ihnen, standen die fünf Ephoren, die Verwalter der wichtigsten Staatsgeschäfte, die Vorsizer des Rathes und der Ekklesia und die Richter der Könige. Nur die kurze (einjährige) Dauer ihres Amtes beschränkte ihre Macht. Dennoch ging später das Ephorat in eine wahre Oligarchie über.

Jedoch nicht in der Organisation der Republik lag, was die Verfassung Sparta's von allen andern alten und neuen Verfassungen auszeichnet; in dem Geiste lag es, der jenen Formen eingehaucht war, und welchem das ganze System der Gesetze und Sitten diente. In Sparta waren die politischen und bürgerlichen Gesetze, das öffentliche und das Privatrecht und alle Sitten und Gebräuche im Krieg und im Frieden zu einem fest zusammenhängenden, nach einem Princip entworfenen, durch eine Grundidee beseelten Ganzen verbunden. Ein Staat, worin der Privatwille dem öffentlichen nicht nur untergeordnet, sondern immerdar mit ihm derselbe wäre, worin die Bürger keine per-

sönlichen Neigungen und Interessen, sondern einzig und allein patriotische hätten, worin sie sich niemals als selbstständige Wesen für sich, sondern nur als Glieder des Gemeinwesens dächten und fühlten — dies scheint die herrschende Idee in Lykurgus kühnem Meisterwerk zu seyn. Daher suchte er, und dieses sind die nähern Zwecke seiner Gesetze, unter den Bürgern eine vollständige Gleichheit hervorzubringen, die natürlich selbstsüchtigen Neigungen durch eine unaufhörlich dagegen ankämpfende Erziehung zu unterjochen, und den Spartanern nebst dem Willen auch die Kraft zur Erhaltung des theuern Gemeinwesens zu geben. Zwar der Unterschied der Edlen und Gemeinen, selbst in dem Schooße der ächt dorisch-spartanischen Geschlechter dauerte fort. Unter jenen waren die beiden königlichen Häuser, und überhaupt das Geschlecht der Herakliden, die vornehmsten. Aber dieser Unterschied hatte keinen politischen Einfluß. Alle Bürger waren gleich vor dem Gesetze, alle mochten zu den obersten Würden — die königliche ausgenommen — gelangen, alle gaben ihre Stimmen zu deren Besetzung, und Wer sie erhielt, blieb Beamter des Volkes. Aber zumal gegen den Unterschied des Vermögens, der, trotz allen demokratischen Formen, die gehässigste und gefährlichste Ungleichheit gebiert, richtete Lykurgus seine vorzüglichste Sorge; und da er die Unzugänglichkeit aller bloß heilenden Mittel gegen ein solches Uebel erkannte, so suchte er mit der Wurzel es auszureißen. Darum bewog er seine Mitbürger — ein erstaunenswürdiger Sieg — allem Eigenthum, woraus irgend eine bedeutende Ungleichheit hätte entspringen mögen, und sonach einem der geschätztesten Vortheile des bürgerlichen Vereins zu entsagen, damit das Band der Gesellschaft um so fester geschlungen würde. Also hörte das Privateigenthum über Grund und Boden auf; — und die bewegliche Habe — denn diese konnte unmöglich Gemeineigenthum sein — wurde aufs Aeußerste beschränkt. Jenes — das Land — wurde in so viele Theile vermessen, daß jedem Spartaner, auch jedem Lakonier, ein zu seinem und seiner Familie Unterhalt hinreichendes Stück zur Nuznießung konnte zugeschieden werden. Aber er selbst durfte es nicht bauen — der Industriöse wäre sonst reicher als der Träge geworden — die Heloten mußten es thun; und damit auch der Begriff des Reichthums nicht aufkomme, wurde alles Gold und Silber verbannt, eisernes Geld eingeführt, und der Spartaner durch strenge Gesetze zur größten Einfachheit in Wohnung, Geräthschaften, Kleidung und Nahrung verbunden. Nicht nur der Ackerbau, auch andere mechanische Künste, noch mehr aber spekulative und schöne Wissen-

schaften waren ihm verboten. Nur Bürgersinn verlangte das Vaterland von ihm, und starke Arme und ein ungetheiltes Herz.

Aber woher nahm Lykurgus solche Bürger voll Selbstverläugnung, voll brennender Vaterlandsliebe und lebendiger Kraft? — Dafür sollte die Erziehung sorgen, die mit der Geburt, ja vor derselben schon anfing, und durch das ganze Leben währte. Die spartanischen Mädchen wurden auf Männerart unter steten Leibesübungen und abhärtenden, freilich auch die Geschämigkeit tödtenden, Spielen zu tüchtigen Müttern starker Kinder herangezogen. Eine Menge, zum Theil auch harter und unsittlicher, Vorschriften über die Wahl der Gatten, über das eheliche Verhältniß und die ehelichen Rechte sollten dem Staat lauter wohlgeschlossene Verbindungen und kräftige Geburten sichern, und wenn dennoch schwache Kinder zur Welt kamen, so mußten sie sterben. Jene, die man stark genug für ihre spartanische Bestimmung fand, übernahm, nachdem die ersten Jahre unter der mütterlichen Pflege verstrichen waren, der Staat als sein Eigenthum zur öffentlichen und gleichförmigen Erziehung, deren Grundsätze Frugalität, Abhärtung, Kriegsgeschicklichkeit und frühe Einflößung patriotischer Gefühle waren. Daher die unaufhörlichen, gymnastischen Uebungen, die Prüfung durch Hunger, Durst und körperlichen Schmerz, die Anfeuerung der Jugend zum regsten Wetteifer, die Einschärfung des unbedingten Gehorsams gegen jeden ältern Bürger, des stillen Hinhorchens auf die überall, selbst während der kurzen Mahle, ertönenden Lehren der patriotischen Tugend, endlich die Vorschriften eines bescheidenen, klugen, würdevollen Benehmens. Solche Erziehung — den einzelnen Stufenaltern angepaßt — währte das ganze Leben fort. Die öffentlichen Mahlzeiten (Sissitien) waren für Alt und Jung. Der öffentlichen Aufsicht entging der angesehenste Bürger, der strengen Rüge das kleinste Vergehen nicht. Ueber alle Handlungen wachte das Gesez. Die Jagd, die Kriegsübungen, die gymnastischen Spiele wurden blos durch wirkliche Feldzüge unterbrochen, und man hielt diese für minder anstrengend als jene. Unabläßig und auf jedem Wege kamen dem Spartaner Erinnerungen der Pflicht, Aufforderungen der Tapferkeit, Lehren der Tugend, Anläße der Kraftäußerung entgegen. So lernte er sich selber beherrschen, aber dem Gesetze folgsam seyn; so wurde er stark, gelenk, immer schlachtfertig, voll unbeugsamen Muthes; und seine Seele, welcher für keine andere Leidenschaft ein Spielraum gelassen war, gab sich ungetheilt und schwärmerisch der Liebe des Vaterlandes und der Freiheit hin.

Diese Verfassung nun hat allerdings die größten Wunder gewirkt, sie hat die stärksten Naturtriebe unterjocht, die heroischsten

Thaten erzeugt, die tapfersten Krieger, die enthusiastischsten Patrioten, selbst die heldenmüthigsten Weiber gebildet; sie hat Sparta zum Haupt Griechenlands erhoben und nach einer unerschütterten Dauer von mehr als fünfhundert Jahren auch in ihrem Verfall und zuletzt in ihren Trümmern noch Ehrfurcht geboten. Gleichwohl muß sie vom rein humanen, wie vom ächt staatsbürgerlichen (den Zweck der Staatsgesellschaft ins Auge fassenden) Standpunkt der unbefangenen Prüfung eher monstruös als vortrefflich erscheinen.

Fürs Erste hat Lykurgus Seele zur Anerkenntniß der Menschenwürde und des Menschenrechtes sich nicht erhoben. Würde er sonst die Freiheit von 10,000 und den erträglichen Zustand von 30,000 Bürgern auf das Elend und die empörendste Unterdrückung mehrer Hundert Tausende gebaut haben? Die Schmach und harte Sklaverei der Heloten war unzertrennlich von einer Verfassung, welche diese Menschengattung zum Eigenthum des Staates erklärte, auf ihre Arbeit die Erhaltung der herrschenden Race gründete, ihre Habe dem Muthwillen, und ihr Leben gleich jenem von Jagdthieren der Grausamkeit einer kampflustigen Jugend preis gab. Auch bei andern Völkern treffen wir leider Sklaven und frevelhaft sogenanntes Sklavenrecht an: — aber nirgends, wie hier, war solcher Frevel in die Constitution selbst so innig verwebt, nirgends zu einer so schauderhaften Uebertreibung gebracht.

Wir fragen weiter: Was hat Lykurgus für das auserlesene, freie spartanische Volk gethan? — Der Spartaner opferte seinem Staat Eigenthum, Gemächlichkeit und wahren Lebensgenuß; er entsagte der bürgerlichen Emsigkeit wie der häuslichen Freude, verschmähte den Dienst der Musen wie die Pflege rein menschlichen Gefühles, und nahm zum Ersatz für Alles — soldatischen Stolz und patriotischen Schwindel. Hatte er so nicht den Zweck versäumt um des Mittels willen? Kriegsübungen und patriotische Gespräche erschöpfen des Menschen Bestimmung nicht, und unverkennbar ist, daß der Spartaner bei der pünktlichen Befolgung von Lykurgus Gesetzen traurige Lücken in Kopf, Herz und Beschäftigung fühlen, und daß die gewaltsam unterdrückte Natur früh oder spät sich rächen mußte.

Sie hat sich gerächt, und aus dem Schooß der lykurgischen Verfassung sind die schrecklichsten Auswüchse hervorgegangen. Der folgende Zeitraum wird hiervon das Gemälde liefern.

In Folge der lykurgischen Verfassung wurden die Spartaner, ihres beschränkten Gebietes ungeachtet, allen Nachbarn rings umher furchtbar, während sie selbst jedem, an Volkszahl auch überlegenen Feinde trozten. Die beide messenischen Kriege waren

die erste auffallende Probe von Sparta's schwellender Stärke, aber auch von seiner Härte und seinem soldatischen Uebermuth.

Der erste dieser Kriege — dessen Anlaß ein schreiendes Unrecht der Spartaner war — wird durch die blutige That des messenischen Königs Aristodemus, der seine eigene Tochter aus patriotischem und religiösem Fanatismus schlachtete, ausgezeichnet. Die Götter versöhnte dieses schreckliche Verbrechen nicht, und nach der Einnahme von Ithome (3261) mußten sich die Messenier zu dem erniedrigendsten und drückendsten Frieden bequemen, welcher freilich nicht länger als ihre Erschöpfung dauerte. Mit dem hohen Interesse, welches der Heroismus, wenn er gegen ungerechte Uebermacht kämpft, in unserm Gemüthe erweckt, lesen wir die Thaten des edlen Aristomenes, des Helden im zweiten messenischen Kriege (3299). Er vertheidigte das Bergschloß Ira 11 Jahre gegen die spartanische Macht, bahnte sich, als durch neue Verrätherei die Festung fiel, mit dem Schwert den Weg durch die feindlichen Schaaren, und gründete mit seinen freiheitliebenden Gefährten nach vielfältigen Abenteuern endlich auf sicilischem Boden eine neue Heimath, Messana. — Die übrigen Messenier wurden den Heloten gleich gemacht. Vor einem ähnlichen Schicksal sicherte Arkadien die natürliche Festigkeit seiner Gebirge, und Argos seine entferntere Lage auf einer eigenen Halbinsel, die nur wenige Angriffspunkte darbot. Gleichwohl wurde lezteres hart bedrängt, und erfuhr mehr als einmal die Härte und Hinterlist der spartanischen Kriegsmanier. Vorzüglich war es König Kleomenes I., welcher durch Ränke und Waffen die Macht Lacedämons also erhob, daß sie als die Erste in Griechenland durchaus erkannt ward.

Geschichte Athens. Solon.

Wir wenden uns nach Athen, Griechenlands edelster Stadt, an deren Namen sich viele hohe und freundliche Erinnerungen knüpfen. Von Cecrops (2426), ihrem Erbauer, und welcher den ersten Samen der Kultur auf attischen Boden streute, hieß sie Cecropia. Theseus (2754) erhob sich zum Haupt aller attischen Ortschaften. Das Leben dieser Fürsten, voll von Großthaten und Verbrechen, kann als allgemeine Charakteristik der griechischen Heroen gelten. Dennoch war bei ihm das Edle vorherrschend, und das durch ihn erstarkte Athen, dem er die Grundlage einer republikanischen Verfassung gab, mochte mit gerechtem Stolz sich die Stadt des Theseus nennen.

Von ihm an mußten die Könige sich mit der Würde des Feldherrn und obersten Richters begnügen. Die gesezgebende

Gewalt war dem Volke ertheilt, jedoch mit grosser Uebermacht des Adels, durch welchen die beiden andern Volksklassen, die Bauern und die Gewerbsleute, häufig gedrückt wurden. Die Nachfolger Theseus hiessen gleichwohl Könige, bis nach des heldenmüthigen Kodrus schöner Dahingebung (2913) der Thron, welchen Keiner mehr mit gleichem Ruhm besizen zu können schien, erledigt blieb, und an die Stelle der Könige Archonten traten. Ihre Reihe eröffnet Medon, Kodrus Sohn. Ungeachtet anfangs ihre Macht lebenslänglich und erblich, wie jene der Könige war, so beschränkte doch nach Alkmäons, des 13ten lebenslänglichen Archonten, Tod (3227) der Wille des Volkes ohne Widerstand ihr Amt auf 10 Jahre, ja später gar (3297) auf ein Jahr, und bekleidete selbst jedesmal neun Männer zugleich mit dieser Würde.

Indessen fühlten jezt die Athener den Druck der aristokratischen Gewalt, und der Mangel geschriebener Geseze begünstigte die Willkür. Das Volk trug dem Archon Drako die Verfassung eines Gesezbuches auf. Er schrieb ein solches (3361, 622 v. Chr.), aber mit Blut, wie die Athener sagten, und darum erhielt es sich nicht. Neue Verwirrung erhob sich und heftiger Parteikampf zwischen den Demokraten und Aristokraten schwächte den Staat so sehr, daß das kleine Megara ihm Salamis zu entreißen vermochte. Aus dieser gefahrvollen Lage trat Athen neugeboren und kräftig hervor durch seinen Bürger Solon, dessen Name billig unter jenen der Edelsten und Weisesten aller Zeiten glänzt. Zur Beschwörung der nächsten Gefahr erließ er die Sisachtia (3390, 593 v. Chr.), jene berüchtigte Verordnung über die Zernichtung der Schulden, die zwar allerdings dem strengsten Rechtsbegriff entgegen, aber ein durch die Noth gebieterisch erheischtes Rettungsmittel war. Die ganze Gesezgebung, die er nachmals — von seinem Vaterland hiezu beauftragt — entwarf, verräth den die Menschen und die Umstände berücksichtigenden Geist, wie er denn selbst von seinen Gesezen sagte, sie seien nicht die besten an sich, sondern nur für das Volk Athens. Uebrigens hatten sie nicht, wie die lykurgische Verfassung, die politische Freiheit zum ausschließenden Zweck: sondern sie sollten, während sie diese Freiheit mit den Formen einer durch Aristokratie gemäßigten Demokratie schützend umgaben, zugleich auch das bürgerliche Glück der Athener mit Rücksicht auf ihre Lage und ihren Charakter möglichst befördern, und denselben Wohlstand, Kultur und Humanität verleihen. Von seinen politischen Gesezen besteht die Summe in Folgendem:

Solon wollte die Freiheit, d. h. die Herrschaft des Volkswillens, nicht des Pöbelhaufens, auch nicht des ungeleiteten, oft thörichten und leidenschaftlichen, sondern des überlegten und durch Vernunftgründe bestimmten Volkswillens. Daher hielt

er die Formen der reinen Demokratie für gefährlich und zog vor, sie durch einen Zusaz aristokratischer Bestimmungen zu mäßigen. Also wurde die höchste Gewalt, d. h. das Recht der Gesezgebung und der Wahl der Magistrate, das Recht der Entscheidung über Krieg, Frieden und Bündnisse, über die Auflagen und über alle großen Staatsinteressen — der Nationalversammlung gegeben. Sie bestand aus allen wirklichen Bürgern von Athen, die theils in der Stadt, theils in den attischen Ortschaften (deren 174 waren) wohnten und ungefähr 20,000 Köpfe zählten. Sie waren schon vor Solon in Stämme (vier an der Zahl) und diese in Geschlechter getheilt. Solon behielt diese Eintheilung bei, aber er ließ durch dieselbe noch eine andere, nach Klassen, laufen, deren er vier nach der Stufenfolge des Vermögens bestimmte. Nur aus den drei ersten konnten die Magistratspersonen (Gerichtsbeisizer jedoch aus allen) gewählt werden. Indessen hatte das Gesetz für die Wählbarkeit zu wichtigen Aemtern noch besondere Eigenschaften vorgeschrieben; unter gleich qualificirten Personen und bei leicht zu versehenden Aemtern entschied das Loos, das jedoch die Prüfung nicht ausschloß.

Selbst die Glieder des großen Rathes wurden durchs Loos, und zwar alljährlich, ernannt. Es bestand dieser nach Solons Einsezung aus 400 Personen, 100 aus dem Stamm, welche wenigstens 30 Jahre alt und durchaus unbescholten waren. Während dem Laufe des Jahres standen die Klassen des Senats (die Deputirten eines Stammes machten eine Klasse aus) der Reihe nach an der Spize der Geschäfte. Die Glieder der jedesmal dirigirenden Klasse hießen Prytanen, und wurden im Prytaneum auf Staatskosten unterhalten. Sonst erhielt jedes Rathsglied täglich ein Drachma. Die Prytanen theilten sich wieder in kleinere Kollegien, welche abermals der Reihe nach zum Vorsitz kamen. Ihre Glieder wurden Proedri genannt, und welcher aus ihnen — worin man täglich wechselte — dem Senat präsidirte und das Staatssigill führte, hieß Epistates.

Von diesem Senat wurden die laufenden Geschäfte besorgt, auch konnte er für sich allein Verordnungen erlassen, die jedoch nicht länger als er selbst, d. h. bis zum Ablauf des Jahres, kräftig blieben. Sein wichtigstes Recht aber bestand in dem Vorschlag der Geseze; denn nur über die im Senat durchgegangenen Vorschläge durfte das Volk deliberiren. Auch führten die Senatsglieder den Vorsitz in der Volksversammlung und leiteten deren Berathschlagung. Bei dieser wurden Reden für und gegen die Vorschläge gehalten und durch förmliche Stimmengebung oder durch Erhöhen der Hände votirt.

Was aber der große Rath vorgeschlagen und das Volk be-

schlossen hatte, bedurfte noch der Genehmigung des Areopags, um als Gesetz zu gelten. Der Areopag war eine uralte, schon von Cecrops oder dessen erstem Nachfolger herrührende Einsezung und ursprünglich bloß ein peinliches Tribunal, welchem aber Solon unter Beibelassung seiner richterlichen Gewalt noch einen politischen Wirkungskreis verlieh, indem er ihn zum allgemeinen Oberaufseher des Staates und zum Wächter der Geseze machte.

Durch die Aufstellung aller dieser Gewalten wurde die aristokratische — oder oligarchische — Macht der Archonten von Grund aus erschüttert; dennoch behielt Solon sie bei als Organ der Vollstreckung, zum Theil auch als richterliche Gewalt.

Ein charakteristischer aber heilloser Punkt in der athenischen Verfassung war, daß dem Volke neben der gesetzgebenden auch die richterliche Gewalt in höchster Instanz und in den den Staat selbst angehenden Fällen zustand. In Sparta waren die höchsten Magistrate die Gerusia, die Könige und die Ephoren, auch die höchsten Richter, aber in Athen war es die Ekklesia selbst. Für die gewöhnlichen Rechtsstreitigkeiten jedoch in bürgerlichen und peinlichen Sachen waren eigene Richter, und zwar — was abermals charakteristisch ist — in außerordentlicher Menge bestellt. Außer den Archonten und dem Areopag, von denen wir bereits sprachen, gab es in Athen noch vier peinliche und sechs bürgerliche Gerichte.

Der Ostracismus (das Scherbengericht), vermöge dessen, wer immer durch Macht und Ansehen, selbst durch Verdienst, seinen Mitbürgern verdächtig oder der republikanischen Gleichheit gefährlich schien, ohne weitern Grund, und ohne daß er sich vertheidigen durfte, auf 10 Jahre konnte verbannt werden, wenn 6000 Stimmen es verlangten, war nicht sowohl ein Ausfluß der richterlichen Gewalt, als überhaupt der politischen Machtvollkommenheiten des athenischen Volkes. Mehrere Republiken, z. B. Syrakus, wo solches Petalismus hieß, hatten eine ähnliche Einsezung.

Noch größeres Lob als die politischen verdienen die bürgerlichen-Geseze Solons.

Kein Gesezgeber hat humanere Zwecke und liberalere Ansichten als Er gehabt. Er wollte keine Helden, keine exaltirten Wesen, sondern Menschen bilden. Die Athener sollten zwar auch freiheitliebend und tapfer, aber zugleich verfeint, emsig, wohlhabend, rechtlich und gesittet seyn. Solon ließ sich in alle Details der einzelnen Beschäftigungen und Künste ein, und sorgte für alle Bürgerklassen mit gleicher Liebe und Einsicht. Selbst an den Sklaven ehrte er die Menschenwürde, so sehr es der Ton der

Zeiten erlaubte, und schärfte die Naturpflichten zwischen Gatten, Eltern und Kindern, so wie die allgemeine Menschenliebe, Dankbarkeit und andere Tugenden durch positive Verordnungen ein. Die Strafen waren gelinde, so wie sie ein Vater und nicht ein Zuchtmeister verhängt. Dennoch wurden seine Geseze befolgt, denn man liebte sie. Er hatte Nachsicht mit den Schwächen der menschlichen Natur, und duldete, was ohne schädliche Strenge nicht zu unterdrücken war; aber er griff die Hauptquelle der Vergehungen, den Müßiggang, bei der Wurzel an, und erklärte — weil von dem Beispiele der Obern das Meiste abhängt — die Trunkenheit eines Archonten zum Halsverbrechen.

Fast alles Große und Gute, was aus Athen hervorgegangen, kann man als eine Frucht der solonischen Geseze betrachten, und was sich Böses und Mißgestaltetes daselbst erzeugte, war meist die Abweichung von ihrem Geiste.

Noch lebte Solon, als Pisistratus sich zum Alleinherrscher in Athen aufwarf (3424, 559 v. Chr.), ein Mann von großen Gaben, und der, als nach wiederholtem Wechsel von Verbannung und Triumph endlich seine Macht befestigt war (3439), mit Milde und Weisheit, wohlthätig den Künsten und durchaus nach liberalen Grundsäzen regierte. Aber was für einen Ersaz konnte Pisistratus den durch seine Herrschsucht Gemordeten geben? womit konnte er den Ueberlebenden die geraubte Selbstständigkeit bezahlen? Ihnen, die nun nicht mehr durch eigene Kraft und unter dem Schuz des Gesezes, sondern durch die Gnade eines Herrn glücklich waren? —

Pisistratus folgten seine Söhne, Hippias und Hipparchus, (3457), Männer von vorzüglichen Anlagen, und — Hipparchus wenigstens — von freundlicher Gemüthsart. Aber ihn riß die Liebe zum schönen Harmodius zur Gewaltthat hin, welche der Beleidigte und sein Freund Aristogiton blutig rächten. In dem Gedränge eines Volksfestes wurde Hipparchus getödtet und Hippias, dessen unkluge Strenge die aufgebrachten Gemüther vollends entflammte, mit Hilfe der Spartaner verjagt (3474, 509 v. Chr.) Er floh an den persischen Hof. Die alten Parteien zerrütteten nun Athen auf's Neue. Dennoch freute es sich der wiederhergestellten Freiheit. Aber die Spartaner gereute es, ihrer Nebenbuhlerin dieses kostbare Gut errungen zu haben, und die unwürdigen Zöglinge Lykurgus, von elendem Neid angetrieben, suchten durch Ränke und durch Gewalt die Oligarchie und selbst des vertriebenen Hippias Herrschaft in Athen wieder einzuführen. Den Kampf um diese einheimischen Angelegenheiten unterbrach der persische Krieg.

---

sönlichen Neigungen und Interessen, sondern einzig und allein patriotische hätten, worin sie sich niemals als selbstständige Wesen für sich, sondern nur als Glieder des Gemeinwesens dächten und fühlten — dies scheint die herrschende Idee in Lykurgus kühnem Meisterwerk zu seyn. Daher suchte er, und dieses sind die nähern Zwecke seiner Gesetze, unter den Bürgern eine vollständige Gleichheit hervorzubringen, die natürlich selbstsüchtigen Neigungen durch eine unaufhörlich dagegen ankämpfende Erziehung zu unterjochen, und den Spartanern nebst dem Willen auch die Kraft zur Erhaltung des theuern Gemeinwesens zu geben. Zwar der Unterschied der Edlen und Gemeinen, selbst in dem Schooße der ächt dorisch-spartanischen Geschlechter dauerte fort. Unter jenen waren die beiden königlichen Häuser, und überhaupt das Geschlecht der Herakliden, die vornehmsten. Aber dieser Unterschied hatte keinen politischen Einfluß. Alle Bürger waren gleich vor dem Gesetze, alle mochten zu den obersten Würden — die königliche ausgenommen — gelangen, alle gaben ihre Stimmen zu deren Besetzung, und Wer sie erhielt, blieb Beamter des Volkes. Aber zumal gegen den Unterschied des Vermögens, der, trotz allen demokratischen Formen, die gehässigste und gefährlichste Ungleichheit gebiert, richtete Lykurgus seine vorzüglichste Sorge; und da er die Unzugänglichkeit aller bloß heilenden Mittel gegen ein solches Uebel erkannte, so suchte er mit der Wurzel es auszureißen. Darum bewog er seine Mitbürger — ein erstaunenswürdiger Sieg — allem Eigenthum, woraus irgend eine bedeutende Ungleichheit hätte entspringen mögen, und sonach einem der geschätztesten Vortheile des bürgerlichen Vereins zu entsagen, damit das Band der Gesellschaft um so fester geschlungen würde. Also hörte das Privateigenthum über Grund und Boden auf; — und die bewegliche Habe — denn diese konnte unmöglich Gemeineigenthum sein — wurde aufs Aeußerste beschränkt. Jenes — das Land — wurde in so viele Theile vermessen, daß jedem Spartaner, auch jedem Lakonier, ein zu seinem und seiner Familie Unterhalt hinreichendes Stück zur Nuznießung konnte zugeschieden werden. Aber er selbst durfte es nicht bauen — der Industriöse wäre sonst reicher als der Träge geworden — die Heloten mußten es thun; und damit auch der Begriff des Reichthums nicht aufkomme, wurde alles Gold und Silber verbannt, eisernes Geld eingeführt, und der Spartaner durch strenge Gesetze zur größten Einfachheit in Wohnung, Geräthschaften und Nahrung verbunden. Nicht nur der Ackerbau, mechanische Künste, noch mehr aber spekulative und [illegible]

schaften waren ihm verboten. Nur Bürgersinn verlangte das Vaterland von ihm, und starke Arme und ein ungetheiltes Herz.

Aber woher nahm Lykurgus solche Bürger voll Selbstverläugnung, voll brennender Vaterlandsliebe und lebendiger Kraft? — Dafür sollte die **Erziehung** sorgen, die mit der Geburt, ja vor derselben schon anfing, und durch das ganze Leben währte. Die spartanischen Mädchen wurden auf Männerart unter steten Leibesübungen und abhärtenden, freilich auch die Geschämigkeit tödtenden, Spielen zu tüchtigen Müttern starker Kinder herangezogen. Eine Menge, zum Theil auch harter und unsittlicher, Vorschriften über die Wahl der Gatten, über das eheliche Verhältniß und die ehelichen Rechte sollten dem Staat lauter wohlgeschlossene Verbindungen und kräftige Geburten sichern, und wenn dennoch schwache Kinder zur Welt kamen, so mußten sie sterben. Jene, die man stark genug für ihre spartanische Bestimmung fand, übernahm, nachdem die ersten Jahre unter der mütterlichen Pflege verstrichen waren, der Staat als sein Eigenthum zur öffentlichen und gleichförmigen Erziehung, deren Grundsätze Frugalität, Abhärtung, Kriegsgeschicklichkeit und frühe Einflößung patriotischer Gefühle waren. Daher die unaufhörlichen, gymnastischen Uebungen, die Prüfung durch Hunger, Durst und körperlichen Schmerz, die Anfeuerung der Jugend zum regsten Wetteifer, die Einschärfung des unbedingten Gehorsams gegen jeden ältern Bürger, des stillen Hinhorchens auf die überall, selbst während der kurzen Mahle, ertönenden Lehren der patriotischen Tugend, endlich die Vorschriften eines bescheidenen, klugen, würdevollen Benehmens. Solche Erziehung — den einzelnen Stufenaltern angepaßt — währte das ganze Leben fort. Die öffentlichen Mahlzeiten (**Sissitien**) waren für Alt und Jung. Der öffentlichen Aufsicht entging der angesehenste Bürger, der strengen Rüge das kleinste Vergehen nicht. Ueber alle [illegible]gen wachte das Gesez. Die Jagd, die Kriegsübunge[illegible]mnastischen Spiele wurden blos durch wirkliche Fel[illegible]en, und man hielt diese für minder anstrengen[illegible]ig und auf jedem Wege ko[illegible] dem Spar[illegible]er Pflicht, Aufforder[illegible]nläße der Kraftäu[illegible]eherrschen, aber [illegible]k, immer schla[illegible]e, welcher für [illegible]war, gab fü[illegible]andes und [illegible]

[illegible]n Wunder [illegible]heroischsten

Thaten erzeugt, die tapfersten Krieger, die enthusiastischsten Patrioten, selbst die heldenmüthigsten Weiber gebildet; sie hat Sparta zum Haupt Griechenlands erhoben und nach einer unerschütterten Dauer von mehr als fünfhundert Jahren auch in ihrem Verfall und zuletzt in ihren Trümmern noch Ehrfurcht geboten. Gleichwohl muß sie vom rein humanen, wie vom ächt staatsbürgerlichen (den Zweck der Staatsgesellschaft ins Auge fassenden) Standpunkt der unbefangenen Prüfung eher monstruös als vortrefflich erscheinen.

Fürs Erste hat Lykurgus Seele zur Anerkenntniß der Menschenwürde und des Menschenrechtes sich nicht erhoben. Würde er sonst die Freiheit von 10,000 und den erträglichen Zustand von 30,000 Bürgern auf das Elend und die empörendste Unterdrückung mehrer Hundert Tausende gebaut haben? Die Schmach und harte Sklaverei der Heloten war unzertrennlich von einer Verfassung, welche diese Menschengattung zum Eigenthum des Staates erklärte, auf ihre Arbeit die Erhaltung der herrschenden Race gründete, ihre Habe dem Muthwillen, und ihr Leben gleich jenem von Jagdthieren der Grausamkeit einer kampflustigen Jugend preis gab. Auch bei andern Völkern treffen wir leider Sklaven und frevelhaft sogenanntes Sklavenrecht an: — aber nirgends, wie hier, war solcher Frevel in die Constitution selbst so innig verwebt, nirgends zu einer so schauderhaften Uebertreibung gebracht.

Wir fragen weiter: Was hat Lykurgus für das auserlesene, freie spartanische Volk gethan? — Der Spartaner opferte seinem Staat Eigenthum, Gemächlichkeit und wahren Lebensgenuß; er entsagte der bürgerlichen Emsigkeit wie der häuslichen Freude, verschmähte den Dienst der Musen wie die Pflege rein menschlichen Gefühles, und nahm zum Ersatz für Alles — soldatischen Stolz und patriotischen Schwindel. Hatte er so nicht den Zweck versäumt um des Mittels willen? Kriegsübungen und patriotische Gespräche erschöpfen des Menschen Bestimmung nicht, und unverkennbar ist, daß der Spartaner bei der pünktlichen Befolgung von Lykurgus Gesetzen traurige Lücken in Kopf, Herz und Beschäftigung fühlen, und daß die gewaltsam unterdrückte Natur früh oder spät sich rächen mußte.

Sie hat sich gerächt, und aus dem Schooß der lykurgischen Verfassung sind die schrecklichsten Auswüchse hervorgegangen. Der folgende Zeitraum wird hiervon das Gemälde liefern.

In Folge der lykurgischen Verfassung wurden die Spartaner, ihres beschränkten Gebietes ungeachtet, allen Nachbarn rings umher furchtbar, während sie selbst jedem, an Volkszahl auch überlegenen Feinde trozten. Die beide messenischen Kriege waren

die erste auffallende Probe von Sparta's schwellender Stärke, aber auch von seiner Härte und seinem soldatischen Uebermuth.

Der erste dieser Kriege — dessen Anlaß ein schreiendes Unrecht der Spartaner war — wird durch die blutige That des messenischen Königs Aristodemus, der seine eigene Tochter aus patriotischem und religiösem Fanatismus schlachtete, ausgezeichnet. Die Götter versöhnte dieses schreckliche Verbrechen nicht, und nach der Einnahme von Ithome (3261) mußten sich die Messenier zu dem erniedrigendsten und drückendsten Frieden bequemen, welcher freilich nicht länger als ihre Erschöpfung dauerte. Mit dem hohen Interesse, welches der Heroismus, wenn er gegen ungerechte Uebermacht kämpft, in unserm Gemüthe erweckt, lesen wir die Thaten des edlen Aristomenes, des Helden im zweiten messenischen Kriege (3299). Er vertheidigte das Bergschloß Ira 11 Jahre gegen die spartanische Macht, bahnte sich, als durch neue Verrätherei die Festung fiel, mit dem Schwert den Weg durch die feindlichen Schaaren, und gründete mit seinen freiheitliebenden Gefährten nach vielfältigen Abenteuern endlich auf sicilischem Boden eine neue Heimath, Messana. — Die übrigen Messenier wurden den Heloten gleich gemacht. Vor einem ähnlichen Schicksal sicherte Arkadien die natürliche Festigkeit seiner Gebirge, und Argos seine entferntere Lage auf einer eigenen Halbinsel, die nur wenige Angriffspunkte darbot. Gleichwohl wurde lezteres hart bedrängt, und erfuhr mehr als einmal die Härte und Hinterlist der spartanischen Kriegsmanier. Vorzüglich war es König Kleomenes I., welcher durch Ränke und Waffen die Macht Lacedämons also erhob, daß sie als die Erste in Griechenland durchaus erkannt ward.

Geschichte Athens. Solon.

Wir wenden uns nach Athen, Griechenlands edelster Stadt, an deren Namen sich viele hohe und freundliche Erinnerungen knüpfen. Von Cecrops (2426), ihrem Erbauer, und welcher den ersten Samen der Kultur auf attischen Boden streute, hieß sie Cecropia. Theseus (2754) erhob sich zum Haupt aller attischen Ortschaften. Das Leben dieser Fürsten, voll von Großthaten und Verbrechen, kann als allgemeine Charakteristik der griechischen Heroen gelten. Dennoch war bei ihm das Edle vorherrschend, und das durch ihn erstarkte Athen, dem er die Grundlage einer republikanischen Verfassung gab, mochte mit gerechtem Stolz sich die Stadt des Theseus nennen.

Von ihm an mußten die Könige sich mit der Würde des Feldherrn *und* obersten Richters begnügen. Die gesezgebende

Gewalt war dem Volke ertheilt, jedoch mit grosser Uebermacht des Adels, durch welchen die beiden andern Volksklassen, die Bauern und die Gewerbsleute, häufig gedrückt wurden. Die Nachfolger Theseus hiessen gleichwohl Könige, bis nach des heldenmüthigen Kodrus schöner Dahingebung (2913) der Thron, welchen Keiner mehr mit gleichem Ruhm besizen zu können schien, erledigt blieb, und an die Stelle der Könige Archonten traten. Ihre Reihe eröffnet Medon, Kodrus Sohn. Ungeachtet anfangs ihre Macht lebenslänglich und erblich, wie jene der Könige war, so beschränkte doch nach Alkmäons, des 13ten lebenslänglichen Archonten, Tod (3227) der Wille des Volkes ohne Widerstand ihr Amt auf 10 Jahre, ja später gar (3297) auf ein Jahr, und bekleidete selbst jedesmal neun Männer zugleich mit dieser Würde.

Indessen fühlten jezt die Athener den Druck der aristokratischen Gewalt, und der Mangel geschriebener Geseze begünstigte die Willkür. Das Volk trug dem Archon Drako die Verfassung eines Gesezbuches auf. Er schrieb ein solches (3361, 622 v. Chr.), aber mit Blut, wie die Athener sagten, und darum erhielt es sich nicht. Neue Verwirrung erhob sich und heftiger Parteikampf zwischen den Demokraten und Aristokraten schwächte den Staat so sehr, daß das kleine Megara ihm Salamis zu entreißen vermochte. Aus dieser gefahrvollen Lage trat Athen neugeboren und kräftig hervor durch seinen Bürger Solon, dessen Name billig unter jenen der Edelsten und Weisesten aller Zeiten glänzt. Zur Beschwörung der nächsten Gefahr erließ er die Sisachtia (3390, 593 v. Chr.), jene berüchtigte Verordnung über die Zernichtung der Schulden, die zwar allerdings dem strengsten Rechtsbegriff entgegen, aber ein durch die Noth gebieterisch erheischtes Rettungsmittel war. Die ganze Gesezgebung, die er nachmals — von seinem Vaterland hiezu beauftragt — entwarf, verräth den die Menschen und die Umstände berücksichtigenden Geist, wie er denn selbst von seinen Gesezen sagte, sie seien nicht die besten an sich, sondern nur für das Volk Athens. Uebrigens hatten sie nicht, wie die lykurgische Verfassung, die politische Freiheit zum ausschließenden Zweck: sondern sie sollten, während sie diese Freiheit mit den Formen einer durch Aristokratie gemäßigten Demokratie schützend umgaben, zugleich auch das bürgerliche Glück der Athener mit Rücksicht auf ihre Lage und ihren Charakter möglichst befördern, und denselben Wohlstand, Kultur und Humanität verleihen. Von seinen politischen Gesezen besteht die Summe in Folgendem:

Solon wollte die Freiheit, d. h. die Herrschaft des Volkswillens, nicht des Pöbelhaufens, auch nicht des ungeleiteten, oft thörichten und leidenschaftlichen, sondern des überlegten und durch Vernunftgründe bestimmten Volkswillens. Daher hielt

er die Formen der reinen Demokratie für gefährlich und zog vor, sie durch einen Zusaz aristokratischer Bestimmungen zu mäßigen. Also wurde die höchste Gewalt, d. h. das Recht der Gesezgebung und der Wahl der Magistrate, das Recht der Entscheidung über Krieg, Frieden und Bündnisse, über die Auflagen und über alle großen Staatsinteressen — der Nationalversammlung gegeben. Sie bestand aus allen wirklichen Bürgern von Athen, die theils in der Stadt, theils in den attischen Ortschaften (deren 174 waren) wohnten und ungefähr 20,000 Köpfe zählten. Sie waren schon vor Solon in Stämme (vier an der Zahl) und diese in Geschlechter getheilt. Solon behielt diese Eintheilung bei, aber er ließ durch dieselbe noch eine andere, nach Klassen, laufen, deren er vier nach der Stufenfolge des Vermögens bestimmte. Nur aus den drei ersten konnten die Magistratspersonen (Gerichtsbeisizer jedoch aus allen) gewählt werden. Indessen hatte das Gesetz für die Wählbarkeit zu wichtigen Aemtern noch besondere Eigenschaften vorgeschrieben; unter gleich qualificirten Personen und bei leicht zu versehenden Aemtern entschied das Loos, das jedoch die Prüfung nicht ausschloß.

Selbst die Glieder des großen Rathes wurden durchs Loos, und zwar alljährlich, ernannt. Es bestand dieser nach Solons Einsezung aus 400 Personen, 100 aus dem Stamm, welche wenigstens 30 Jahre alt und durchaus unbescholten waren. Während dem Laufe des Jahres standen die Klassen des Senats (die Deputirten eines Stammes machten eine Klasse aus) der Reihe nach an der Spize der Geschäfte. Die Glieder der jedesmal dirigirenden Klasse hießen Prytanen, und wurden im Prytaneum auf Staatskosten unterhalten. Sonst erhielt jedes Rathsglied täglich ein Drachma. Die Prytanen theilten sich wieder in kleinere Kollegien, welche abermals der Reihe nach zum Vorsitz kamen. Ihre Glieder wurden Procdri genannt, und welcher aus ihnen — worin man täglich wechselte — dem Senat präsidirte und das Staatssigill führte, hieß Epistates.

Von diesem Senat wurden die laufenden Geschäfte besorgt, auch konnte er für sich allein Verordnungen erlassen, die jedoch nicht länger als er selbst, d. h. bis zum Ablauf des Jahres, kräftig blieben. Sein wichtigstes Recht aber bestand in dem Vorschlag der Geseze; denn nur über die im Senat durchgegangenen Vorschläge durfte das Volk deliberiren. Auch führten die Senatsglieder den Vorsitz in der Volksversammlung und leiteten deren Berathschlagung. Bei dieser wurden Reden für und gegen die Vorschläge gehalten und durch förmliche Stimmengebung oder durch Erhöhen der Hände votirt.

Was aber der große Rath vorgeschlagen und das Volk be-

schlossen hatte, bedurfte noch der Genehmigung des Areopags, um als Gesetz zu gelten. Der Areopag war eine uralte, schon von Cecrops oder dessen erstem Nachfolger herrührende Einsezung und ursprünglich bloß ein peinliches Tribunal, welchem aber Solon unter Beibelassung seiner richterlichen Gewalt noch einen politischen Wirkungskreis verlieh, indem er ihn zum allgemeinen Oberaufseher des Staates und zum Wächter der Geseze machte.

Durch die Aufstellung aller dieser Gewalten wurde die aristokratische — oder oligarchische — Macht der Archonten von Grund aus erschüttert; dennoch behielt Solon sie bei als Organ der Vollstreckung, zum Theil auch als richterliche Gewalt.

Ein charakteristischer aber heilloser Punkt in der athenischen Verfassung war, daß dem Volke neben der gesetzgebenden auch die richterliche Gewalt in höchster Instanz und in den den Staat selbst angehenden Fällen zustand. In Sparta waren die höchsten Magistrate die Gerusia, die Könige und die Ephoren, auch die höchsten Richter, aber in Athen war es die Ekklesia selbst. Für die gewöhnlichen Rechtsstreitigkeiten jedoch in bürgerlichen und peinlichen Sachen waren eigene Richter, und zwar — was abermals charakteristisch ist — in außerordentlicher Menge bestellt. Außer den Archonten und dem Areopag, von denen wir bereits sprachen, gab es in Athen noch vier peinliche und sechs bürgerliche Gerichte.

Der Ostracismus (das Scherbengericht), vermöge dessen, wer immer durch Macht und Ansehen, selbst durch Verdienst, seinen Mitbürgern verdächtig oder der republikanischen Gleichheit gefährlich schien, ohne weitern Grund, und ohne daß er sich vertheidigen durfte, auf 10 Jahre konnte verbannt werden, wenn 6000 Stimmen es verlangten, war nicht sowohl ein Ausfluß der richterlichen Gewalt, als überhaupt der politischen Machtvollkommenheiten des athenischen Volkes. Mehrere Republiken, z. B. Syrakus, wo solches Petalismus hieß, hatten eine ähnliche Einsezung.

Noch größeres Lob als die politischen verdienen die bürgerlichen-Geseze Solons.

Kein Gesezgeber hat humanere Zwecke und liberalere Ansichten als Er gehabt. Er wollte keine Helden, keine exaltirten Wesen, sondern Menschen bilden. Die Athener sollten zwar auch freiheitliebend und tapfer, aber zugleich verfeint, emsig, wohlhabend, rechtlich und gesittet seyn. Solon ließ sich in alle Details der einzelnen Beschäftigungen und Künste ein, und sorgte für alle Bürgerklassen mit gleicher Liebe und Einsicht. Selbst an den Sklaven ehrte er die Menschenwürde, so sehr es der Ton der

Zeiten erlaubte, und schärfte die Naturpflichten zwischen Gatten, Eltern und Kindern, so wie die allgemeine Menschenliebe, Dankbarkeit und andere Tugenden durch positive Verordnungen ein. Die Strafen waren gelinde, so wie sie ein Vater und nicht ein Zuchtmeister verhängt. Dennoch wurden seine Geseze befolgt, denn man liebte sie. Er hatte Nachsicht mit den Schwächen der menschlichen Natur, und duldete, was ohne schädliche Strenge nicht zu unterdrücken war; aber er griff die Hauptquelle der Vergehungen, den Müßiggang, bei der Wurzel an, und erklärte — weil von dem Beispiele der Obern das Meiste abhängt — die Trunkenheit eines Archonten zum Halsverbrechen.

Fast alles Große und Gute, was aus Athen hervorgegangen, kann man als eine Frucht der solonischen Geseze betrachten, und was sich Böses und Mißgestaltetes daselbst erzeugte, war meist die Abweichung von ihrem Geiste.

Noch lebte Solon, als Pisistratus sich zum Alleinherrscher in Athen aufwarf (3424, 559 v. Chr.), ein Mann von großen Gaben, und der, als nach wiederholtem Wechsel von Verbannung und Triumph endlich seine Macht befestigt war (3439), mit Milde und Weisheit, wohlthätig den Künsten und durchaus nach liberalen Grundsäzen regierte. Aber was für einen Ersaz konnte Pisistratus den durch seine Herrschsucht Gemordeten geben? womit konnte er den Ueberlebenden die geraubte Selbstständigkeit bezahlen? Ihnen, die nun nicht mehr durch eigene Kraft und unter dem Schuz des Gesezes, sondern durch die Gnade eines Herrn glücklich waren? —

Pisistratus folgten seine Söhne, Hippias und Hipparchus, (3457), Männer von vorzüglichen Anlagen, und — Hipparchus wenigstens — von freundlicher Gemüthsart. Aber ihn riß die Liebe zum schönen Harmodius zur Gewaltthat hin, welche der Beleidigte und sein Freund Aristogiton blutig rächten. In dem Gedränge eines Volksfestes wurde Hipparchus getödtet und Hippias, dessen unkluge Strenge die aufgebrachten Gemüther vollends entflammte, mit Hilfe der Spartaner verjagt (3474, 509 v. Chr.) Er floh an den persischen Hof. Die alten Parteien zerrütteten nun Athen auf's Neue. Dennoch freute es sich der wiederhergestellten Freiheit. Aber die Spartaner gereute es, ihrer Nebenbuhlerin dieses kostbare Gut errungen zu haben, und die unwürdigen Zöglinge Lykurgus, von elendem Neid angetrieben, suchten durch Ränke und durch Gewalt die Oligarchie und selbst des vertriebenen Hippias Herrschaft in Athen wieder einzuführen. Den Kampf um diese einheimischen Angelegenheiten unterbrach der persische Krieg.

Geschichte Italiens.

Etrusker. Lateiner.

In dem nördlichen und größten Theile Italiens war der Hauptstamm der Bevölkerung gallischen Ursprungs, daher auch die Römer das Land Gallia cisalpina nannten. Im untern Italien hatten sich allmählig viele griechischen Kolonien niedergelassen, von denen die frühere Kultur dieser Gegend und der Name Großgriechenland herrührt. — In dem mittlern Italien aber vermischten sich gallische und iberische mit griechischen Stämmen, und wahrscheinlich auch mit verschiedenen asiatischen und afrikanischen Kolonien. Ihre Einwanderung fällt jedoch in dunkle, zum Theil vorhistorische Zeiten, und es ruht überhaupt auf ihrer Abstammung und auf ihren Schicksalen sogar noch in späteren Zeiten ein undurchdringliches Dunkel. Doch würden wir, selbst wenn wir deutlich sähen, an dem Treiben dieser halbrohen Stämme nur wenig Interesse und Belehrung finden. Nur ein Volk zieht unter den vielen italischen Stämmen durch seine frühe Bildung und einen eigenen merkwürdigen Charakter die Blicke des Welthistorikers auf sich. Die Etrusker sind dieses Volk. Von ihnen demnach und dann von den Lateinern, aus deren Schooße die Römer entsprangen, müssen wir einige Kenntniß nehmen.

Die Etrurier, Etrusker, Tusker, später auch Tyrrhener, wahrscheinlich von einer zu ihnen gekommenen pelasgischen Kolonie, genannt, waren wohl der Hauptmasse nach ein nordischer, Europa zugebildeter, man glaubt iberischer, Stamm. Sie herrschten einst von der Tiber bis in die Alpen, hatten ihre Kolonien über Süditalien und die kleineren Inseln des Mittelmeeres ausgebreitet, und waren schon zu den Zeiten des trojanischen Kriegs durch Handel und Schifffahrt und durch ihre Kenntniß göttlicher und menschlicher Dinge berühmt. Ihre Religionsform ist die Grundlage der römischen geworden, ihr Alphabet ist in allen europäischen Alphabeten kenntlich. Früher als die Griechen haben sie die Grundsäze einer freien Verfassung aufgefunden, früher als diese eine rechtliche und humane Gesezgebung besessen, früher endlich alle mechanischen und schönen Künste betrieben. Dennoch hat ihre Kultur nie die spätere griechische erreicht. Ihr düsterer Nationalcharakter und politische Unfälle verhinderten es. Das reiche Po-Thal wurde ihnen durch die Gallier entrissen. Bellovesus mit sieben Stämmen zog

von der Rhone aus über die Alpen, schlug die Etrusker, und erbaute Mailand. Ein Theil der Geschlagenen verbarg sich in die Gebirge Hohenrhätiens. Später wurden die südlichen Niederlassungen eine Beute der Samniter; und endlich stürzte der wilde Römer auf das durch friedlichen Sinn und Luxus geschwächte Volk. Zwölf verbundene Gemeinwesen bildete es damals im eigentlichen Tuscien. Die Oberhäupter derselben hießen Lucumonen, unter denen Porsenna den Römern fürchterlich war. Aber von beiden Seiten, hier von den mächtigen Galliern, dort von den unermüdeten Römern gedrängt, und innerlich nicht fest vereint, mußten die Etruier erliegen. Auch werden wir sie in der folgenden Periode durch Rom unterworfen sehen.

Südlich von Hetrurien war Latium, ein Tummelplaz vieler einheimischer Stämme und fremder Kolonisten. Die Sagen von Saturnus und Janus, Picus und Faunus sind bloße Mythen, welche gleichwohl auf frühe Anfänge der Kultur in diesem Lande deuten. Sie machte bedeutende Fortschritte, als eine arkadische Kolonie unter Evander (2740) dahin zog, und an der Tiber die Stadt Pallantium baute. Die Sage will, daß von Latinus, Janus Sohn, das Volk umher den Namen der Lateiner erhalten, und daß unter seiner Regierung (2800) Aeneas mit seiner Schaar flüchtiger Trojaner herbeigekommen, Latinus Tochter Lavinia gefreiet und Lavinium gebaut habe. Von Aeneas Söhnen soll nach derselben Sage, und zwar von Ascanius, die Stadt Alba Longa gegründet worden, von Aeneas Sylvius aber das Königsgeschlecht der Sylvier ausgegangen seyn, dessen Sprößlinge mehr als vierhundert Jahre über die Gegend herrschten.

Erbauung Roms. Rom unter Königen.

Aus ihrer Reihe wurde, der Sage nach, Numitor durch seinen Bruder Amulius vertrieben, durch die wunderbar erhaltenen Zwillingsenkel Romulus und Remus aber wieder eingesezt, und sodann von den beiden Brüdern die Stadt Rom auf dem ihnen von dem dankbaren Großvater geschenkten Gebiete an der Tiber erbaut.

In dem Jahre der Welt 3230, im dritten Jahr der sechsten Olympiade, und im sieben hundert drei und fünfzigsten vor der christlichen Zeitrechnung, soll die Erbauung geschehen seyn, und zwar auf dem palatinischen Berge. Da aber sowohl dieser als der kapitolinische schon früher durch griechische Kolonisten besezt waren, so scheint es, daß statt Erbauung nur Erweiterung der Stadt durch eine neue von Alba Longa aus-

gezogene Niederlassung zu verstehen sey. Dürftig war die Anlage noch immer, aus einer wenig zahlreichen Schaar von rohen Hirten und Jägern bestehend, die sich kaum gegen die kleinen Völkchen umher zu behaupten vermochte. Die römischen Schriftsteller selbst erzählen, daß Romulus durch Errichtung eines Asyles, und daher Zusammenfluß von Flüchtlingen und gesezlosen Uebelthätern, die Zahl seiner Bürger vermehrt und durch den Raub der Sabinerinnen denselben Weiber verschafft habe. Der schon geendete Krieg mit den Sabinern gab Rom die erste Grundlage der Kraft.

Romulus gründete seinen Staat auf Ackerbau und Krieg, und gab ihm eine innere Einrichtung, wovon die Hauptzüge bis in die spätesten Zeiten kenntlich geblieben sind. Nach dem Geiste seiner Zeit und seines Volkes konnte er nicht wohl die unumschränkte Macht behaupten. Daher umgab er sich mit einem aus den Angesehensten seines Volkes gewählten Ausschuß oder Senat von hundert Männern (patres, wie ihre Standesgenossen Patrizier, genannt), welcher mit ihm gemeinschaftlich die Regierungsgewalt ausüben, doch in den wichtigsten Dingen die höchste Entscheidung der ganzen Gemeinde (d. h. der Gesammtheit der, in Tribus und Curien getheilten, politisch freien Bürger) einholen sollte. Indessen machte durch Romulus Herrschsucht — er hatte derselben seinen eigenen Bruder und später seinen Thronkollegen durch Vertrag, den Sabinerfürsten Tatius, geopfert — und durch die unaufhörlichen Kriege mit den benachbarten Gemeinden, welche die Römer an den militärischen Befehl eines Einzigen gewöhnten, die Monarchie bedeutende Fortschritte, bis die eifersüchtigen Senatoren die aufkommende Tyrannei in Romulus Blut erstickten.

Die von Romulus zu Krieg und Raub herangezogene Horde bedurfte der Sänftigung, wenn sie zur bürgerlichen Gesellschaft werden sollte. Die Gesetze des weisen Numa Pompilius (3270, 713 v. Chr.), eines Sabiners, der nach einem unruhigen Zwischenreich erwählt ward, erzeugte so wohlthätige Wirkung. Die Götterfurcht, die er seinen Bürgern einflößte, ist Jahrhunderte lang das wichtigste Triebrad der römischen Staatsmaschine, eine Stütze der Verfassung und des bürgerlichen Gehorsams und die Aegide des reinen, unschuldvollen Privatlebens der Römer, wornach vornehmlich sein schönes Streben ging, geblieben. In dreiundvierzigjähriger friedlicher Verwaltung sah er auch die Künste des Friedens und alle Segnungen desselben gedeihen und erstarken, und mochte mit dem lohnenden Bewußtseyn hinübergehen, ein humanes, großes und dauerhaftes Werk vollbracht zu haben.

Das Schicksal selbst schien sich die Erhöhung Roms zur an-

bejischen Familien, zugesellte, und hierdurch die Zahl der Ritter verdoppelte: Dieser, indem er die gesammte Plebs zum politischen Stand erhob, und beide Stände mit dem Band einer gemeinsamen Verfassung umschlang.

So wie nämlich die patrizischen Geschlechter in 30 Curien vertheilt da standen, also wurde jetzt die Plebs gleichfalls in 30 Tribus vertheilt. Aber diese plebejischen Tribus bedeuteten keineswegs Stämme, sondern Bezirksgenossen. Eine Tribus also bildeten ursprünglich diejenigen in's römische Bürgerrecht aufgenommenen Fremden, welchen in einer der 4 Regionen der Stadt oder der 26 ländlichen Regionen umher Landeigenthum angewiesen war. Die Nachkommen der ursprünglichen Mitglieder mit den allmählig neu Aufgenommenen setzten dann die Vereinigung fort.

Die also in den Curien und Tribus einander gegenüber stehenden beiden Stände wurden zur Nationalgemeinde vereinigt in den Centurien. Servius Tullius nämlich theilte die Gesammtheit der Bürger in sechs Klassen nach der Stufenleiter des Vermögens. Aus den 6 Klassen zusammen wurden nun 193 Centurien gebildet, jedoch so, daß die erste Klasse (in welcher vor Allen die in 18 Centurien vertheilten Ritter stimmten) deren 98, die übrigen mit einander nur 95 zählten (die 2te 22, die 3te 20, die 4te 22, die 5te 30, die 6te aber nur 1), wornach die erste Klasse allein, wenn sie einstimmig war, gegen alle andern entschied. Aber auch die Lasten des Staates (Steuer und Kriegsdienst oder Bewaffnung) waren nach demselben Verhältniß getheilt, und die sechste Klasse, worin, neben den ärmern Plebejern, auch die meisten Klienten, als Nichteigenthümer, — weil sie blos erbunterthänige Nuznießer waren — diente gar nicht im Kriege, wiewohl sie, wenigstens zum Theil, eine mäßige Steuer entrichtete.

So glaubte Servius alle Parteien befriedigt zu haben. Dennoch blieb es unvergessen, daß er der Sohn einer Sklavin sey, und in den Augen des stolzen Adels mochte die weiseste und wohlthätigste Verwaltung den Flecken der niedern Geburt nicht tilgen. Er wurde ermordet in einer Verschwörung, an deren Spize sein Schwiegersohn Tarquin und seine Tochter Tullia standen.

Sonach war Tarquinius durch Verbrechen zum Thron gelangt (3451, 532 v. Chr.). Aber wir dürfen bei dieser und bei der folgenden Erzählung, so wie bei der Benennung Superbus, nicht vergessen, daß sie ursprünglich von den Feinden des tarquinischen Hauses herrührt, welche durch Leidenschaft und Interesse gereizt waren, ihn im gehässigsten Lichte darzustellen, um seine Vertreibung zu rechtfertigen. Auf keinen Fall lassen sich die Herrscher-

gemachte Eintheilung des Volkes, und zwar jene des um die patrizischen Geschlechter gesammelten, diese des plebejischen Volkes.

Jeder der drei romulischen Stämme oder Tribus (der Tities, Ramnes und Luceres) war in 10 Curien getheilt, jede Curie enthielt eine bestimmte Anzahl (wahrscheinlich 10) Geschlechter. Ein Geschlecht bestand nicht eben aus einer Familie, sondern aus einem Inbegriff freier, durch einen ererbten, gemeinschaftlichen Namen, welcher jener des edelsten oder ursprünglich vorherrschenden Hauses ist — verbundener Familien. Aus diesen Geschlechtern der Stämme — und zwar anfangs blos aus jenem der Luceres (oder Priester?), dann aber auch aus jenem der Ramnes (Krieger?), endlich, was durch Tarquinius Priscus geschah, auch aus dem dritten, der Tities (daher patres *minorum* gentium) — wurden aus jedem 100 (also zusammen 300) Männer ausgehoben zur Bildung des Senats, wie des Ausschusses oder engeren Rathes des edlern Volkes. Doch konnte derselbe in wichtigen Dingen nicht handeln ohne Genehmigung des großen Rathes, d. h. der Curien, und zwar aller Tribus, selbst schon in derjenigen Zeit, da nur noch eine derselben im Senat repräsentirt war, vielmehr also in der Zeit der folgenden Könige, da auch die Repräsentanten der beiden andern Stämme darin Stimme führten.

Stimmgebend in den Curien waren aber alle — aber auch nur die — adeligen (edelfreien) oder patrizischen Bürger, unter welchen zumal die Ritter hervorglänzten (entweder diejenigen, deren größeres Vermögen sie zum edelsten Kriegsdienst, auf eigenen Rossen, befähigte, oder überhaupt die patrizische Jugend, vielleicht auch ein eigener Stamm, ein kriegerischer Adel neben dem priesterlichen). Ausgeschlossen aber waren, wenn auch nicht die — allerdings zu den Geschlechtern mitgehörigen — Klienten; doch ganz gewiß die, von den Klienten ursprünglich wesentlich verschiedenen, Plebejer, d. h. die Klasse der gemein freien — dem Verband der altrömischen Gentilität nicht angehörigen — Grundeigenthümer, welche nämlich aus den in's römische Bürgerrecht aufgenommenen Fremden — zumal Lateinern — allmählig erwuchs, und bis auf Tarquinius Priscus Zeit ohne alle politische Berechtigung blieb.

Dieser König aber und sein gleich weiser Nachfolger Servius Tullius erkannten die Gerechtigkeit und die Räthlichkeit der Aufnahme des Plebs auch in die Gemeinschaft des politischen Rechts, und bewirkten dieselbe. Der Erste, indem er jedem der 3 alten Stämme oder Tribus einen zweiten unter gleichem *Namen, aber* gebildet aus den angeseheneren und reicheren ple-

bejischen Familien, zugesellte, und hierdurch die Zahl der Ritter verdoppelte: Dieser, indem er die gesammte Plebs zum politischen Stand erhob, und beide Stände mit dem Band einer gemeinsamen Verfassung umschlang.

Sie wie nämlich die patrizischen Geschlechter in 30 Curien vertheilt da standen, also wurde jetzt die Plebs gleichfalls in 30 Tribus vertheilt. Aber diese plebejischen Tribus bedeuteten keineswegs Stämme, sondern Bezirksgenossen. Eine Tribus also bildeten ursprünglich diejenigen in's römische Bürgerrecht aufgenommenen Fremden, welchen in einer der 4 Regionen der Stadt oder der 26 ländlichen Regionen umher Landeigenthum angewiesen war. Die Nachkommen der ursprünglichen Mitglieder mit den allmählig neu Aufgenommenen setzten dann die Vereinigung fort.

Die also in den Curien und Tribus einander gegenüber stehenden beiden Stände wurden zur Nationalgemeinde vereinigt in den Centurien. Servius Tullius nämlich theilte die Gesammtheit der Bürger in sechs Klassen nach der Stufenleiter des Vermögens. Aus den 6 Klassen zusammen wurden nun 193 Centurien gebildet, jedoch so, daß die erste Klasse (in welcher vor Allen die in 18 Centurien vertheilten Ritter stimmten) deren 98, die übrigen mit einander nur 95 zählten (die 2te 22, die 3te 20, die 4te 22, die 5te 30, die 6te aber nur 1), wornach die erste Klasse allein, wenn sie einstimmig war, gegen alle andern entschied. Aber auch die Lasten des Staates (Steuer und Kriegsdienst oder Bewaffnung) waren nach demselben Verhältniß getheilt, und die sechste Klasse, worin, neben den ärmern Plebejern, auch die meisten Klienten, als Nichteigenthümer, — weil sie blos erbunterthänige Nuznießer waren — diente gar nicht im Kriege, wiewohl sie, wenigstens zum Theil, eine mäßige Steuer entrichtete.

So glaubte Servius alle Parteien befriedigt zu haben. Dennoch blieb es unvergessen, daß er der Sohn einer Sklavin sey, und in den Augen des stolzen Adels mochte die weiseste und wohlthätigste Verwaltung den Flecken der niedern Geburt nicht tilgen. Er wurde ermordet in einer Verschwörung, an deren Spize sein Schwiegersohn Tarquin und seine Tochter Tullia standen.

Sonach war Tarquinius durch Verbrechen zum Thron gelangt (3451, 532 v. Chr.). Aber wir dürfen bei dieser und bei der folgenden Erzählung, so wie bei der Benennung Superbus, nicht vergessen, daß sie ursprünglich von den Feinden des tarquinischen Hauses herrührt, welche durch Leidenschaft und Interesse gereizt waren, ihn im gehässigsten Lichte darzustellen, um seine Vertreibung zu rechtfertigen. Auf keinen Fall lassen sich die Herrscher-

gaben dieses Fürsten verkennen, welcher durch Waffen und Unterhandlungen die Macht Roms beinahe verdoppelte, die Stadt mit wichtigen Gebäuden zierte, und den Bürgern eine höhere Polizirung gab. Auch war der Anlaß zu Tarquins Vertreibung nicht seine eigene Härte, sondern die Missethat seines Sohnes, der in der edlen Lucretia, die er schändete, jeden Gatten und Vater kränkte, und sie alle zur Vertheidigung der heiligsten Rechte aufrief. Den stolzen Patriziern, um deren Ansprüche es eigentlich bei dieser Revolution sich handelte, mochte der tragische Anlaß willkommen seyn, der ihre Sache populär machte, und ihnen das Volk als ein williges Werkzeug in die Hände gab. Was aber auch die geheimen Triebfedern dieser merkwürdigen Umwälzung gewesen seyen: immer müssen wir die Ordnung und die Ruhe und edle Mäßigung bewundern, womit bei so aufgeregten Gemüthern die neue Ordnung der Dinge bestimmt ward (2475, 508 v. Chr.). Ohne Blutvergießen, ohne irgend eine gewaltthätige Handlung schaffte das souveräne Volk die königliche Regierungsform ab, verbannte Tarquins Haus aus Rom — doch sollte sein Privateigenthum ihm bleiben — und gab sich eine republikanische Verfassung.

Geschichte von Karthago.

Gründung Karthago's.

Der längste und wichtigste, wiewohl an bestimmten Nachrichten der ärmste Theil der karthagischen Geschichte von Gründung der Stadt bis auf die sicilianischen Kriege fällt noch fast ganz in die erste Periode. Er enthält in vier Jahrhunderten (von 3098 bis 3504) die allmählige Ausbreitung der Macht Karthago's in Afrika und in fremden Insel- und Küstenländern, die Festsezung seiner innern Verfassung, der Grundsäze seiner Politik, seines Handels und seines Kriegssystems. Die allgemeinen Notizen, die hierüber vorliegen, sind meistens auch für die späteren Zeiten, jene der langwierigen sicilianischen (von 3504 bis 3720) und dann der römischen Kriege (von 3720 bis 3838) giltig.

Hundert und zwei und dreißig Jahre vor Erbauung Roms (3098, 885 v. Chr.) ward an der nordafrikanischen Küste, gegenüber von Sicilien, durch eine tyrische Kolonie, Karthago (Carthadath, die neue Stadt) gegründet. Die Sage nennt die Erbauerin die königliche Dido, welche, der Raubsucht

ihres Bruders Pygmalion listig entronnen, eine Freistätte an der schönen Küste suchte, die bereits durch ältere phönizische Pflanzstädte ihrem Vaterlande befreundet war. Aber glücklich gewählt vor allen war die Stelle, auf der Karthago emporstieg.

Karthago, dem nicht ein Beschluß des Mutterstaates, sondern die Auswanderung einer mißvergnügten Schaar die Entstehung gegeben, behauptete sofort ein freies Verhältniß, und benützte seine vortreffliche Handelslage ohne andere Beschränkung, als die seiner anfänglichen Schwäche. Sein kleines Gebiet hatte es von den alten Bewohnern des Landes durch friedlichen Kauf erworben und mußte lange dafür einen jährlichen Tribut entrichten. Aber allmählig erhob sich die Macht Karthago's über die Stämme der Eingebornen bis zum See Triton hinauf und westlich bis zum Flusse Tusca, östlich aber bis über die größere Syrte zur cyrenischen Grenze. Sie waren ehevor wilde Nomaden gewesen, jetzt wurden sie — wiewohl widerstrebend — zum Ackerbau geführt.

Jenseits des Tusca bis zum atlantischen Meer schwärmten die freien Numidier herum, welche zwar durch Handelsverkehr und als Söldner dem karthagischen Interesse manchmal dienten, aber dennoch ihre Unabhängigkeit und ihre nomadische Lebensweise fortwährend behaupteten. Nur an der Küste, und zwar bis an die Säulen des Herkules, zog sich eine fast unabgebrochene Kette von karthagischen Castellen und Städtchen hin — meist die metagonitischen genannt —, durch welche die Mutterstadt wenigstens die Herrschaft der Gestade und einen gesicherten Landweg nach Spanien erhielt.

Auch die unmittelbar phönizischen Pflanzstädte auf der ganzen nordafrikanischen Küste, als das sidonische Leptis, im Syrtenland, dann das mächtige Utika — beide noch vor Karthago gegründet —, Adrumetum, Hippo, Klein-Leptis, Tysdrus und viele andere, die größtentheils in ungewissen Zeiten erbaut sind, traten allmählig mit ihrer stärkern Schwester in eine engere Verbindung, wodurch sie, wiewohl unter Beibehaltung des Namens und des Rechtes der Selbstständigkeit, meist in Abhängigkeit geriethen und häufig als wirkliche Unterthanen behandelt wurden.

Macht. Handel und Verfassung.

Die Grundlage, das allbelebende Prinzip der karthagischen Republik war Handel. Krieg und Eroberung sollten blos zu dessen Schutz und Erweiterung dienen. Nachdem es durch die Unterwerfung der nächsten Umgebungen seinen — früher prekären — Zustand befestigt und seinem Kunstfleiß die nöthigen Grundstoffe durch

einheimische Produktion gesichert hatte, sehen wir es nach dem ausgebreitetsten Verkehr zu Land und zu Wasser streben, seine Flotten in unbekannte Meere, seine Karavanen durch den Sand der Wüste schicken; aber was die politische Vergrößerung betrifft, durchaus in Unterhandlung und Krieg jenen Charakter der Mäßigung behaupten, welcher auf freiwillige Ergebenheit mehr als auf erzwungenen Gehorsam baut und den unschuldigen Handelsgewinn den Erpressungen des Herrschers vorzieht. Gesicherte Handelstraßen, bequeme Märkte, erweiterter Verkehr sind die einzigen Zwecke seiner Eroberungen, die sich demnach meistens auf leicht zu behauptende Küsten- und Inselländer oder auf einzelne Niederlassungen beschränken. So erwarben sich die Karthager nach und nach die balearischen und pythiusischen Inseln, Korsika — um welches sie mit den Phokäern kämpften —, das fruchtbare Sardinien, einen Theil Siciliens, Malta und andere kleine Inseln des Mittelmeeres; so traten sie mit der phönizischen Pflanzstadt Gades auf spanischer Küste in Verbindung und legten daselbst verschiedene Kolonien an. So gründeten sie auch außer den Säulen des Herkules an den Westküsten von Afrika bis zum Senegal ihre Niederlassungen, besetzten die canarischen Inseln und Madeira und drangen im Norden bis an die britische und preußische Küste.

Zur Behauptung so vieler zerstreuten Besitzungen, zur Aufrechthaltung der bereichernden Handelsgröße war freilich eine strenge Politik nöthig, welche die Kolonien schon gleich bei der ersten Anlage zu einem Zustand der Schwäche bestimmte und durch fortwährende Beschränkung ihr Aufstreben zur Selbstständigkeit hemmte, welche die geographischen Entdeckungen sorgfältigst als Staatsgeheimnisse bewahrte und alle auswärtige Concurrenz im Handel wachsam hintanhielt.

Aber durch alle Klugheit und Vorsicht konnte der karthagische Staat sich nicht geben, was die Natur ihm versagt hatte — eine Basis, groß und stark genug für das weitläufige Gebäude. Wohl war die Stadt Karthago stärker als jede einzelne ihrer streng bewachten Kolonien, aber vor der feindseligen Vereinigung Mehrerer mochte sie billig erzittern; wohl gehorchten ihr weithin die libyschen Stämme, aber die Gemüther blieben ihr abgeneigt; man haßte die fremde Gebieterin, welche die Vertauschung der freien Nomadensitte mit dem dienstbaren Ackerleben erzwungen. Wohl brachten Land- und Seehandel reiche Schätze ein, aber die Flotte und die Armee und die Beschützung so weit zerstreuter Nationen fraßen sie auf. Wohl mochte man Söldner kaufen, so lange die Goldquellen flossen und die Barbaren sich feilboten; aber da hatte man Truppen ohne Eifer und Treue,

und die in Zeiten der Noth oft selbst die gefährlichsten Feinde wurden. Daher, wiewohl Karthago nach außen groß und herrisch erschien, wankte es auf eigener Grundfeste. Zwei Welttheile waren ihm zinsbar, und wenn eine mäßige Feindesmacht nach Afrika kam, so entstand ein Kampf auf Tod und Leben. Solche Kämpfe werden wir Karthago im folgenden Zeitraum mehreremal bestehen und endlich auf eine schreckliche, wiewohl glorreiche Weise erliegen sehen.

Die Verfassung Karthago's scheint eine aus Aristokratie und Demokratie gemischte gewesen, jedoch ohne förmliche Grundgesetze, blos allmählig aus ererbter Sitte und aus der Wirkung der Umstände hervorgegangen zu seyn. An der Spitze der Verwaltung standen die Könige, Suffeten mit der phönizischen Benennung geheißen, von den Römern öfters mit den Consuln, von Aristoteles aber mit den spartanischen Königen verglichen, woraus man schließt, daß ihrer zwei zugleich und ihr Amt lebenslänglich gewesen. Doch war es nicht erblich, sondern wurde durch Volkswahl ertheilt. Auch die Feldherren wurden gewählt. Diese Wahl stand dem Volk in seinen Versammlungen zu, woselbst auch jene Angelegenheiten der Gesetzgebung und Regierung entschieden wurden, über welche der Senat und die Suffeten sich nicht vereinigen konnten. Im Fall solcher Vereinigung aber hing es von ihrer Willkür ab, die Sache noch ans Volk gelangen zu lassen. Gerichtsbarkeit hatte das Volk nicht. Es gab einen Adel in Karthago, welcher jedoch kein eigentlicher Erbadel, sondern nur eine stillschweigende Verbrüderung von Optimaten-Familien, d. h. von solchen gewesen zu seyn scheint, welche durch Reichthum, Popularität und Verdienst vorzugsweise in den Besitz der hohen Aemter sich gesetzt hatten, und aus welchen bisweilen eine einzelne durch Glück und Talent über alle andern sich hinaufschwang. Ackerbau war der Reichthum, Kriegs- und Staatswürden der Stolz des Adels. Aus ihm wurde wohl auch der, vorzüglich mit den auswärtigen Angelegenheiten beauftragte, Senat gebildet, dessen Glieder zahlreich und lebenslänglich und nach Polybius in zwei Kammern getheilt waren. Deputirte aus demselben wurden oftmals den Feldherren zur Seite gesezt, und ein Ausschuß von hundert Männern übte eine bis zur Despotie gehende Staatsinquisition gegen Diejenigen aus, welche durch ehrgeizige Projekte — oder auch durch hervorragendes Verdienst — die Verfassung zu gefährden schienen. Hierdurch wurde auch die Ruhe erhalten, und Karthago war viel weniger, als die übrigen Republiken, von innern Stürmen bewegt.

Geschichte der Völker an und außer der Grenze der alten Weltkunde.

Aethiopier. Insbesondere der Staat von Meroë.

Wir fassen hier eine Menge Völkerschaften zusammen, verschieden an Abkunft, Sitte und Schicksal, und über ungeheure Länderstrecken verbreitet; Aethiopier, Celten, Scythen, Indier und Sinesen. Aber gemein ist ihnen die Entfernung vom eigentlich historischen Schauplaz und darum auch von der historischen Kunde. Die ersten vier Namen sind nicht einmal wahre Volksnamen, sondern bezeichnen blos im Allgemeinen oder geographisch die — unter sich viel getheilten — Stämme, welche in Süd, West, Nord und Ost von der Grenze der genauern Erdkunde bis in unbestimmte Fernen hausten. Auch sind von ihnen, begreiflich, keine zusammenhängende Geschichten, sondern nur äußerst dürftige, fragmentarische Nachrichten vorhanden, welche indessen bei den Indiern durch später erforschte, einheimische Quellen eine sehr kostbare Bereicherung erhielten. Die Sinesen aber sind den Alten ganz unbekannt geblieben, und wir können das Wenige, was wir aus sinesischen Quellen über ihren ältesten Zustand erforschten, schicklich als einen kurzen Anhang der indischen Geschichte beifügen.

Aethiopien, troz dem geheimnißvollen Schleier, der es umgibt, und vielleicht gerade dadurch, erweckt ein eigenthümliches, auch dem Welthistoriker nicht fremdes Interesse, und es wird solches durch die wunderbaren Sagen, die von ihm bei den kultivirtesten Nationen schon im grauesten Alterthum im Schwang waren, noch bedeutend erhöht.

Diese ruhmvollen Sagen beziehen sich jedoch nur auf das Land, welches bei Ptolemäus Aethiopia supra Aegyptum heißt, und das heutige Nubien, Habesch und Adel sammt deren nächsten Grenzländern begreift. Was weiter nach Süden und was nach Westen jenseits der Sahara liegt, das bleibt — wiewohl die afrikanischen Völker, und insbesondere die Karthager, Vieles davon, vermöge ihres Handels, kannten — für die übrige Welt vollends ein Fabelland. Aber auch in dem ober Aegypten gelegenen Aethiopien blieb manche Gegend unerforscht, und von andern kommen nur schwankende Bestimmungen und mährchenhaft klingende Namen vor. Unsern Blick ziehen blos die Troglodyten, die Makrobier und vor Allen die Bewohner von Meroë an.

Die Troglodyten (Höhlenbewohner) hausten in der

Gebirgskette, welche Habesch im Süden begrenzt und dann längs des arabischen Meerbusens hinzieht. Unzählige natürliche Höhlen sind in diesem Gebirge; die nomadischen Stämme auf seinem Rücken erweiterten dieselben und fanden darin eine Zuflucht gegen die Sonnenhize und gegen die periodischen Regen.

Tiefer im Süden, und wahrscheinlich in der Nähe des Vorgebirges Guardafui, wohnten die räthselhaften Makrobier, die Nachbarn des Weihrauchlandes, welche, nach Herodots Nachrichten, etwas Kultur und mehr Gold als Eisen besaßen, stolz auf ihre starken Bogen waren, und der Eroberungssucht des Persers Cambises glücklich entgingen.

Aber alle diese Länder verdunkelt der Ruhm von Meroë, dem ehrwürdigen Size uralter Kultur, Handlung und Gottesverehrung. Durch die beiden Ströme Astaboras (Takazze) im Westen und Astapus (Bahar el Abiad, eigentlich ein Nilarm) im Osten wird eine große Flußinsel gebildet, welche das heutige Königreich Senaar in Nubien und einen nördlichen Theil von Abyssinien ausmacht, und einst der Staat von Meroë war. Hier hatte sich früher eine mächtige Priesterkaste gebildet. Dienerin des Ammon (Jupiter) und Dionysos (Osiris, Bachus), welche durch Aberglauben und gewinnreichen Handel über die Völker herrschte, eine Hieroglyphenschrift und verschiedene wissenschaftliche Kenntnisse besaß, und durch Aussendung von Kolonien ihren wohlthätigen Einfluß erweiterte. Theben in Oberägypten, Ammonium (Siwah) in der libyschen Wüste, Axum und Azab in Abyssinien (das Leztere am Meere, wo die kürzeste Ueberfahrt nach Arabien ist) waren die merkwürdigsten jener Verpflanzungen, insgesammt wichtige Handelspläze und auserlesene Size von wenigstens vergleichungsweise höherer Menschenbildung. Zwischen dem Staat von Meroë und dem von Aegypten bestand fortwährend eine enge Verbindung, durch die Verwandtschaft der herrschenden Kaste erzeugt, und meistens friedlich durch Handelsverkehr, oft aber auch kriegerisch durch Waffen unterhalten. Sabako, der über Aegypten herrschte, Tirhaka, vor welchem Sanherib floh, waren wohl Könige von Meroë, und die Kriegerkaste, die unter Psammitich mißvergnügt aus Aegypten zog, fand eben da eine freundliche Aufnahme.

Celten.

Der große celtische Volksstamm enthält begreiflich mehrere untergeordnete in sich, wovon nach der Meinung verschiedener Gelehrten die Vasken und Galen, welche im Grunde eine Nation sind, die ältesten gewesen, nachher aber durch die von

den Scythen vertriebenen und westlich gezogenen Kimerier (Kymren) dermaßen beschränkt und fortgetrieben worden, daß ihnen einerseits blos noch Spanien und das zunächst den Pyrenäen gelegene Gallien blieb (allwo sie unter dem Namen der Iberer, Celtiberer, Biscayer, Euscaldunac, Aquitaner erschienen), anderseits aber ein Theil von ihnen (unter dem Namen der Caledonier, Deukaledonier, Gael) nach Hochschottland und Hibernien zog, und hierdurch sich auf beständig von seinen Brüdern trennte. Zwischen den Basken und Galen befanden sich sonach die eingedrungenen Kymren, welche — außer einigen Provinzen Germaniens — vorzugsweise das nördliche Gallien (wo sie später den Namen der Belgen führten) und Südbritannien besezten, im mittlern Gallien aber durch Vermischung mit den älteren Stämmen die nachmals im strengern Sinne sogenannte celtische Nation bildeten. Die Vertreibung der Kimmerier durch die Scythen fällt um 3350; hiernach läßt sich auch ihre Einwanderung in Gallien beiläufig bestimmen. Wann aber und auf welchem Wege die Basken und Galen — welche beide wir auch schon in Italien antrafen — nach Gallien gekommen, und ob sie da oder dort älter seyen, darüber, wie über alle frühen Verhältnisse der celtischen Völkerschaften, bemühen die Gelehrten sich umsonst, in's Klare zu kommen. Auch kann der Gewinn solcher Forschungen niemals bedeutend seyn. Denn bis zur ersten Quelle können wir niemals zurückgehen. Wer waren nämlich diese Kimmerier selber, von denen die Belgen und südlichen Briten stammen, oder die Mäoner (Ascanii mediterranei), von welchen nach Gatterers Hypothese die Galen und Basken herkommen? — Sollen wir uns hier mit Gomer und Aschkenaß in der noachischen Stammtafel behelfen? — Weiter ist deutlich, daß die Hauptmasse der Nationen in den meisten europäischen Ländern nicht von den ältesten eingewanderten Stämmen herrühre. Andere Schwärme rückten nach, von ganz verschiedener Abkunft, und bunt durch einander gemischt. Allmählig wurden die Ureinwohner verdrängt, aufgerieben oder hin und her zerstreut, so daß — wie Sprache und Sitte zeigen — meist nur in einigen Ecken und Winkeln der Länder ihre ächten Ueberreste mehr vorhanden sind. Darum genüge uns vorerst, zu wissen, daß die Celten, wie alle europäischen Völker, aus Asien stammen, und schon in vorhistorischen Zeiten nach Europa gewandert sind. Ein Weiteres von ihnen haben wir erst in den folgenden Zeiträumen zu erzählen.

Scythen.

Bei den Scythen ist dieses zum Theil bereits in diesem Zeitraum der Fall, denn von ihnen ging jetzt schon eine Umwälzung aus, die über Europa und Asia sich erstreckte. Unermeßlich ist das Land, worin die Scythen bausten. Wir treffen Scythen fast im ganzen Norden unsers Continents, von den Karpathen bis zum Altai an. Die Nachrichten Herodots, der nur 100 Jahre nach Cyrus schrieb, müssen uns hier zur vornehmsten Quelle dienen. Er unterscheidet die europäischen und asiatischen Scythen, zwischen denen in der Mitte die Sarmaten (Sauromaten, Nordmeder), in den astrakanischen Steppen vom Don bis zur Wolga wohnten. Auch die europäischen Scythen stammten aus Asien. Durch die Massageten, ihre Geschlechtsverwandten, vertrieben, waren sie von der Ostsee des kaspischen Meeres über die Wolga nach dem heutigen Rußland gezogen, und hatten sich nördlich an den daselbst ausgebreiteten Kimmeriern festgesetzt. Neunhundert Jahre sollen sie neben diesen gewohnt haben, bis endlich (3351) ein Theil der Letztern, den scythischen Angriffen zu entgehen, nach Kleinasien in die Halbinsel Sinope floh, und ein anderer Theil seine merkwürdige Wanderung ins westliche Europa nach Germanien und Gallien antrat. Den Einbruch der den flüchtenden Kimmeriern nachsetzenden Scythen in Oberasien haben wir in der Geschichte Mediens und Lydiens erzählt. Nach ihrer Rückkehr in Scythien finden wir diese mächtige Nation von der untern Donau bis an den Tanais und nördlich bis gegen den See Ivan und Mohilow ausgebreitet, aber in verschiedene Stämme getheilt. Unter ihnen sind berühmt die sogenannten königlichen Scythen am untern Don. Die Taurier in der Krimm scheinen Ueberreste der Kimmerier zu seyn. Unter ihnen und unter den Scythen an der Nord- und Westküste des schwarzen Meeres hatten sich griechische Kolonien von Miletus angesiedelt. Westlich an den Scythen wohnten die goldreichen Agathyrsen am Krapak und die Neuren in Lithauen; nördlich aber in den Gegenden von Moskau und Smolensk die Melanchlänen und Androphagen. In diesen, mit rohen Fellen bekleideten, menschenfressenden Barbaren Herodots haben unsere Gelehrten die Bastarnen, die zum germanischen Volksstamm gehören, erkannt.

Unter den asiatischen Scythen, welche die spätern Geographen meist in die dies- und jenseits des Imaus (Mustag) theilen, nennt Herodot die Argipäer. Sie wohnten am Fuß

eines hohen Gebirges (des Ural, wo jetzt die Kirgisen), und glichen, ihrer Beschreibung nach, den heutigen Kalmücken. Ihnen gegen Osten waren die fabelhaften Issedonen (Soongaren). Viele andere Horden schwärmten in den uralischen Ländern und in denjenigen herum, welche der Oxus und der Jaxartes durchströmen. Alle Horden aber in den ungeheuren Steppen jenseits des Jaxartes hießen den Persern mit einem allgemeinen Namen Saken: unter ihnen waren die Massageten das Hauptvolk. Jenseits dieser Massageten und der Argippäer hört die Erdkunde Herodots auf, wiewohl er bereits von den im Norden liegenden „unersteiglichen Gebirgen" (der Kette des Altai) und den jenseits derselben wohnenden Menschen, „welche sechs Monate im Jahre schlafen," (wer erkennt hier nicht die langen sibirischen Nächte? —) die dunkle, ihm jedoch unglaublich scheinende Sage vernommen. Diese ausgebreitete Kenntniß des Scythenlandes war einzig die Wirkung des Handels, welcher, vorzüglich von den griechischen Pflanzstädten am Ufer des schwarzen Meeres, nach dem tiefsten Norden und Osten geführt wurde.

Indier.

Weit unvollkommener war die Kunde von Indien, wiewohl es gerade dessen Erzeugnisse waren, welche den Karavanenzug nach Osten lenkten. Die Entfernung des Landes, und die schon an der Grenze oder noch diesseits derselben liegenden Stapelplätze seiner Waaren machten die genauere Erforschung desselben schwer und entbehrlich. Herodot, der sonst so Vieles weiß, ist äußerst dürftig in seinen indischen Nachrichten. Ihm gilt Indien für das letzte, bewohnte Land in Osten; aber kaum kennt er seine nächsten Grenzprovinzen, und was er von ihren Bewohnern erzählt, ist unbestimmt und mährchenhaft. Auch die spätern Schriftsteller wissen nicht viel mehr, als die Eintheilung Indiens in das dies- und jenseits des Ganges gelegene, nebst einigen abgerissenen geschichtlichen Notizen, und zwar abermal nur für die westlichen Grenzländer, aufzuführen. Die Sagen von den Zügen eines Bacchus, Herkules, Sesostris und anderer Heroen nach Indien deuten zum Theil auf die Ideen der Gefahr und Mühseligkeit hin, die man mit einer Reise nach Indien verband, zum Theil sind sie von indischen Mythen selber abgeleitet. Semiramis soll von einem indischen Könige geschlagen, und auch sonst noch zwischen den Assyrern und Indiern gekämpft worden seyn. Ein Weiteres lehren uns für diesen Zeitraum die ausländischen Schriftsteller nicht. Aber wir haben aus der Vergleichung und Zusammenstellung der übrigen Völkergeschichten, aus geologischen Betrach-

tungen, endlich auch aus den in neuern Zeiten bekannt gewordenen, einheimischen — indischen — Büchern wenigstens einiges Licht über den frühesten Zustand des Landes und Volkes und über die ihm gebührende Stelle in der Geschichte der Menschheit geschöpft. Wir wissen, daß Indien — zunächst dem wahrscheinlichen Ursitz unseres Geschlechtes gelegen — eines der am frühsten bevölkerten, und wohl das allererst kultivirte Land gewesen; daß es nicht nur durch seine köstlichen Erzeugnisse, welche frühzeitig für die meisten Völker Gegenstände des luxuriösen Genusses, zum Theil des Bedürfnisses wurden, sondern auch, und vielleicht mehr noch, durch die von ihm ausgegangenen — sowohl auf Handelswegen, als auf jenen der Auswanderung verbreiteten — Lehren und Ueberlieferungen mächtig auf Kultur, Religion und Lebensweise der vorzüglichsten alten — sonach mittelbar auch der neuen — Nationen gewirkt habe.

Von den religiösen Ideen der Hindus werden wir an einem andern Orte (in der Religionsgeschichte) sprechen. Ihre Verfassung wollen wir hier berühren. Sie war gebaut auf das Kastensystem, welches von jeher in Indien herrschte, und nach der Meinung des Volks auf einem heiligen Grunde ruht. Denn Brama — ein Hauptgott der Indier — schuf nach der Mythe aus seinem Haupt, dem Sinnbild der Weisheit, die Lehrer derselben und seine Priester, die Braminen; aus seiner Brust oder seinen Armen, dem Sinnbild der Stärke, die Kschetris oder Krieger; aus seinem Bauche, dem Sinnbild der Nahrung, den Bise (Waischi) oder Ackersmann; aus dem Fuß, dem Sinnbild der Unterwürfigkeit, den Schouder oder Handwerker. Hierzu kamen noch die Burun-Sunker oder Krämer und endlich die Tschandalas — auch Parias genannt —, welche noch niedriger als die Schweinhirten in Aegypten standen, und ungestraft von den Braminen, die der bloße Anblick jener entweihte, getödet werden durften. Nicht nur die Mythologie, auch die Geschichte Indiens weiß von einem Brama, dem weisen Vezier des uralten Königs Krischen, dessen Sohn die Eintheilung in vier Hauptstämme gesetzlich machte. Die Ufer des heiligen Ganges waren der ursprüngliche Sitz dieser Einrichtung, welche sich allmählig fast über ganz Indien ausbreitete. Sonst war dasselbe in viele Reiche getheilt, und der König allenthalben aus der Kriegerkaste. Aber weit erhaben über diese und höher an Rang und Ansehen, als selbst die ägyptischen Priester, waren die Braminen. Nicht nur Gesandte oder Vertraute der Gottheit, Götter selbst schienen sie zu sein nach der tiefen Ehrfurcht, die ihnen gezollt wurde, und nach ihrem eigenen Stolze. Dennoch war ihre Regierung nicht hart. Abgerechnet den Druck, worunter die unglücklichen Parias seufzten, abgerechnet die Unmöglichkeit

einer höhern Geistesbildung bei dem leidenden Gehorsam, lebten die Hindus ein ruhiges, harmloses, glückliches Leben, in friedlichem Genuß der Schätze ihres Bodens und der Erzeugnisse ihres Kunstfleißes und Handels.

Indien nämlich, welches die Natur mit den kostbarsten und gesuchtesten Erzeugnissen, als den feinsten Kleidungs- und Färbestoffen, Gewürzen und Spezereien, Edelsteinen und Perlen, zum Theil ausschließungs-, zum Theil vorzugsweise versehen, war schon in den ältesten Zeiten das Ziel des wichtigsten Handels. Die Völkerschaften, welche nach ihrer Lage am besten geeignet waren, mit Indien unmittelbar oder mittelbar zu verkehren oder seine Produkte entlegeneren Nationen zuzuführen, alle diejenigen, die nach diesen Produkten lüstern waren, kamen hierdurch in enge und vielseitige Verhältnisse, um welche sich der interessanteste Theil der alten Handelsgeschichte dreht.

Indien selbst, stolz auf seine natürlichen Reichthümer, und bei seiner frühen Industrie auch der frühern Kunstwaaren nicht sonderlich bedürfend, scheint nach außen keinen andern als Passiv-Handel geführt zu haben. Dem Fremden kam es zu, langwierige und gefahrvolle Reisen dahin zu thun, und durch Darbringung von Gold und Silber (der Indier verlangte wenig Anderes) die indischen Kostbarkeiten zu erkaufen; nur daß ihm etwa dieselben bis an die Grenze nach bequem gelegenen Stapelstädten entgegen geführt wurden. Gegen Westen waren nördlich Baktra, wohin meist die Bewohner von Klein-Tibet oder Belurland die Waaren brachten, und südlich Ceylon (Taprobane) und die gegenüberliegende Küste der vordern Halbinsel — wohin Phönizier, Babylonier und Araber schifften — die vorzüglichsten Stapelplätze. Auch ging aus dem mittlern Asien über Prophthasia, Arachotus und Ortospana eine Handelsstraße nach den Ländern des Indus, auf welcher man gleichfalls nicht tief in's Innere drang.

Durch diese Kanäle bezog Indien für seine einheimischen Schätze den Tribut von drei Welttheilen: hochasiatisches (von der Wüste Kobi) und äthiopisches Gold, spanisches Silber, arabisches Räucherwerk, babylonische und phönizische Kunstwaaren.

Sinesen.

Auch was wir von den Sinesen wissen, ist meist aus ihren eigenen aber spät bekannt gewordenen Quellen geschöpft. Griechen und Römer kannten Sina nicht. Was sie Serica und Sinarum terra nennen, ist — jenes wahrscheinlich die kleine Bucharei

und dieses Cochinchina. Bei den Syrern und Arabern kommt die erste deutliche Meldung des Landes vor, welches sie Dschina nannten. Doch uralt ist das sinesische Reich, wenn gleich seine Prahlereien von Jahrmillionen lächerlich sind, und seine heiligen Bücher mehr nur Mythen, astronomische Cykeln und Philosopheme als Geschichte enthalten. Wuwang, der mit einer Kolonie von Westen kam (um 2862), war nicht der Stifter der sienesischen Nation, habe er auch Einfluß auf ihre Kultur geäußert. Von der Wüste Kobi oder Schamo — welche zusammenhängt mit dem großen Gebirgsrücken Mittelasiens — kam eine mongolische Horde — freilich in vorhistorischen Zeiten, aber dennoch gewiß, wie ein Blick auf die Karte und die Vergleichung der Schädel zeigt, — herab in das weite, wohl bewässerte Land, das ringsum von Meeren oder von hohen Gebirgen und Wüsten begrenzt, ausgedehnt genug, um die größte Volksmenge zu fassen, und reich genug an allen Naturerzeugnissen, um keines andern Landes zu bedürfen, bald eine eigene Welt für sich bildete, und der ganz abgesonderte Schauplatz eines eigenen Ganges der Menschenkultur ward. Ein wenig erfreulicher Schauplatz! Denn es erhob sich allmählig aus den vielen kleinern Staaten, in welche Sina lange getheilt war, die Herrschaft eines Einzigen über das weite Reich, eine Universalmonarchie in der sinesischen Welt, eine Niedertretung aller Freiheit und alles Rechts durch die Erhabenheit des Einen. Denn der Kaiser ist das Bild Gottes auf Erden, der Sohn des Himmels, der heilge und erhabene Beherrscher (Tien, wie Gott selbst genannt) und der oberste, ja gewissermaßen der einzige Priester des Reiches. Wenn aber in andern Staaten die Despotie durch Religion gemäßigt wurde, so erhielt sie in Sina gerade hierdurch ihre fürchterlichste Stärke, denn der Kaiser ist zugleich das Familienhaupt des großen sienesischen Volkes, und die nach mongolischer Sitte bestehende väterliche Despotie (welche jedoch im eigentlichen Familienkreise durch das Naturgefühl gemäßigt, bei der Ausbreitung über ein weites Reich aber zur schrankenlosen Tyrannei wird) erhält hier noch den Charakter der Heiligkeit. Der Despot wird nicht nur gefürchtet, sondern angebetet; gegen ihn sind alle im Volk in gleicher Erniedrigung, und unter dem Volk selbst gilt kein anderer Rang, als der Abglanz der kaiserlichen Majestät.

Von dieser Zeit an scheint die Kultur des Volkes stille gestanden, und seinem Charakter jene Werthlosigkeit und Apathie eingedrückt worden zu seyn, welche sogar die Möglichkeit eines weitern Fortschrittes aufhob, und die Sinesen, wiewohl sie an Kunstfertigkeit und Erfindungen und selbst an Schriftgelehrsamkeit — freilich nur eine unbehilfliche Schrift! — vor vielen andern Völkern einen bedeutenden Vorsprung errungen hatten, für Jahrtausende zu dem

beklagenswerthesten und schmählichsten Zustand verdammte. Früher als diese traurige Ordnung der Dinge eintrat, war in Sina ein großer Mann aufgestanden, der durch Lehre und Beispiel mächtig auf alle folgenden Zeiten wirkte. Confut-see (Confucius) hieß der Weise (um 3450) (ein Zeitgenosse von Pythagoras), welcher, durch Verdienst weit mehr als durch seine — gleichwohl erlauchte — Geburt erhoben, als erster Minister des Fürsten von Lou (Shan-tong) den Staat, die Sitten, die Religion verbesserte, und, da ihn die wandelbare Hofgunst seiner strengen Tugend wegen vertrieb, als Flüchtling und Verbannter noch Tausende von Schülern zog, auch, wiewohl verfolgt im Leben, nach seinem Tod eine bleibende Verehrung, ja selbst Altäre und Tempel erhielt. Aber was vermag die Stimme eines Weisen gegen den Geist der Zeit und den Gang der Natur? — Viel Gutes hat er gestiftet im Einzelnen, aber den Charakter der Nation — den genetischen und kimatischen — konnte er nicht besiegen, und es ist im Ganzen viel wunderbarer, daß unter dem Sinesenvolk ein Confucius erschien, als daß er dasselbe nicht umbildete.

Zweiter Zeitraum.

Allgemeine Geschichte von der Gründung des persischen Reiches bis zu dem Umsturz der römischen Republik,

oder

von Cyrus bis Augustus.

Vom Jahr der Welt 3425 bis 3953 oder: 558 bis 30 vor Christus.

I.

Allgemeiner Ueberblick.

Summe der politischen Begebenheiten.

Eine große Revolution eröffnet die Periode, das erste eigentliche Weltreich entsteht, und breitet seine Macht aus über weite Länder von drei Erdtheilen. Vom Indus und Oxus über ganz Mittel- und Vorderasien, und diesseits der Meerengen bis zum hohen Olymp, in Afrika bis zur libyschen Wüste gebot der persische Großkönig. Ein Sieg hatte Cyrus das medische, ein anderer das lydische, ein dritter das babylonische Reich unterworfen. Jetzt war keine Macht mehr, die sich mit Persien hätte vergleichen dürfen. Jedes überwundene Volk gab neue Mittel und Streitkräfte her, um noch andere zu überwinden. Es fiel das stolze Aegypten; Thrazien, Macedonien huldigten, Indien zitterte. Aber die armen Scythen, durch ihre Wildnisse gedeckt, trozten dem furchtbaren Reiche, und das kleine

Griechenland demüthigte, erschütterte, untergrub es. Der orientalische Despotismus mit seinem traurigen Gefolge, Serail- und Satrapenregierung, hatten aus ihm einen Koloß auf thönernen Füßen gemacht. Der ungeheuere, schlecht verbundene Staat — durch Empörung in den Provinzen und Zwist im Königshause unablässig zerrüttet, ohne anderes Erhaltungsprinzip als das Schrecken, seinen eigenen Völkern meist eben so verhaßt, als den Fremden — mußte zu Grunde gehen durch langsame, innere Auflösung, oder schnell zusammenstürzen durch einen energischen Angriff von Außen. Das Verhängniß hatte das Leztere beschlossen. Der macedonische Held Alexander zerstörte plözlich das wankende Reich.

Die Kriege gegen Persien waren das vorzüglichste Mittel zur Erhebung Griechenlands gewesen. Die gemeinschaftliche Gefahr hatte seine vielen Stämme zur engern Vereinigung gebracht, der glückliche Erfolg hatte ihr Selbstgefühl erhöht und Nacheiferung einen allgemeinen Heldenmuth erzeugt. Frei im Innern, ruhmgekrönt und gesichert von Außen hätten sie ein glückliches und edles Volk werden, und auf friedlichen Wegen durch Handel und Kolonien immerdar weiter sich ausbreiten mögen, wären sie einig unter sich, einfach in Bedürfniß und Sitte und treu der Tugend, dem Palladium der Freiheit, geblieben. Oder hätten sie auch einen mäßigen Primat unter sich gegründet, die Wahrung des allgemeinen Interesses, die Leitung der allgemeinen Kraft einer gesetzlich organisirten Centralgewalt übertragen, sie wären zwar etwas weniger frei im Innern, aber nach Außen um so furchtbarer worden. Keines von beiden geschah. Der Primat, welchen Sparta zuerst und darauf Athen besessen, war weder gesezlich bestimmt, noch durchgängig anerkannt, kraftlos fürs Allgemeine, tyrannisch auf Einzelne wirkend, verhaßt, ein Zunder der Eifersucht und die Quelle verwüstender Kriege. Zum zweitenmal schwang sich Sparta über den Trümmern der athenischen Größe zur Herrschaft auf, und mißbrauchte sie mehr als zuvor. Der allgemeine, wohlverdiente Haß und Thebens durch zwei Helden plözlich gebaute Macht erniedrigten Sparta, aber nach Epaminondas Tod sank auch Theben zurück. Hätte es der persischen Regierung nicht völlig an Weisheit und Kraft gefehlt — Griechenland, dessen Staaten, durch Leidenschaft blind, abwechselnd um ihren Beistand buhlten, wäre die Beute des großen Königs geworden. Was dieser träg versäumte, that eine kleine benachbarte Macht, Macedonien, welche Griechenland ohne vielen Widerstand unterjochte, und, mit demselben vereint, ein neues Weltreich stiftete.

Zu solcher Größe hatte der Geist und die Beharrlichkeit eines

Mannes, Philipps II., den Grund gelegt; sein Sohn Alexander baute sie auf, und nach dessen Tod ging sie in Trümmer. Alexanders Eroberungen hatten allerdings einen andern Charakter, als jene der asiatischen Hordenführer. Er zog aus, sich die ganze Erde (im strengen Sinn des Wortes) zu unterwerfen; aber nur — so erklärte er feierlich, und verblendete Schriftsteller rühmens ihm nach — um sie glücklich zu machen. So lange er lebte, verfolgte er, über Trümmer und Leichen wandelnd, dieses glänzende Ziel, und die Frucht seiner Siege war — eine unbändige Soldatendespotie. Als er starb, zerfiel das ungeheure Reich, das keine andere Basis, als den Herrschergeist des Stifters hatte; seine Feldherren rissen in wildem Kampf, jeder nach dem Maß seines soldatischen Verdienstes, die bluttriefenden Stücke des Erbes an sich; und bald waren, außer mehreren kleinern Staaten, die mächtigern Reiche Neumacedonien, Syrien, Aegypten und die wiedergebornen griechischen Bundesrepubliken neben einander in feindseliger Stellung da. Die fortwährende Zwietracht dieser macedonischen Staaten, verbunden mit innerer Zerrüttung, machte es ihren Feinden leicht, sie über'n Haufen zu werfen. Die kriegerischen Parther eroberten alle Länder jenseits des Euphrats, und was westlich dieses Stromes in drei Welttheilen lag, wurde eine Beute der Römer.

Kein anderes Reich, in alten und neuen Zeiten, ist dem römischen zu vergleichen. Mühsam hatte sich anfangs die Stadt des Romulus ihrer kleinen, feindseligen Nachbaren erwehrt, in schwerem und langwierigem Kampfe hatte sie die Herrschaft Italiens errungen, aber dann, als diese Grundlage gebaut, als in zwei blutigen Kriegen die Macht Karthago's, der einzig noch furchtbaren Rivalin, gebrochen war, schwang Rom sich auf Sturmesflügeln zur Weltgebieterin auf. Es ist nicht schwer, theils in der innern, bürgerlichen und religiösen Verfassung dieser herrischen Stadt, theils in ihren Staatsmaximen, dann in ihrer kunstvollen, arglistigen, immer wachen Politik, vorzüglich aber in dem schlau geregelten Verhältniß zu den Besiegten, welche man meist unter dem Namen der Bundesgenossen zu Werkzeugen von immer neuen Siegen zu machen verstand, endlich in der innern und äußern Lage aller Mächte, mit denen Rom nach und nach auf den Kampfplatz trat, die unmittelbaren Gründe einer bis auf unsere Tage ganz beispiellosen Vergrößerung zu finden, welche alle Umgebungen des weiten Mittelmeeres, die schönsten, volkreichsten, kultivirtesten Länder der drei alten Welttheile und eigentlich fast Alles, was damals bekannt und zum großen, welthistorischen Völkersystem gehörig war, verschlang, und sonach die Menschheit der Willkür und den Leidenschaften einer Stadtgemeinde

oder ihrer Rottenführer unterwarf. Aber gerade in dem Zusammentreffen aller dieser innern und äußern Umstände, welche dergestalt vorzubereiten nicht in menschlicher Kraft und Weisheit lag, besteht — was wir Verhängniß heißen. Keinem Staat, nachdem Rom einmal so furchtbar angewachsen, war mehr möglich, seine Selbstständigkeit zu behaupten. Mochte Macedonien die Unklugheit seiner lezten Könige, Syrien den eiteln Dünkel seines Antiochus anklagen, Griechenland seine einheimische Zwietracht, Numidien die Verbrechen seines Jugurtha, Aegypten endlich die völlige Entartung des Hofes und des Volkes als befördernde Ursache ihres Ruins beweinen: — was half dagegen Pergamum der treu bewahrte Bund mit Rom, was Mithridat von Pontus sein unbeugsamer Muth? Was nüzte den Karthagern ihre heroische Dahingebung? Was den Spaniern die Kraft eines Viriathus, Numantia's edle Verzweiflung und die hartnäckigste Vertheidigung vieler natürlich fester Lagen? — Konnten die tapfern Gallier dem Glück und dem Genie eines Cäsars widerstehen?? Es war beschlossen von des Geschickes Mächten, daß Rom das Haupt der Welt und die Gründerin einer neuen Ordnung der Dinge werde. Aber die Wohlthaten — Aufklärung und Civilisation —, die von ihm auf viele Völker flossen, wurden theuer, durch Ströme von Blut und Vernichtung der Nationalität erkauft; und Rom selbst wurde seiner Herrschaft nicht froh. Je ausgedehnter ein Staat ist, desto energischer, desto conzentrirter muß seine Regierung seyn. Die Gebieterin der Welt konnte schon als solche nicht Republik mehr bleiben. Inneres Verderbniß, Mangel des Gleichgewichts der Gewalten, Uebermaß des Privatreichthums, einzelne herrische Charaktere u. s. w. beschleunigten den Untergang der Freiheit. Von Faktionen stürmisch bewegt, durch langwierige Bürgerkriege zerfleischt, von allen Schrecknissen der Anarchie und der Wuth siegender Parteien heimgesucht, fand Rom zulezt in der schrankenlosen Macht eines Einzigen ein vergleichungsweises Glück. Mit der Schlacht bei Actium erlosch auf lange Zeit in den schönsten und wichtigsten Ländern der Erde der Name, der Begriff der Freiheit.

Weit lebhafter, weit mannigfaltiger, als im vorigen Zeitraum, war jezt der Völkerverkehr. Aber den verbreiteten Handel abgerechnet, waren es meist feindselige Verhältnisse, die aus den vermehrten Berührungspunkten entsprangen. Im Orient ist vielfältiger Wechsel der Herrschaft. Aber meist gibt blos das Schwert, ohne Künste der Politik, die Entscheidung. Nur einzelne Regierungen und später der Einfluß Roms machen Ausnahmen davon. Im Abendlande dagegen bleibt durch die *Menge der Staaten*, durch ihr regeres Leben, durch ihre compli-

cirten Verhältnisse der äußern Politik nicht minder als der innern ein weites Feld geöffnet. Die vielen griechischen Republiken, neben einander in den mannigfaltigsten Lagen bestehend, von äußern Feinden immerdar bedroht, und hierdurch genöthigt, sich in Bündnisse zu sammeln, aber jede ihr eigenes Interesse behaltend, und gegen die übrigen stets eifersüchtig und wachsam, welch ein Tummelplaz der ausübenden Staatsklugheit für die Griechen selbst und für ihre Feinde! — Auch waren die Griechen und später die Macedonier allerdings in der Politik vortreffliche Meister; aber die kalten Vorschriften derselben, wiewohl man sie gründlich kannte, wurden häufig hintangesezt aus Leidenschaft und Verblendung. Selten war dieß bei den Römern der Fall, deren Politik durchaus die feinste, beharrlichste, siegreichste, aber freilich auch die ungerechteste, ränkevollste und verworfenste von allen war. Die Eroberung der Welt war noch mehr das Werk des Senats als der Legionen und die römischen Unterhändler gefährlicher als die Feldherren. Es gibt kaum eine Staatsverhandlung der hochverfeinten neuen und neuesten Zeiten, zu der nicht in der römischen Geschichte ein Vorbild oder Seitenstück zu finden wäre. Und so sind auch die — größtentheils mißlungenen — Plane und Combinationen der Feinde Roms, ihre oft unklugen, oft unglücklichen Bestrebungen, ihre Vereinzelung und beschränkte Selbstsucht, ihr Mangel an Consequenz, Festigkeit und Zusammenhalten ein lehrreicher, warnender und erklärender Spiegel.

Summe der Kulturgeschichte.

Allmählig gewinnt die Kultur eine schönere Gestalt, und breitet sich aus über die Länder der Erde. Zwei Völker, Griechen und Römer, sind es vorzüglich, welche den Ruhm unter sich theilen, Stifter und Beförderer dieser wohlthätigen Revolution gewesen zu seyn. Das eine, bei welchem die Kultur als einheimische Pflanze sich üppig entfaltet; das andere, bei welchem sie zwar als fremde, aber wohlgepflegte Frucht gedeiht. Auch wird ihr Same, von dem einen durch Unterricht, von dem andern durch Machtgebot, weiter ausgestreut, und keimt ringsum vielversprechend auf: aber nicht, um alsogleich zu reifen, sondern, um (wie wir in der Folge sehen werden) nach vorübergegangenem langem Winterfrost und Stürmen, spätern Geschlechtern noch eine nährende Ernte zu bringen.

Daß die Kultur eine einheimische Pflanze in Griechenland gewesen, ist in dem Sinne zu verstehen, daß, wenn auch

Geräusche der Waffen, und es flieht aus Feldlagern die schönere Gesittung.

3) Auch schien dieselbe den Häuptern des Staates kaum der Pflege werth, sogar gefährlich. Wie sehr hat nicht der ältere Cato noch gegen griechische Künste geeifert! — Also Nichts von Anstalten zur Beförderung der Kultur, von Benüzung oder Erhöhung eines thätigen Wetteifers, von öffentlichen Spielen im Sinne der griechischen Spiele. Tapferkeit, politische Tugend und Römerstolz, weiter brauchte man Nichts.

4) Selbst die Religion der Römer diente einzig und allein dem Staate. Man gab allerdings im Gegensaz der griechischen poetischen Religion jene der Römer eine kalt prosaische nennen. Nicht Dichter, nicht einmal Priester; Staatsmänner hatten sie entworfen, sie in Glaubenssäzen und Gebräuchen systematisch geordnet und durchaus zur politischen Maschine gemacht. Daher ließ sie das Herz kalt, gab der Imagination keine Flügel und keine Begeisterung der Kunst.

5) Weiter geschah in Rom durch die Macht der Umstände der Uebergang von der Rohheit zur Verfeinerung allzuschnell, und zwar gerade in der Zeit, als durch den reißenden Lauf der Eroberung ungeheuere Schäze und mit ihnen alle Leidenschaften und Laster in die vom Glück berauschte Stadt zogen. An die Stelle der alten Simplicität kam jezt urplözlich — nicht etwa der feinere attische Lebensgenuß, sondern asiatische Schwelgerei; nicht das Edle, Erhebende der Kunst, sondern das Luxuriöse derselben wurde gesucht; es trat die Civilisation im Geleit der Korruption, ja der tiefsten Verworfenheit ein. Auch die Griechen waren in Verderbniß gesunken, aber erst nachdem sie eine schöne Kulturperiode verlebt hatten, und es blieben die Spuren und Wirkungen derselben noch in den spätesten Zeiten zurück.

Endlich verloren die Römer bald nach Einführung der Kultur ihre Freiheit, nachdem sie zuvor die Schrecknisse der wüthendsten Bürgerkriege erfahren. Wie hätte in solchem Land die Musen und Grazien sich ansiedeln, oder die ihnen dort erbauten Tempel zum Lieblingsaufenthalt wählen mögen? — Kultur und Wissenschaft waren in Rom nie mehr, als ein alter Abglanz der griechischen.

II.

Detaillirte Geschichte. — Geschichte der Perser.

Errichtung des Reichs. Cyrus.

Cyrus, der Stifter des Perserreichs, entsprossen dem edelsten der persischen Stämme, den Pasargaden, und dem erlauchten Hause der Achämeniden, wurde durch Talent und Glück das Haupt der Nation. Vor ihm war dieselbe noch wenig berühmt gewesen; doch kannte man sie als ein tapferes, unverdorbenes Volk von einfältiger, naturgemäßer Sitte. Es hatte die Hoheit Assyriens und nachmals Mediens erkennen müssen; gleichwohl lebte es, durch seine Berge und seinen Muth geschüzt, in geringer Abhängigkeit, nach alter, einheimischer Weise. Es war in 10 Stämme, drei der Krieger, drei der Ackerleute und vier der Hirten, getheilt, und mochte 120,000 wehrbare Männer zählen. Cyrus (er hieß zuvor Agradatus, nahm aber, als er zum Haupt aller Stämme sich ernennen ließ, von Chor [die Sonne] den Ehrennamen Khores — Cyrus — an) führte sie plözlich zum Sieg und zur Herrschaft (3425, 558 v. Chr.). Bei Pasargada schlug er die Meder, in den Gefilden von Sardes die Lydier, Babylon nahm er durch List. Nichts widerstand ihm. In wenigen Jahren war Mittelasien und Vorderasien sein. Jezt nahm er mit seinen Pasargaden die weichern Sitten der Besiegten, vornehmlich der Meder,* an, umgab durch Einführung des medischen Hofceremoniels seinen Thron mit erhöhtem Glanze, und verlieh, durch die Begünstigung der magischen Priesterkaste, Zoroaster's Lehre eine gesicherte und erweiterte Herrschaft, auch der eigenen Macht eine religiöse Beschränkung. Die Freilassung der Juden aus der babylonischen Gefangenschaft haben wir schon oben erwähnt. Die lezte Scene seines Lebens wird von Xenophon und Herodot so widersprechend als die ersten erzählt.

Noch immer schwoll der Strom der persischen Macht; sie siegte. Cambyses, welcher dem Vater im Hauptreich gefolgt — sein Bruder, Smerdes, sollte über Baktrien herrschen — brach in Aegypten ein. Eine Schlacht — bei Pelusium — eine kurze Belagerung — von Memphis — und in Trümmern lag

* Diese Meder behaupten unter den besiegten Völkern fortwährend den ersten Rang. Auch wurde das Reich gewöhnlich das medopersische genannt.

der Pharaonen Reich. Auch Ammonium in der libyschen Wüste; auch Aethiopien jenseits der todten Steppe gelegen, selbst Karthago im fernen Abendland sollten dem Perser gehorchen. Aber von den Heeren, die dahin zogen, begrub eines der Sand, das zweite rieb der Hunger auf, und gegen Karthago versagte Tyrus seine Flotte. Cambyses erkannte betroffen, daß er nicht allmächtig sei, und wüthete jezt in Aegypten gegen Menschen und Götter. Daher entstand bitterer Haß in den Gemüthern der Aegypter wider die persische Herrschaft, und Aegypten war, so lange das Perserreich währte, fast unabgebrochen der Schauplaz der Empörung.

Nachdem Cambyses seinen Bruder, seine Schwester und Gattin, viele treue Freunde und Diener — mitunter auch Schurken, doch selbst diese auf tyrannische Weise — getödtet hatte, so entspann sich gegen ihn eine gefährliche Verschwörung. Die Magier standen an deren Spize, entweder um ein medisches Haus oder einen aus ihrer eigenen Mitte auf den Thron zu bringen. Sfendadates, eines vornehmen Magiers Bruder, gab sich für Smerdes aus — als sei er der Hinrichtung glücklich entronnen — und erhielt, weil man den König haßte, zahlreichen Anhang. Cambyses, auf dem Zug gegen ihn, stürzte unversehens in sein eigenes Schwert. Die Perser huldigten dem Betrüger (3462).

Aber bald ermannten sie sich zur Rache. Sieben persische Große conspirirten gegen den König, und ermordeten ihn (3463). Nach einer merkwürdigen Berathschlagung über die künftige Form des Reiches, wo die Regierung der Stammeshäupter und selbst die eines ganzen auserlesenen Stammes zur Sprache kam, wurde gleichwohl die Alleinherrschaft beliebt, und die Person des Monarchen durch's Loos bestimmt. Es traf Darius (bei den Persern Darab) aus dem Geschlecht der Achämeniden, des Hystaspes (Gustasp) Sohn, und Statthalter in Persien.

Darius Histaspis. Verfassung.

Darius I. rechtfertigte die Entscheidung seines guten Glücks oder seiner List durch eine weise und kraftvolle Verwaltung. Unter ihm erst, wiewohl schon Cyrus die despotische Gewalt des Königs und das Ansehen des herrschenden Stammes der Perser, und unter diesen der Pasargaden befestigt hatte, bekam das Reich eine eigentliche Organisation, indem er es in 20 Satrapien eintheilte, die Tribute genauer bestimmte, bürgerliche und militärische Gewalten ernannte, und, wozu zwar schon Cyrus den Grund gelegt, eine regelmäßige Kommunikation der Provinzen mit dem Hoflager durch eine Art von Posten erhielt. Freilich

wurde auch unter ihm die Serailregierung, mit allem Verderbniß, was sie für Hof und Volk mit sich führt, vollkommen ausgebildet und die Nation durch Sklaverei und Weichlichkeit entnervt.

Die persische Verfassung beruhte auf dem Grundsaz (d. h. auf der unverschämten Anmaßung an einer, und dem verworfenen Anerkenntniß auf der andern Seite), daß der König nicht nur Herr, sondern unumschränkter Eigenthümer des ganzen Landes und seiner Einwohner sey. Hiernach war er über alle Geseze erhaben, mochte über Personen und Sachen nach Gefallen verfügen, alle Leistungen und Tribute der Völker als sein Privatgut betrachten, und durch das übermüthige Schaugepränge, ja selbst durch die Formen der Anbetung, seine gefürchtete Majestät verkünden.

Doch war diese Majestät nur Wenigen sichtbar, und flößte nur den nähern Umgebungen Schrecken oder Ehrfurcht ein. Das Schicksal der Völker lag allernächst in der Hand der Satrapen, welche mit einem fast königlichen Pomp und unumschränkt — als Stellvertreter des Despoten — in den Provinzen herrschten. Die gedrückten Bewohner derselben hatten nicht nur die (seit Darius einigermaßen regulirten) Steuern und die schweren Geschenke an den König nebst der üppigsten Verköstigung eines zahlreichen und prachtvollen Hofstaats, sondern auch die theuere Erhaltung der schwelgerischen Statthalter und ihres glänzenden Gefolges zu bestreiten; dann auch die Verpflegung der Truppen und aller Derjenigen, denen der König eine Anweisung auf einzelne Ortschaften oder Bezirke verliehen. Auch was ihnen übrig blieb an Habe, und ihre Person selbst wurde unabläßig gefährdet durch Gewaltthat oder willkürliches Recht.

Selbst unter gutmüthigen Königen übten die Günstlinge, die Verschnittenen, die Weiber eine freche Tyrannei. Denn der Monarch, meist schon in früher Jugend durch die Serail-Erziehung verderbt, dann entnervt durch Wollüste und durch steife Hofetikette gefesselt, war nicht viel mehr als eine Puppe in seiner Sklaven Hand.

Die Thronfolge war unbestimmt; doch erkannte man überhaupt das Recht des regierenden Hauses. Gewöhnlich erklärte der König nach eigener Auswahl einen seiner Söhne zum Nachfolger (Cyrus theilte das Reich); doch gab die Erstgeburt einiges Vorrecht. Viele Intriguen und Verbrechen wurden hierdurch veranlaßt; die heftigsten Leidenschaften wütheten im Serail; Verschnittene und Weiber vergaben den Thron des Cyrus, und fast jede Thronbesteigung wurde durch Bruder- oder Verwandtenmord befleckt.

Die *natürlichen* Folgen des Despotismus, Schwäche und

Zerrüttung, waren, so lange Darius herrschte, noch wenig sichtbar. Er bezwang mit starkem Arm das rebellirende Babylon und Barca, eroberte die indischen Grenzländer, und legte ihnen einen Tribut von 360 Talenten auf. Minder glücklich bekriegte er zwar die europäischen Scythen zwischen dem Don und der Donau — ihr Land stritt für sie —; aber auf demselben Zug unterwarf er sich Thrazien und Macedonien. Jezt herrschte er gewaltig in drei Welttheilen, das Perserreich stand auf seiner höchsten Höhe. Ein wenig mächtiges Volk, klein an Zahl, aber stark durch Geist und Muth, stürzte es, und Darius selbst begann den Krieg, der die Grundfesten seines Thrones erschüttern sollte.

Schon Cyrus hatte die griechischen Kolonien in Kleinasien theils als Zubehörde des lydischen Reichs, theils als eigene Eroberungen an sich gebracht. Aber diese blühenden Städte verloren das Andenken ihres Ursprungs und den Freiheitsdrang der Griechen nicht. Von Miletus, dem Haupte Joniens, brach, als des Darius Unternehmen gegen die Scythen gescheitert war, auf Histiäus Anstiften eine weit um sich greifende Empörung aus, welche nach anfangs glücklichem Erfolge — die Empörer hatten sogar Sardes, den Siz des Satrapen, verbrannt — mit der Besiegung aller Städte und der Zerstörung von Miletus endete. Die Unterstüzung, welche Athen — erbittert über den Schuz, den der vertriebene Hippias bei dem Satrapen Arthaphernes gefunden — und das kleine Eretria auf Euböa den Joniern geleistet, gab Darius einen willkommenen Anlaß zum Angriff auf Griechenland. Die Unfälle, welche in diesem Krieg die persischen Heere trafen, erzählen wir in der Geschichte der Griechen. Besiegt durch die Waffen, überwand jedoch Darius seine Feinde durch Großmuth. Die edle Behandlung der gefangenen Eretrier, welche er wohl als Sühnopfer für seine Herolde und für Sardes hätte schlachten mögen, verräth eine Herzensgüte, die an einem Despoten und Krieger Bewunderung verdient, und deren kein Grieche damals wäre fähig gewesen. Darius hoffte, durch erneuten Krieg eine rühmlichere Rache zu nehmen, und starb während der langwierigen Vorbereitung.

Xerxes. Verfall des Reiches.

Sein Sohn Xerxes sezte die Rüstungen fort. Nicht nur die Perser und die königlichen Miethtruppen — alle unterworfenen Völker sollten in diesem zur Nationalangelegenheit erklärten Kriege streiten. Nach Herodots Angabe wurden dergestalt nicht weniger als 5,283,220 Menschen zusammengetrieben,

und wir mögen, troz dem Mährchenhaften dieser Darstellung, wenigstens so viel glauben, daß Xerxes Heer zahlreich genug war, um Griechenland zu überschwemmen, und ganz Europa Unterwerfung zu drohen.

Aber was ist diese Masse ohne den beseelenden Geist! — Xerxes war der Führung eines solchen Heeres nicht gewachsen, und einem solchen Heere war überhaupt kein Geist einzuhauchen. Daher, je größer dir Masse, desto schrecklicher die Verwirrung, desto unheilbarer das Mißgeschick, desto vollständiger der Ruin. Die persische Heeresmacht, selbst wo die Ueberzahl siegte, durch die Großthaten ihrer Feinde gedemüthigt, und wo sie besiegt ward — es geschah solches in den Haupttreffen zu Wasser und zu Land — auf's Fürchterlichste hingewürgt, wich auf immer aus Griechenland und Europa. Auch ihre Verbündeten, die Karthager, hatten ein ähnliches Schicksal auf Sicilien erfahren, und so war die ganze Unternehmung, die mit einem bis dahin unerhörten Aufwand von Kräften veranstaltet worden, auf die schmählichste Weise verunglückt. Die Griechen fochten hinfort mit der Ueberlegenheit eines stolzen Selbstbewußtseyns, die Perser wurden durch demüthige Erinnerung niedergedrückt. Der König selbst entsagte den Kriegs- und Staatsgeschäften, und suchte den Unmuth über seine gescheiterten Plane durch Sinnengenuß zu ersticken. Von Xerxes an erscheint die eigentliche Serailregierung in ihrer ganzen Erbärmlichkeit.

Als Xerxes nach 20jähriger Herrschaft durch Artabanus, den Hauptmann seiner Leibwache, erschlagen worden (3510), sezte des Königs zweiter Sohn Artaxerxes I. Longimanus (Ahasverus?) durch Hinrichtung des Verräthers, aber auch durch jene seiner eigenen Brüder, auf dem Thron sich fest. Der cimonische Friede (3535, 448 v. Chr.), wodurch nach 51jährigem Kampfe die Griechen nebst andern glorreichen Bedingnissen die Befreiung ihrer Brüder in Kleinasien und auf den Inseln erhielten, war ein demüthiges Eingeständniß von Persiens Schwäche. Nur eine Hoffnung blieb dem Reiche, welches den Waffenruhm und das Selbstvertrauen verloren — die Uneinigkeit seiner Feinde; und es sah Artaxerxes selbst noch den Ausbruch und fachte an die Flamme des großen peloponnesischen Krieges.

Sie wüthete fort unter der ganzen Regierung Darius II. (Nothus) (3560). Er schloß mit Sparta ein Bündniß gegen Athen, und sah den Fall dieser Stadt, welche die Sieger der Perser, Miltiades, Themistokles und Cimon, gezeugt. Innere Zerrüttung und fast unaufhörliche Satrapenkriege hinderten den König, das Elend der Griechen vollständiger zu nüzen, und so tief sank der soldatische Geist in dem Reiche des Cyrus,

daß nunmehr griechische Miethtruppen den Kern der persischen Armeen bildeten. Daher geschah, daß selbst die feigen Aegypter das Joch abwarfen, und sich bis auf den wilden Ochus unter eigenen Königen erhielten, die nur dem Schein nach die persische Hoheit erkannten.

Artaxerxes Mnemon. Darius Codomannus.

Unter Artaxerxes II. und III. (Mnemon und Ochus) gibt das Reich wieder einige Blicke der Macht von sich. Die Regierung Mnemons (3579), dessen Gaben gerühmt werden, trübten die Ränke der grausamen Parysatis, der Königin Mutter, die für den jüngern Sohn, Cyrus, eine leidenschaftliche Vorliebe hegte. Cyrus, von dem unvorsichtigen Artaxerxes in der schon durch den Vater erhaltenen Würde eines Satrapen und Befehlshabers der Truppen in Kleinasien bestätigt, erhob die Fahne gefährlichen Aufruhrs, und drang mit einem starken Heer — dessen Kern in 13,000 Griechen unter dem Spartaner Clearchus, bestand — bis nach Cunaxa in Mesoptamien. Hier fand Cyrus im Schlachtgetümmel den Tod von des Bruders Hand. Sein Heer zerstäubte oder ging zu Artaxerxes über; nur die Griechen (zehntausend zählte noch ihr Schlachthaufe) blieben unbesiegt, und kehrten, wiewohl ihre Feldherrn durch Verrath gefallen, unter neugewählten Führern, worunter der vortreffliche Xenophon, im Angesicht der persischen Myriaden durch einen erstaunenswürdigen Zug aus dem Herzen des Perserreichs, mehrere hundert Meilen weit, durch feindseliges, meist unbekanntes Land, ohne Unterlaß mit allen Bedrängnissen der Natur und des Krieges kämpfend, nach dem Hellespont zurück.

Diese Vorgänge erregten die Erbitterung beider Nationen aufs Neue. Die Spartaner — damals die anführende Macht in Griechenland — führten den erneuten Krieg mit überlegener Stärke. Sie griffen das Perserreich an, und Dercyllidas und nach ihm der große Agesilaus machten in Kleinasien so schnelle Eroberungen, daß das Schrecken ihrer Waffen bis nach Susa drang. Vielleicht würde Agesilaus schon jetzt gethan haben, was zwei Menschenalter später Alexander vollbrachte, hätte nicht für Artaxerxes die einheimische Zwietracht seiner Feinde gestritten. Der Spartaner Herrschaft war verhaßt in Griechenland, und der Perserkönig ermunterte die übrigen Griechen zum Abfall. In diesem Kriege ernteten der Athenienser Kanon, als persischer Admiral, zur See, und Agesilaus, der sein Heer zurück aus Kleinasien nach Griechenland geführt hatte, zu Lande (bei Koronea) die vorzüglichsten Lorbeeren. Aber so sehr zog Sparta die einhei-

mische Herrschaft dem auswärtigen Sieg, die Tyrannei dem Ruhm vor, daß es durch Antalcidas einen übereilten Frieden mit den Persern schloß (3597, 386 v. Chr.), wodurch diesen die griechischen Kolonien in Kleinasien, die 62 Jahre zuvor der cimonische Friede befreit hatte, nebst mehreren Inseln, und selbst das große Cypern, neuerdings unterworfen, die europäischen Griechen aber — wenn gleich dem Namen nach frei — der Herrschaft Sparta's überlassen wurden. Artaxerxes genoß die Früchte dieses schändlichen Friedens ohne weitere Störung bis an seinen Tod.

Artaxerxes III., Ochus, folgte ihm, ein Wütherich ohne Gleichen (3618). Ein großer Aufstand war in Phönizien ausgebrochen, die Aegypter unterstüzten denselben. Mit einem fürchterlichen Heer rückte Ochus gegen die Empörer. Sidon brannte sich auf in wilder Verzweiflung; die übrigen Städte baten um Gnade, und auch Aegypten unterwarf sich der überlegenen Macht. 64 Jahre lang hatte dieses — unter 9 Königen — einen Schimmer von Freiheit genossen, jezt kehrten die Tage des Cambyses wieder; es floßen Ströme von Blut; die Schäze des Landes wurden geraubt, die Heiligthümer geschändet und selbst die Götter gewürgt. Aber Bagoas, der ägyptische Eunuch, welcher Günstling des Königs geworden, wurde Apis Rächer, vergiftete Ochus, und mißhandelte noch die Leiche in heiliger Wuth. Auch seine Söhne wurden geschlachtet bis auf den Jüngsten, Arses (3646), welchen etwas später das nämliche Schicksal traf.

Der Bösewicht Bagoas berief jezt zur Krone den einzigen noch übrigen Sprößling von Hystaspis Hause, den unglücklichen Darius Codomannus (3648). Derselbe, nach den Schilderungen der Schriftsteller ein gutmüthiger Fürst, erlag dem Verhängniß, welches unausweichlich jezt über Persien hereinbrach. Schon unter Ochus hatte sich das Gewitter zusammengezogen. Die getrennten, ausgearteten und daher jezt minder furchtbaren Griechen waren plözlich unter der macedonischen Herrschaft vereint, ihr sonst unstäter Sinn und ihre durch innern Zwist sonst hingehaltenen Kräfte nach einer gemeinschaftlichen äußern Unternehmung, Bekriegung der Perser, gerichtet worden. Die verbundene Macht Macedoniens und Griechenlands unter einem so erfahrenen, der Herrschaft und des Krieges kundigen Führer, als Philipp II., war an sich selbst schon dem großen, aber innerlich kranken Reiche des Cyrus überlegen. Dies natürliche Mißverhältniß wurde vergrößert, als nach Philipps Ermordung dessen Sohn Alexander M. das ganze Gewicht seines Genies und den Impuls seines Feuerkopfs in Macedoniens Wagschale legte. Am Granikus, bei Issus und in den Gefilden von Arbela wurde was auch die Anstrengungen der Perser waren, der Beschluß de

Schicksals erfüllt. Der Thron des Cyrus fiel. Sein Sturz jedoch kann uns nicht betrüben. Wenig hatte dieses Perserreich der Menschheit genüzt. In ihm war der Despotismus fest begründet und zur ungeheuren Ausdehnung gebracht worden. Die Völker hatten alle männliche Tugend gegen leidenden Gehorsam, das rege Gefühl des Lebens gegen todte Apathie vertauscht, und in der abgöttischen Verehrung des Sultans war mit ihrer Selbstachtung auch ihr Werth erstorben.

Geschichte der Griechen.

Eintheilung.

Diese Geschichte zerfällt auf die natürlichste Weise in drei durch ganz verschiedene Charaktere sich auszeichnende Perioden: die erste — von den ältesten Zeiten bis zu dem Perserkriege — stellt uns in einer langen Folge von Jahrhunderten das rohe, schwache, vielgetheilte und meist monarchisch beherrschte Griechenland dar. Doch ist auch die Entstehung der Freistaaten und die Gründung der spartanischen Präpotenz noch in ihren Grenzen enthalten. Wir haben sie (als zum ersten welthistorischen Zeitraum gehörend) bereits behandelt. Die zweite Periode, vom Anfang des Perserkriegs (3484, 499 v. Chr.) bis zur Schlacht bei Mantinea (3621, 362 v. Chr.), zeigt uns das durch die gemeinschaftliche Gefahr und durch die abwechselnde Uebermacht einzelner Staaten vereinte (wiewohl fortwährend uneinige), männlich starke, der bürgerlichen Verfassung nach freie, glorreiche Griechenland. Die dritte endlich, von der Schlacht bei Mantinea bis zur Zerstörung von Korinth (3838, 145 v. Chr.), enthält die abermalige Trennung, die Unterjochung und — nach kurzem Wiederaufleben — die vollendete Erdrückung des griechischen Volkes. Die beiden leztern Perioden sind der Gegenstand der folgenden Erzählung.

Die Perserkriege.

Wir haben schon früher die Hauptursachen sowohl, als die nähern Anläße des großen griechisch-persischen Krieges Krieges erklärt. Dieser Krieg ist an sich selbst und in seinen Folgen vom höchsten welthistorischen Interesse. Hätten die Perser gesiegt, so wäre die Blüthe der griechischen Kultur in ihrem ersten

Entfalten zerknickt, und aus dem unermeßlichen Perserreich entweder ein Schauplaz fortwährenden barbarischen Getümmels, oder — wenn es hoch kam — ein westliches Sina geworden. Alsdann hätte kein Phidias und kein Praxiteles den Marmor beseelt, kein Pindar hätte durch hohe Gesänge entzückt, kein Euripides süße Thränen entlockt. Kein Herodot, kein Xenophon hätten mit ferntönenden Stimmen große Thaten verkündet, kein Plato, kein Aristoteles hätten Schäze der Weisheit gegraben, kein Sokrates, kein Epaminondas durch hohe Tugend geglänzt. Die schönsten Vorbilder freier Verfassungen wären, bevor sie Früchte trugen, von der Erde verschwunden, und der Römer — wäre er aufgekommen gegen die Persermacht — hätte keine Sänftigung durch der Muse Lieder erhalten. Wohl hätte er dann die Erde erobern, aber nicht civilisiren mögen, und — es wäre denn, daß ein freundliches Geschick auf einem ganz andern Weg, doch immer viel später, dies Wunder gewirkt — selbst die neue Kultur, die mit der alten, ungeachtet der zwischen beiden gelegenen Nacht, durch so viele Bande zusammenhängt, wäre nicht entstanden. So Vieles lag daran, daß bei Marathon, bei Salamis und bei Platäa die Freiheit siege.

Aber auch, wäre gar kein Krieg der Perser gewesen, hätte die gemeinsame Gefahr die Griechen nicht zur Vereinigung gezwungen, Begeisterung und hohes Selbstgefühl bei ihnen geweckt und jede Kraft entfaltet, dann hätten sie das Größte nicht geleistet, und wohl nur langsam, vielleicht niemals, die Bahn des Ruhms erfüllt, deren Schranken sich jezt plözlich für sie aufthaten.

Der Krieg des Darius.

Von Eroberungssucht und Rachbegierde getrieben, sandte Darius Hystaspis — Cyrus einziger würdiger Nachfolger — seine Myriaden, zuerst unter Mardonius und, als dieselben durch Sturm mißhandelt, und von den Thraziern aufgerieben worden, vermehrte Schaaren unter Datis und Artaphernes zur Unterjochung Griechenlands aus. Die meisten Gemeinden desselben hatten schon den vorausgegangenen persischen Herolden gehuldigt. Sparta und Athen und wenige andere wiesen die Aufforderung höhnend zurück. Da erschienen die Perser in Eubäa, welches sie leicht eroberten, und bald nachher in den attischen Gefilden. Hippias war mit ihnen. Rettung schien unmöglich. Sparta hielt die Entfernung und religiöses Vorurtheil von schneller Hilfe ab. Alle übrigen waren vom Schrecken gelähmt, nur Platäa sandte tausend Streiter. Aber Athen

hatte sich eilig zum Kampfe gerüstet. Neuntausend tapfere Männer zogen aus unter 10 Hauptleuten, nach den Stämmen, und lagerten sich den Persern entgegen in der, einerseits vom Gebirg, anderseits vom Meer begrenzten, marathonischen Fläche. Miltiades, einer der zehn Feldherren, gab das Zeichen der Schlacht (3494, 489 v. Chr.). Zum erstenmal erfuhren die erstaunten Perser, welches die Gewalt einer hohen Begeisterung, und um wie viel mächtiger die moralische Kraft, als die einer unbeseelten Masse sey. Sie überließen den Griechen den schönsten Sieg, den jemals ein Volk errungen, flohen auf ihre Schiffe, und eilten, als ein auf Athen selbst versuchter Angriff durch Miltiades schnellen Rückmarsch vereitelt war, beschämt in ihre Heimath zurück.

Der große Miltiades erfuhr bald nachher die Wirkung des republikanischen Neides. Der Sieger bei Marathon, der Retter Athens und Griechenlands, starb im Kerker.

Themistokles und Aristides wurden die Führer des Volkes. Der Erste, welchem die Thaten des Miltiades die Nachtruhe raubten, der Zweite, welcher die Tugend so eifrig liebte, als sein Nebenbuhler den Ruhm.

Die Intriguen von Themistokles Partei brachten während der persischen Waffenruhe die Verbannung des Aristides durch den Ostracismus (das Scherbengericht) zuwege. Eine glorreiche Verbannung, da man anerkannte, daß der Verwiesene blos durch hervorleuchtende Gerechtigkeit die Republik beleidigt. Aber bald, als die Schaaren des Xerxes nahten, wurde Aristides zurückberufen.

Indessen hob sich Athen unter Themistokles Leitung, sowohl durch glückliche Kriege, als durch einheimische Kultur. Sparta litt an innerer Verwirrung: doch galt es für die erste unter den griechischen Städten. Schon regte sich zwischen beiden eine gefährliche Eifersucht; aber die Ausbrüche derselben verschob der neue Perserkrieg.

Krieg des Xerxes.

Die Rüstungen des Großkönigs, um die marathonische Schmach zu rächen, blieben den Griechen nicht unbekannt. Viele verzagten; aber Sparta und Athen, deren Häuptern das Ungewitter vorzüglich drohte, suchten und hofften Rettung durch ein allgemeines Nationalbündniß der Griechen zur gemeinsamen Vertheidigung und durch äußere Hilfe. Ihre Bemühungen hatten geringen Erfolg. Einige Staaten hielt eigene Furcht, andere hielten warnende Orakelsprüche von der Hilfeleistung ab. Privatleidenschaften hinderten den griechischen Verein. Dennoch blieben die beiden

Hauptstaaten zur Vertheidigung entschlossen. Die Spartaner waren ein Volk von Helden, und die Athener wurden durch die marathonischen Trophäen, und durch den Feuereifer des Themistokles zu gleicher Höhe erhoben.

Jezt wälzten sich die ungezählten Schaaren des Xerxes heran. Sieben Tage und sieben Nächte zogen die Bewaffneten über die Brücke, welche der König über den Hellespont geschlagen; einen Monat brauchte der Troß. Eine ungeheure Flotte folgte den Bewegungen des Landheeres. Noch immer schwoll der Strom. Thrazier, Macedonier, Pöonier schlossen sich an das Heer ihres Gebieters. Langsam, aber unwiderstehlich, ergoß sich dasselbe über die Fluren Thessaliens, bis wo zwischen dem Oetagebirge und dem Meer ein schwieriger Engpaß — Thermopylä von seinen warmen Quellen genannt — nach Locris führt. Hier hatte sich — auf Befehl des zu Korinth gehaltenen Bundestages — Leonidas, der Spartaner König, mit 7000 Streitern gelagert, um den Barbaren den Eintritt in Hellas zu wehren. Aber ein Verräther, Epialtes, zeigte ihnen einen Fußsteig über's Gebirge, der sie in den Rücken der Griechen führte. Jezt sandte Leonidas seinen Schlachthaufen zurück, auf daß derselbe nicht unnüz verblute. Aber er selbst, und mit ihm dreihundert Spartaner nebst einigen hundert Männern von Thespiä und Theben, weihte sich dem Tod in hoffnungsloser Schlacht. Nach verübten Wundern der Tapferkeit starben, von den Myriaden der Feinde erdrückt, die Helden alle, „um dem vaterländischen Geseze zu gehorchen," und um in späten Zeiten noch durch das Beispiel ihrer Dahingebung zu großer That zu begeistern (Juni 3504, 479 v. Christi).

Diese glorreiche Selbstaufopferung wirkte mehr als ein Sieg. Vergebens überschwemmten die Perser Hellas. Die Bürger Athens, auf Themistokles Rath, verließen ihre Häuser und Tempel, und suchten auf Schiffen ihr Heil. Nur wenige schwache Greise blieben zurück. Bald erschienen die Perser, würgten sie, und legten Theseus Stadt in Asche.

Indessen war die griechische Flotte, die ein glänzendes Treffen bei Artemisium bestanden, nach dem Ereigniß bei Thermopylä in die Bucht von Salamis gekommen. Eurybiades, der Spartaner, befehligte sie; die meisten Schiffe waren Athens, und Themistokles durch die Ueberlegenheit seines Geistes im Kriegsrath der Erste. Sein Werk war der große Sieg, den die Griechen in dieser merkwürdigen Meerenge gegen die furchtbarste Uebermacht und zum schmählichen Ruin der Feinde erfochten (23. Sept. 3504, 479 v. Chr.). Erschüttert durch diesen Schlag, flüchtete der Perserkönig mit der Hauptmacht eiligst über den Hellespont nach

Asien, ließ jedoch in dem nördlichen Hellas eine auserlesene Kriegsschaar unter Mardonius zurück, dreimal überlegen an Zahl der gesammten griechischen Macht, und im Grunde furchtbarer, als die ungelenke, übergroße Masse, womit Xerxes angegriffen.

Bei Platää wurde die entscheidende Schlacht geliefert (23. Sept. 3505, 478 v. Chr.). Die Griechen hatten ein ansehnliches Heer zusammengebracht. Pausanias, Vormund des jungen Spartanerkönigs, war Oberfeldherr; Aristides führte die Athener. Gemeinsinn und Wetteifer der Griechen wirkten gleiche Wunder. Auch die Perser fochten nicht unrühmlich. Aber sie erlagen dem Schwert ihrer Feinde, welche von Patriotismus und Rache glühten. Mardonius fiel; die Beute war unermeßlich; die Macht der Barbaren wurde aufgerieben — gleichviel ob einige Tausend mehr oder weniger entkamen — und niemals hat mehr ein Perserheer den griechischen Boden betreten.

An dem Schlachttage von Salamis hatten auch die Karthager, Xerxes Verbündete, bei Himera auf Sicilien durch Gelon, Fürsten von Syrakus, eine völlige Niederlage erlitten. Gleicherweise gesellte sich nach den griechischen Berichten dem Sieg von Platää ein an demselben Tage bei dem jonischen Vorgebirge Mykale erfochtener Seesieg bei. Leotychides, der Spartaner, und der atheniensische Xantippus schlugen dort die Perserflotte mit solcher Entscheidung, daß die Jonier hierdurch Muth bekamen, das längst verhaßte Joch der Barbaren abzuwerfen, und in den allgemeinen Bund der Griechen gegen den König zu treten.

Cimonischer Friede.

Jezt änderte sich der Charakter und die Gestalt des Krieges. Es war nicht länger ein Vertheidigungskrieg für die Griechen, sondern ein Angriffs- und Rachekrieg. Die Befreiung aller griechischen Kolonien von der persischen Herrschaft wurde nächster Zweck, zu dessen Ausführung auch Angriffe auf andere persische Provinzen, Unterstüzung von Empörern u. s. w. dienen mußten. Die Häupter der Griechen wünschten die Verlängerung eines Krieges, welcher der Anlaß ihrer engern Nationalverbindung gewesen war, und dieselbe fortdauernd stärken konnte. Auch persönliche Interessen fanden dabei ihre Befriedigung. Doch nahm natürlich bei der längern Dauer des Kampfes seine Heftigkeit ab. Die Verdrängung der Perser von Cypern und dann von Byzanz durch Pausanias und Aristides; mehrere glückliche Unternehmungen Cimons gegen verschiedene persische Besizungen; ein glorreicher

doppelter Sieg desselben zu Wasser und zu Land an der Mündung des Eurymedon in Pamphylien (3515, 468 v. Chr.); weiter eine mehrjährige Unterstüzung der unter dem lybischen Inarus gegen Persien rebellirenden Aegypter, die, nach einem anfangs günstigen Erfolg, für die athenische Hilfsflotte ein verderbliches Ende nahm, und darauf nach einigem Stillstand zwei glänzende Siege, die abermal Cimon bei Cypern (3535, 448 v. Chr.) erfocht, sind die wichtigsten Ereignisse dieses Krieges, welchen unmittelbar nach den cypernschen Siegen der mit Recht nach dem Helden, so ihn errungen, benannte Friede schloß. Wenn wir den Anfang des Krieges von der Empörung der Jonier gegen Darius Hystaspis rechnen, so hatte derselbe über 50 Jahre gedauert.

Vermöge dieses ewig merkwürdigen cimonischen Friedens erkannte Artaxerxes Longimanus, der Sohn jenes Xerxes, welcher ganz Griechenland Fesseln zugedacht, die Freiheit aller im Umfang seines Reichs, also vornehmlich auf kleinasiatischer Küste, gelegenen griechischen Kolonien. Kein persisches Kriegsschiff sollte mehr in den griechischen Wassern erscheinen, kein persischer Heerhaufe sich auf drei Tagreisen den jonischen Küsten nahen.

Innere Geschichte der Griechen. Primat Athens.

Wir wenden uns zu den einheimischen Angelegenheiten der Griechen. Nach der Vertreibung der Perser war Athen wieder schnell, und schöner als zuvor, aus der Asche emporgestiegen. Seine Bürger, voll Kraft und Selbstgefühl, strebten jezt nach höheren Dingen. Themistokles zumal erhob ihren Geist und ihre Kraft.

Bis dahin waren die Spartaner das anführende Volk in Griechenland gewesen. Selbst Athen hatte ihren Vorrang erkannt. Jezt ging die „Hegemonie" allmählig auf das leztere über. Die Zöglinge Lykurgus hatten von jeher durch ihren soldatischen Troz beleidigt, man vergab ihnen, so lange ihre Sitten Achtung geboten. Als aber Pausanias, der Sieger bei Platäa und Eroberer von Byzanz, anfing, sich das Ansehen eines Herrschers zu geben, und durch seine, eines Satrapen würdige, Pracht den republikanischen Anstand höhnte; als dagegen die Bescheidenheit des Atheners Aristides und die Leutseligkeit Cimons (des edlen Sohnes von Miltiades) im schneidendsten Kontrast erschien; als endlich gar Pausanias — wiewohl zu seinem eigenen Verderben — verrätherische Plane gegen Griechenlands Freiheit entwarf: so begehrten die verbündeten Staaten, hinfort

unter Athens und nicht mehr unter Sparta's Leitung zu stehen. Es wich auch dieses der Nebenbuhlerin, da die Zeitumstände ein gewaltsames Widerstreben verboten; aber es behielt gegen das ruhmgekrönte Athen Neid und Rache im Herzen.

Der erste Urheber solchen Ruhmes, Themistokles, fiel später in bösen Verdacht, wurde verbannt aus Athen, das durch ihn groß geworden, geächtet in ganz Griechenland, das er gerettet, und fand nur Zuflucht in Persien, welches noch von seinen Streichen blutete. Der erstaunte Artaxerxes übte Großmuth an dem Flüchtling, und wies ihm zum Unterhalt die Einkünfte dreier Städte an.

In Athen waren jezt Aristides und Cimon Führer des Volkes, und niemals hat es vortrefflichere gegeben. Es ist eine schöne und seltene Erscheinung, die reinste Tugend vereinbart mit glänzendem politischen Talent anzutreffen.

Man hatte beschlossen, daß zur Fortführung des Perserkriegs eine Bundeskasse durch die Beiträge der Alliirten gebildet und unter der Oberaufsicht Athens in dem durch die Religion geheiligten Delos sollte verwahrt werden. Durch ein allgemeines Compromiß wurde Aristides ernannt, die Beiträge zu bestimmen, und alle fanden seine Bestimmungen gerecht. Viele Jahre verwaltete er den öffentlichen Schaz, und starb so arm, daß seine Leiche auf Gemeindekosten mußte bestattet werden. Seine Nachfolger erfüllten, wie Plutarch sagt, ihre Stadt mit Schäzen und Kunstwerken: er suchte sie reich an Tugend zu machen.

Der liebenswürdige Held Cimon nahm ihn in vielen Dingen zum Muster. Er glich Aristides an Talent und Bildung, an Patriotismus und umfassender Kenntniß der Geschäfte. An Kriegsruhm übertraf er ihn noch. Aber Aristides Mäßigung und hohe Sitteneinfalt hatte er nicht. Die Siege, die er für Athen erfocht, ließ er auch zur eigenen Bereicherung dienen. Das geschmackvolle, den Künsten freundliche Leben, das er in Palästen und reich geschmückten Gärten führte, war — ungeachtet er auf die liberalste Weise alle Bürger zum Mitgenusse rief — dennoch der republikanischen Sitte gefährlich; und die Bundesgenossen, denen er das Uebergewicht Athens auf eine strenge Weise zu empfinden gab, mochten in das vielstimmige Lob seiner Tugend den Mißlaut gerechter Klage mischen.

Denn Athen, von seinem Ruhm berauscht, und seine Kräfte fühlend, wandelte allmählig den Ton des anführenden Staates in jenen des Herrschers um, strafte den Widerstand als Empörung und legte den europäischen Festlands- und Insel-Griechen zum Theil ein härteres Joch auf, als jenes war, von welchem die *kleinasiatischen befreit* werden sollten.

Doch kann nicht geläugnet werden, daß, so lange Athen vorherrschte, Griechenland, ungeachtet mancher einzelnen Bedrückung, dennoch im Ganzen glücklich und glorreich gewesen, daß Athen das Herbe seiner Herrschaft durch Emporbringung des Handels, der Künste und Wissenschaften versüßt und in seinem Schooß solche Talente, solche Tugenden und so glänzende Charaktere erzeugt hat, daß ihre Betrachtung uns meist mit dem Mißbrauch seiner Macht versöhnt.

Perikles.

Unter diesen Charakteren zieht vorzüglich Perikles unsere Blicke auf sich, einer der größten Männer, die jemals ein Gemeinwesen gelenkt. Schon damals, als Cimon im Zenit seines Ruhms war (um 3515), fing der Einfluß des Perikles an; nach Aristides Tod (3523) erhielt er die oberste Leitung der Geschäfte, und behielt sie sein Leben lang, so daß er durch vierzig Jahre, meist ohne Theilnehmer, über das unruhigste und unbeständigste Volk der Welt die höchste Gewalt behauptete. Er besaß dieselbe nicht als Inhaber obrigkeitlicher Würden — wie er denn niemals weder Archon, noch Mitglied des Areopags war — sondern als Feldherr, oder vielmehr als simpler Demagog, durch die bloße Ueberlegenheit seines Geistes und die freiwillige Folgsamkeit seiner Mitbürger.

Perikles, ungeachtet er aus einem der edelsten Geschlechter stammte, begünstigte gleichwohl die demokratische Partei, wie es gewöhnlich die nach Herrschaft strebenden Männer in Republiken thun. Schon früher war unter Aristides Verwaltung gegen die solonischen Geseze verfügt worden, daß auch die unterste Bürgerklasse von den höchsten Staatswürden nicht ausgeschlossen sey. Jezt war die Demokratie fast allein noch durch die Macht des Areopags beschränkt. Perikles nahm demselben allen politischen Einfluß, und machte jene hierdurch vollkommen.

Die Volksmacht wurde endlich, und zumal durch die Bezahlung, die man den bei den Versammlungen erscheinenden Bürgern reichte, in Herrschaft des Pöbels verwandelt, und also Perikles für alles Uebel, welches aus dieser natürlich floß, für die endlose Verwirrung und die schrecklichen Verbrechen verantwortlich, welche die spätere Geschichte Athens entstellen. Aber so lange Er das Ruder hielt, waren dergleichen Folgen nicht sichtbar. Auch hat Perikles seine Macht niemals weder zu Privatzwecken mißbraucht, noch durch unwürdige Mittel behauptet. Seine Zwecke und Maßregeln waren groß, weise für das Wohl und den Ruhm Athens *berechnet* und, ungeachtet der parteiischen Vorliebe für

dieses, dennoch auch — abgerechnet einzelne Ungerechtigkeiten und Härten — für ganz Griechenland durch Erhöhung der Macht und Kultur und die unter ihm, so schön als nie zuvor und nachher selten, erblühte Kunst und Wissenschaft wohlthätig. Bei dem Gemälde dieses großen Mannes dürfen wir nicht vergessen, daß er den Frieden liebte. Gleichwohl besaß er ein ausgezeichnetes Feldherrntalent, wie seine glücklichen Züge gegen Euböa, den thrazischen Chersones und Samos, seine Siege über die Böotier und Spartaner und mehrere Erfindungen im Kriegswesen zeigen; aber sein Herz war gefühlvoll und daher, wenn er kriegen mußte, auch seine Taktik schonend für Menschenblut.

Es war ein Unglück — aber ein unvermeidliches bei der Rivalität des ehrgeizigen Strebens und der Verschiedenheit der politischen Ansichten — daß Cimon und Perikles Feinde waren. Jener war Aristokrat und Freund der Spartaner; dieser in beiden Stücken ihm durchaus entgegen. Cimon, der Macht der Volkspartei unterliegend, wurde durch den Ostracismus verbannt. Aber schon im fünften Jahr der Verbannung wurde er zurückgerufen. Er kam, stiftete Versöhnung unter den Griechen, führte ihre vereinte Macht gegen den persischen Großkönig, und starb, als er den Sieg erfochten, der Artaxerxes zum Frieden nöthigte.

Nach Cimons Tod stellte sich sein Schwager, der ältere Thucydides, als Vorfechter der Aristokraten, Perikles entgegen. Auch Er erlag in dem ungleichen Kampf, und wurde verbannt.

Der peloponnesische Krieg.

Kaum hatten die Schaaren des Xerxes Griechenland verlassen, als unter den Bewohnern desselben die einheimische Zwietracht, welche die allgemeine Gefahr auf eine Zeit unterdrückt hatte, von Neuem und heftiger erwachte.

So erhob sich eine fast unabgebrochene Reihe innerer Kriege in dem Vaterland der Solone, Miltiades, Leonidas und Aristides. Das Herzblut der Griechen, das Mark ihrer Kräfte wurde in einheimischen Fehden vergeudet, und nach Cimon sind fast alle griechischen Helden nicht im auswärtigen Kampf, sondern im Kampf gegen Griechen groß geworden.

Von diesen Kriegen im Einzelnen zu reden, wäre unnütz. Wir wenden uns dem großen und allgemeinen Sturme zu, in welchen sie endlich übergingen, und welcher die schönen Tage Griechenlands schloß. Es ist dieses der peloponnesische Krieg.

Sparta konnte Athen es nicht verzeihen, daß selbes ihm die Hegemonie entwunden; und Athen kannte keine Grenzen seiner Herrschaft mehr. Hierüber entstand eigentlich der Krieg. Der

unmittelbare Anlaß kann uns gleichgültig seyn. Die Spartaner liehen allen Beschwerden der kleinern Staaten ein geneigtes Ohr, wollten die Befreier von Griechenland seyn, da sie dessen Herren nicht seyn sollten, forderten Rechenschaft von Athen über angeblich verübtes Unrecht, und erklärten den Krieg, als ihr Urtheil verworfen ward (3553, 430 v. Chr.).

Fast alle griechischen Staaten ergriffen Partei, die meisten für Sparta. Der ganze Peloponnes war auf dessen Seite — Argos und einen Theil Achaja's ausgenommen —; im festen Griechenland aber hielten's die Megarenser, Lokrer, Phocier, die meisten Böotier und ein Theil der Akarnanier mit ihm. Sechszig tausend Peloponnesier überschwemmten schon im ersten Feldzug das attische Gebiet. Dagegen waren Platäa, dann Chios, Lesbos, Corcyra, Zacynthus mit Athen verbündet. Viele andere Inseln, wie Euböa, Samos, fast alle Cykladen und Sporaden gehorchten demselben, und das große Gebiet von Attika selbst, nebst den vielen eigenen Kolonien und tributären Provinzen weit hin in Jonien, am Hellespont, in Thrazien und Macedonien boten ihm reiche Hilfsquellen dar.

Die ersten Kriegsjahre wurden auf eine ziemlich gleichförmige Weise mit Verwüstungen Attika's durch die Peloponnesier und mit gegenseitiger Verheerung der lakonischen und anderer feindseliger Küsten durch athenische Flotten hingebracht. Perikles, nach einem weisen Plane, vermied eine entscheidende Schlacht, und baute seine Hoffnung auf die Flotte und die auswärtigen Hilfsquellen. Aber eine fürchterliche Pest wüthete in Athen. Eine zahllose Schaar von Flüchtlingen aus ganz Attika war dahin zusammengeströmt, die Contagion wurde schrecklich vervielfältigt und die Blüte der Bevölkerung durch einen qualvollen Tod dahingerafft.

Die Athenienser, im schmerzlichen Gefühl dieser Noth, klagten Perikles als deren Urheber an. Der lang verehrte Volksführer wurde seiner Würden entsezt und zu einer Geldstrafe verurtheilt. Zu diesem unverdienten Mißgeschick gesellte sich häuslicher Kummer. Die Pest entriß ihm zwei Söhne, worunter Einer sein Liebling. Da fühlte das Volk Mitleid und Reue über die Mißhandlung des Helden. Man gab ihm seine Würden zurück, die er nicht lange mehr genoß. Er starb im dritten Jahre des Kriegs. Nach einer vieljährigen Verwaltung des öffentlichen Schazes ließ er weniger Vermögen zurück, als er von seinem Vater geerbt, und der Erwerber einer fast unumschränkten Macht über das rührigste Volk mochte mit Wahrheit von sich rühmen: „daß seinetwegen nicht ein Bürger in den Fall gesezt worden, Trauerkleider anzuziehen."

Der Kampf dauerte fort mit aller Wuth, welche die gewöhnliche Begleiterin einheimischer Kriege ist, und hier noch geschärft durch die Leidenschaften des in den meisten Staaten vorherrschenden Pöbels. Auf Lesbos, welches von Athen abgefallen war, von Seite dieses Athens, in Platäa von Seite Sparta's, wurden die blutigsten Gräuel verübt. Eine schreckliche Verwilderung riß ein

Die Spartaner, mißtrauisch gegen die Ueberzahl der Heloten, luden einige Tausend derselben in die Stadt, als wollten sie ihnen das Bürgerrecht ertheilen. Die Ceremonie der Befreiung ging vor sich, und während derselben ermordete man die Heloten.

Eine Anzahl der edelsten Spartaner war auf Sphakteria gefangen worden, und der athenische Pöbel dürstete nach ihrem Blut. Dagegen hatten die Athener Amphibolis gegen Brasidas verloren. Diese Stadt wieder zu gewinnen, zog Kleon, ein Gerber seines Gewerbes, aber beliebter Staatsredner, mit einem Heere dahin. Ein Treffen wurde geliefert, worin Kleon und Brasidas blieben, aber die Athener großen Verlust erlitten. Dies machte sie geneigt, den Friedensvorschlägen Gehör zu geben, welche die um das Loos ihrer gefangenen Mitbürger besorgten Spartaner thaten. Nicias, ein einsichtsvoller, kriegserfahrener, aber sanfter, ächt griechisch denkender Bürger, bestärkte sie in diesen Gesinnungen, und es wurde ein nach seinem Namen benannter Stillstand auf 50 Jahre geschlossen (3561, 422 v. Chr.), welcher jedoch weder allgemein noch dauernd war.

Alcibiades.

Denn die unausgeglichenen Interessen verschiedener Bundesgenossen, die Allianz Athens mit Argos, Mantinea und Elis, vorzüglich aber die schändlichen Intriguen des Alcibiades, brachten bald dessen Bruch zuwege (3565). Dieser außerordentliche Mann fing jezt seine merkwürdige Rolle an. Von vornehmer Abkunft und Perikles Neffe, reich, talentvoll, gebildet durch eine treffliche Erziehung und die Lehren des Sokrates, schön und liebenswürdig, aber eitel, frivol, wollüstig, nach Ruhm und nach Herrschaft dürstend, schien er in sich alle Tugenden und alle Laster in vollem Maße zu vereinen, und gleich geschickt zu seyn, einen Staat glücklich zu machen und ihn zu verderben. Das Verhängniß Griechenlands schien an die Person dieses einen Mannes geknüpft, und mehr als einmal wurde blos durch das Gewicht seines Talents die Schale Athens oder Sparta's zum Sinken gebracht. Aber sein Einfluß beschränkte sich nicht auf die Leitung

der großen Geschäfte; er drang in alle Verhältnisse des bürgerlichen und häuslichen Lebens ein, und brachte durch die Macht und den Mißbrauch eines gefährlichen Beispiels in Sitten und Grundsätzen und in der gesammten Denk- und Handlungsweise der Athener eine merkwürdige, meist verderbliche Umwälzung hervor.

Die wichtigste Unternehmung des ganzen peloponnesischen Krieges, und welche zugleich die Grundlage der endlichen Katastrophe wurde — der Angriff der Athener auf Sicilien — war Alcibiades Werk. Die Egestaner baten um Hilfe gegen Selinus und Syrakus. Alcibiades unterstüzte die Bitte mit schwärmerischem Eifer. Er sah bereits im Geist Syrakus und mit demselben ganz Sicilien der Macht Athens unterworfen. Karthago und Großgriechenland würden dann bei so gewaltig vermehrten Streitkräften eine leichte Eroberung seyn und der Peloponnes keinen fernern Widerstand wagen. Die entzündbare Jugend Athens ergözte sich an so glänzenden Aussichten, und, was auch der bedächtliche Nicias und mit ihm viele ältere Bürger dagegen sprachen, die Unternehmung wurde durch entschiedenes Stimmenmehr beschlossen und mit enthusiastischem Eifer ins Werk gesezt. Noch nie zuvor hatte eine europäische Stadt eine solche Flotte ausgerüstet, als jezt unter Nicias, Alcibiades und Lamachus Anführung, von den sanguinischen Wünschen der Bürger geleitet, aus dem Hafen des Piräus nach Sicilien steuerte.

Sicilien.

Die Urgeschichte dieser hoch merkwürdigen Insel ist äußerst fabelhaft und nur so viel bekannt, daß sie sehr frühe bevölkert worden. Von den Sikulern, welche aus Mittelitalien dahin gezogen, soll sie den Namen tragen. Sonst hieß sie auch Trinacria, von ihrer dreieckigen Gestalt. Die Einwanderungen der kleinasiatischen, phönizischen und vorzüglich der griechischen Kolonien ist in spätern Zeiten geschehen. Diese griechischen Kolonien lagen meist in der Osthälfte der Insel. Auf der westlichen Hälfte siedelten sich die Karthagienser an und drängten jene. Heftige Erschütterungen entstanden aus ihrem Bemühen, sich die ganze Insel zu unterwerfen. Wohl wären sie über die vereinzelten Städte Sieger geworden, hätte nicht das mächtige Syrakus ihren Fortgang gehemmt.

Diese berühmte korinthische Kolonie war frühe durch Handel groß und durch Künste verherrlicht worden. Die Grundlage ihrer Verfassung war aristokratisch, aber es erhoben sich oftmals Tyrannen, große Fürsten zum Theil, denen sie vorzüglich

die Erhöhung ihrer Macht verdankte. Der edle Gelon, Fürst von Gela und nachmals Herrscher von Syrakus, eröffnet ihre Reihe (3503). Seines Sieges bei Himera über die Karthager, die Verbündeten des Xerxes, haben wir schon oben gedacht.

Seine Brüder, Hiero (3511), ein Freund der Wissenschaften — Simonides, Pindar und andere große Geister zierten seinen Hof —, und hierauf Trasybulus (3527) folgten ihm. Der Lezte wurde verjagt. Syrakus nahm jezt eine demokratische Form an und strebte, neu gestärkt durch die Freiheit, noch freudiger auf. Viele Kolonien gingen von ihm aus; mehrere Städte, selbst das reiche Agrigent, wurden bezwungen, und Sicilien schien so viel von Syrakus als von Karthago um seine Unabhängigkeit befürchten zu müssen.

In dieser Lage war die Insel, als Athen den Angriff entwarf (3570). Es konnte auf zahlreichen Anhang unter den Neidern von Syrakusens Macht zählen, und Alcibiades, im Unterhandeln so geschickt, als tapfer im Krieg, hätte wohl die Unternehmung, deren Folgen unermeßlich seyn mußten, zum glücklichen Ende gebracht, und dann wäre vielleicht Athen statt Rom Weltherrscherin geworden.

Aber kaum war der erste Schritt zur Ausführung, durch Eroberung von Katana, geschehen, als gegen Alcibiades schwere Anklage wegen Gottlosigkeit und die Ladung vor's Volksgericht erging. Ein Schiff wurde abgefertigt, den Beklagten heim zu bringen; aber Er entkam, floh nach Argos und von da, als er die Nachricht seiner Verurtheilung vernahm, nach Sparta, Rache gegen seine Mitbürger im Herzen.

Indessen war Nicias vor Syrakus gerückt. Schon dachten die Belagerten auf Uebergabe, als Gylippus, der Spartaner, ihnen neuen Muth und Hilfe brachte. Viel und von beiden Seiten rühmlich wurde gestritten. Aber ein feindliches Geschick vereitelte alle Anstrengungen der Athener. Wiederholt zu Wasser und zu Lande geschlagen, traten sie endlich, nach dem Verlust der Flotte, den Rückzug zu Lande an. Noch war ihr Heerhaufe gewaltig durch die Zahl, aber muthlos und durch Leiden entkräftet. Gylippus hatte die Pässe besezt. Der Zug war eine andauernde Schlacht. Beim Fluß Asinarus, in dessen Fluten sich die von Durst erschöpften Krieger stürzten, kam es zur schrecklichen Entscheidung. Jenseits und ringsum stand der Feind. Jezt allgemeiner Angriff. Vergebens suchte Nicias seine Reihen zu ordnen; die Athener, in dumpfer Dahingebung, ließen sich schlachten; bis ihr Feldherr, vom Schmerz übermannt, Gylippus zu Füßen sank, und nicht um sein eigenes Leben, aber um das Leben seiner unglücklichen Mitbürger bat. Gylippus, erschüttert,

hieß die Seinen ablassen vom Morden, und schleppte den Ueberrest des athenischen Heeres — siebentausend an der Zahl — gefangen nach Syrakus. Die Volkswuth drohte ihnen allen den Tod, und mit Mühe brachten es die gemäßigtern Bürger dahin, daß sie als Sklaven verkauft wurden; aber der redliche Nicias mußte sterben. — Dieß war das Ende einer Unternehmung, die mit so glänzenden Hoffnungen begonnen, und worauf Athen drei Jahre lang seine äußersten Kräfte verwandt hatte! —

Syrakus selbst genoß die Früchte seines Sieges nicht. Es wurde jezt, heftiger als je, von innern Unruhen zerrüttet. Hermokrates, der Feldherr, und Diokles, der Gesezgeber, waren die Anführer der beiden Hauptparteien. Aber soldatische Macht behielt endlich die Oberhand über gesezliche Weisheit, und der General Dionysius gelangte zur Herrschaft (3579).

Unglück der Athener. Wiedererhebung.

Alle Schrecken häuften sich jezt über die Athener. Sie waren ohne Flotte und ohne Landheer, ihre Kasse war erschöpft, ihre Bundesgenossen — vorzüglich Euböa, Chios, Lesbos, Milet — bei der Betrachtung dieser Hilflosigkeit, sagten ihre Pflicht auf, die Peloponnesier drohten in Attika einzubrechen, und nahe bei der Stadt selbst hatten die Spartaner Decelia besezt. Alle Bewegungen ihrer Feinde wurden von Alcibiades geleitet. Selbst die persischen Waffen suchte er gegen Athen aufzuregen, während in dieser unglücklichen Stadt eine brausende Gährung war, und mehreremal nach einander die Form der Regierung, und mit ihr Person und Zahl der Machthaber geändert wurden.

Da zerfiel Alcibiades, bisher die Seele des spartanischen Rathes, mit dem König Agis, und ward durch die Verfolgung, die ihm solches zuzog, zu dem Gedanken der Rückkehr in's Vaterland gebracht. Jezt mäßigte er den Eifer der Satrapen von Kleinasien, und suchte sie vielmehr zu Gunsten Athens umzustimmen.

Schon längstens hatte man hier das ihm gethane Unrecht bereut; man rief ihn zurück. Aber Er, der sich indessen an die Spize der neu ausgerüsteten Flotte gestellt hatte, schlug zuerst die Feinde in verschiedenen glänzenden Treffen, eroberte die wichtigsten Pläze am Hellespont, machte eine unermeßliche Beute, und zog dann im herrlichsten Triumph durch die Reihen jubelnder Bürger in die gerettete Vaterstadt. Auch Thrasylus und Thrasybulus hatten für dieselbe glücklich gestritten. Sparta begehrte abermal den Frieden, welchen Athen im Siegesrausch trozig zurück wies.

Alcibiades führte die Flotte von Neuem gegen die Feinde, an deren Spize jezt Lysander stand; ein kriegserfahrener, doch zugleich ränkevoller, gewissenloser Mann, der sowohl in öffentlichen als in Privatgeschäften alle Rücksichten der Ehre und des Rechtes der Politik aufopferte. Durch kriechende Bewerbung erschlich er die Freundschaft des jüngern Cyrus, Statthalters in Kleinasien, und eine reiche Geldhilfe. Alcibiades ging nach Jonien, um Subsidien zu erheben. Da wurde während seiner Entfernung Antiochus, sein Stellvertreter, von Lysander geschlagen, und Er deßhalb von dem wüthenden Volke abermal verurtheilt und zur Selbstverbannung nach Thrazien genöthigt. Zehn Feldherren, unter denselben Konon, ersezten ihn. Ein glänzender See-Sieg bei den Arginusen erhob von Neuem den Muth Athens.

Fall Athens. Lysander.

Endlich, im 27sten Jahr des Krieges, gab die Schlacht bei Aegospotamos (3579, 404 v. Chr.) die Entscheidung. Lysander überfiel und zerstörte daselbst die Flotte und das Landheer der Athener. Dreitausend Gefangene wurden nach der Schlacht kaltblütig getödtet. Hierauf unterwarf Lysander ringsum die Seepläze, die noch Athen gehorchten, schickte alle Bürger desselben dahin zurück, und diese unglückliche Stadt, mit Menschen überfüllt, von Nahrungs-, so wie von Vertheidigungsmitteln entblöst, sah sich bald zu Wasser und zu Land belagert von einem erbarmungslosen Feind. Sie bat um Frieden; aber Sparta gewährte ihr solchen nur unter den schwersten Bedingungen. Die einst weitgebietende mußte jeder auswärtigen Besizung entsagen; die Herrscherin des Meeres durfte nur noch zwölf Galeeren halten; die übermächtige Nebenbuhlerin Sparta's sollte nun für dasselbe in allen Kriegen als unterworfene Bundesgenossin streiten, und ihre stolze Schuzwehr, die langen Mauern und die Festen des Piräus sollten zertrümmert werden. Lysander, mit frechem Uebermuth, ließ unter dem Klang musikalischer Instrumente dieselben niederreißen, und dann, um die Bande Athens zu befestigen, schaffte er die alte Verfassung ab, und gab alle Gewalt an dreißig Männer — mit Recht die „dreißig Tyrannen" genannt — welche, so konnte er hoffen, als durch Ihn erhoben, auch nach seinem und Sparta's Interesse regieren würden.

Solches war den Grundsäzen gemäß, welche seit langer Zeit *beide Parteien* befolgt hatten. Wo immer Athen durch seinen Einfluß *oder seine Waffen* mächtig war, da wurde die Volksherrschaft *begünstigt, und wo* Sparta siegte, da sezte es eine Optimaten-

Regierung oder Oligarchen ein. Diese — wiewohl schlau und nur zu gut berechnete — Politik vermehrte die Erbitterung, indem sie zum Kampf der Waffen noch jenen der Meinungen gesellte, und erhöhte das Elend der Völker, da sie die Schrecken des innern Krieges mit denen des äußern paarte.

Die dreißig Tyrannen, nachdem sie durch eine spartanische Besazung und durch Bewaffnung einer Anzahl ergebener Bürger — schändlich genug, daß sich dergleichen fanden — ihre Herrschaft gesichert hatten, ließen die Athener alle Schmach und alles Elend der härtesten Sklaverei empfinden. Jeden wohlhabenden, jeden rechtlichen Bürger traf ihre Verfolgung; verloren war, wer ihr oder ihrer Anhänger Haß oder Verdacht getroffen; man hörte von nichts als von Verbannung, Güterraub, Hinrichtung und schamloser Gewaltthat. Die Bessergesinnten, die Edleren des Volkes verließen in Schaaren das preisgegebene Vaterland; aber Sparta hatte verboten, die Flüchtlinge aufzunehmen. Sie irrten unstät herum; kaum fanden einige in Theben und in Megara eine kümmerliche Freistätte. Nur Einer (Theramenes) war unter den 30 Tyrannen, der Recht und Menschlichkeit ehrte; er wurde auf Kritias Geheiß zum Tod geschleppt.

In dieser Bedrängniß warfen Einige ihre Blicke auf den längst verbannten Alcibiades. Auch er in der Ferne beschäftigte sich mit Planen der Rettung. Vergebens hatte er die Feldherren am Aegos gewarnt; jezt gedachte er den Perserkönig für Athen zu bewaffnen; aber Lysanders Wachsamkeit und Pharnabazus Verrath erstickten den Anschlag in seinem Blut.

Glücklicher war Thrasybulus, der ohne fremde Hilfe, durch die Entschlossenheit weniger Bürger, die Befreiung des Vaterlandes vollbrachte. An der Spize einer kleinen bewaffneten Schaar, welche Lysias, der Redner, gesammelt, brach Thrasybulus mit andern Verbannten in Attika, schlug die Söldlinge der Tyrannen, zog in Athen ein, und bewirkte die Absezung der Dreißig. Als aber die Zehnmänner, die an ihre Stelle kamen, nicht besser verfuhren, und Sparta sich mit bewaffneter Macht der Oligarchen annahm, so brachte doch Thrasybulus durch Muth und Klugheit, und begünstigt durch des spartanischen Königs Pausanias Mäßigung, die Abschaffung aller Tyrannei zuwege und, zum Trost über den Verlust der Macht, die Herstellung der alten Verfassung.

Dieses Ende nahm die Herrschaft Athens, fünf und siebenzig Jahre nach der Schlacht bei Salamis, welche ihr den Anfang gegeben. Viel Großes hatte diese Stadt in solcher Zeit vollbracht. Das Reich des Geschmacks und der Weisheit, und damit den Ruhm der Hellenen, hat sie auf ewig begründet, die Macht des

Perserkönigs gebrochen und Griechenland — wenn sie gleich selbst es drückte — wenigstens von fremder Herrschaft befreit.

Primat Sparta's.

Die Geschichte der spartanischen Uebermacht, von der Schlacht bei Aegospotamos bis zu jener bei Leuktra, stellt uns, in 34 Jahren, eine fast unabgebrochene Reihe von Freveln und, bei fortwährendem Glanz der Waffen, das Sinken des edlern Ruhms der Griechen und die Grundlegung ihres Verderbens dar.

Denn nicht mehr war es jenes alte Sparta, welches manches Böse durch eben so viel Gutes ausglich, und uns mit seiner Rohheit und seinem soldatischen Troz durch die ehrwürdigen Tugenden der Selbstbeherrschung, der Mäßigkeit, der reinen Freiheits- und Vaterlandsliebe versöhnte. Es hatte nun, bereichert durch vielfache Kriegsbeute, durch Erpressungen und Tribute, zu den Lastern der Rohheit auch jene der Korruption angenommen, ja dieselben gesteigert; die, lange Zeit durch Lykurgs Geseze gewaltsam unterdrückten, Leidenschaften hatten sich endlich Luft gemacht, und übten jezt, wie ein wilder Strom, welcher den einzwängenden Damm durchbrochen, eine schrankenlose Wuth.

Hierzu kam, daß auch der Geist der Verfassung — ungeachtet das Gerüste blieb — sich geändert hatte. Die Ephoren waren übermüthig und wahre Oligarchen geworden. Die Könige, so wie das Volk und die Bundesgenossen, zitterten vor ihnen. Die beschränkte Dauer ihres (einjährigen) Amtes trieb sie zu desto emsigerem Raube an. Sie waren unersättlich: Alles, selbst das Leben der Bürger, verkauften sie (indem sie Geld statt Truppen von den Bundesgenossen nahmen, und dafür die eigenen Bürger doch um geringeren Sold, anwarben), und ihr Beispiel autorisirte eine allgemeine schamlose Bestechlichkeit und selbst gewaltsame Erpressung.

Vom spartanischen Charakter schien Nichts zurückgeblieben zu seyn, als die gefühllose Härte. Die angeblichen Befreier Griechenlands wurden dessen Tyrannen. Widerseзlichkeit gegen ihren Befehl, oder auch nur geäußerte Abneigung, galt für todeswürdiges Verbrechen. Achthundert Mylesier ließ Lysander schlachten, weil sie sein Mißfallen auf sich gezogen, und die von Sparta errichteten Decemvirate in den meisten Städten waren Schreckensregierungen, wie jene der dreißig in Athen.

Man weiß nicht, ob die Griechen in diesem Zeitpunkt mehr Mitleid oder mehr Verachtung verdienen. Denn allenthalben fanden die Spartaner eben so bereite Gehilfen, als geduldige

Schlachtopfer ihrer Tyrannei. Dem bluttriefenden Lysander, welchem Menschenrecht, Wort und Eid nur Spielwerk waren, errichtete man Altäre, und Sokrates wurde getödtet.

Neuer Perserkrieg. Friede des Antalkidas.

Selbst der Waffenruhm der Griechen wird jezt befleckt, da sie ihn meist in ungerechten, schändlichen Kriegen erwerben. Die Sieger von Salamis und Platäa wurden persische Soldknechte, bald um einen Empörer zu unterstüzen, bald um gegen ihre eigenen Brüder zu fechten.

Der Zug der 13,000 griechischen Söldner im Dienste des Cyrus, Statthalters in Kleinasien, gegen seinen rechtmäßigen König und Bruder, Artaxerxes, gehört hieher. Aber wir haben davon schon in der persischen Geschichte gesprochen.

Auch von dem dadurch veranlaßten weitern Kriege, von den ungerechten Triumphen eines Dercyllidas und eines Agesilaus ist daselbst geredet.

Dieser leztgenannte spartanische König hatte seine Erhebung Lysandern zu danken; aber er machte sich bald von dessen Einfluß los, und veranlaßte hierdurch den herrschsüchtigen Mann, einen verrätherischen Plan zu schmieden. Dieser wurde jedoch entdeckt, bevor er reif war, und Lysander entging der Strafe nur durch den Tod, welchen er in einem Treffen gegen die Thebaner fand.

Denn während Agesilaus glorreich in Asien kämpfte, war in Griechenland der innere Krieg wieder aufgelodert. Zu spät sahen die kleineren Staaten ein, daß durch den Sturz Athens ihr Schicksal verschlimmert und die Hegemonie an ganz schamlose Despoten gekommen sey. So lebhaft war dieses Gefühl, daß über demselben alle besondern Verhältnisse und Feindschaften vergessen wurden, und selbst Theben und Korinth mit Athen gemeinsame Sache machten!

In verschiedenen Treffen hatte Sparta mit Nachtheil gestritten. Da rief es zum Schuz der einheimischen Gewalt den Agesilaus von seiner Siegesbahn in Asien ab. Er gehorchte dem Ruf, flog auf die Gefilde von Koronea, schlug die Feinde in einer äußerst hartnäckigen Schlacht (3590), und befestigte dadurch die spartanische Herrschaft.

Aber zur See hatte dieselbe bereits der Athener Konon vernichtet. Dieser geschickte Admiral hatte den Perserkönig zur Ausrüstung einer Flotte gegen die gefürchteten Spartaner vermocht. Konon führte sie an und errang bei Knidos über die Feinde seines Vaterlandes einen entscheidenden Sieg. Triumphi-

rend lief er in den Piräus ein und stellte, mit persischem Gelde, die durch Lysander zerstörten Werke wieder her.

Noch sieben Jahre wurde, mit abwechselndem Glück, gestritten. Die Perser neigten sich wieder auf spartanische Seite. Athen blühte durch Iphikrates und Chabrias von Neuem auf. Da schlossen die Spartaner mit Persien den berüchtigten, nach dem Unterhändler Antalkidas benannten Frieden (3597, 386 v. Chr.), welcher das demüthigendste Gegenstück zum glorreichen cimonischen ist. Denn die asiatischen Griechen, welche der frühere Friede befreit hatte, wurden jezt aufs Neue den Persern unterworfen. Von den Inseln sollte Lemnos den Athenern gehören, die übrigen Griechen aber frei seyn.

Durch diesen Frieden behaupteten dieselben die Präponderanz in Griechenland. Aber — was ein warnendes Beispiel für alle Zeiten seyn könnte — ein gar zu freches Attentat entriß ihnen die Gewalt für immer. Auf einem Zug gegen das emporstrebende Olynth überfiel Phöbidas, mitten im Frieden und ohne alle Reizung, das durch innere Zwietracht zerrüttete Theben und besezte die Burg Kadmeis (3606). Sparta ordnete in Theben eine oligarchische Regierung, welche, neben andern Gewaltthaten, auch 400 der besten Bürger verbannte. Unter diesen war Pelopidas, der, wie früher Thrasybulus zu Athen gethan, doch mit geringern Hilfsmitteln, die Vaterstadt von den Tyrannen befreite und die Spartaner aus Kadmeis vertrieb.

Dies war der Anfang des Krieges, der Sparta von seiner Höhe herabstürzte. Die Athener verbanden sich mit Theben. Viel, zu Wasser und zu Land, wurde gestritten. Timotheus, Konons Sohn, erwarb sich Ruhm, mehr aber Pelopidas, der zum erstenmal in dem Treffen bei Tegyra die Furchtbarkeit der thebanischen Waffen zeigte.

Durch die Vermittlung des Perserkönigs kam jezt ein Friede zwischen den Griechen zu Stande, nur Theben wurde davon ausgeschlossen.

Das ganze Gewicht der spartanischen Macht fiel nun auf dasselbe; ein starkes Heer unter dem König Kleombrotus brach in Böotien ein, aber die Schlacht bei Leuktra (3613, 370 v. Chr.), wo mit viermal kleinerer Macht Epaminondas und Pelopidas einen glänzenden Sieg errangen, endete Sparta's verhaßte Herrschaft.

Epaminondas und Pelopidas. Thebens Größe.

Theben hatte bis dahin eine sehr untergeordnete Rolle gespielt. Außerhalb war es fast ohne Einfluß, innere Zwietracht fraß seine

Kräfte auf, und ohne Scheu trat ihm Sparta auf den Nacken. Da erschienen zwei Männer, Pelopidas und Epaminondas, befreiten, erhoben ihr tief gefallenes Vaterland, schlichteten den Bürgerzwist, errangen den anerkannten Primat über das böotische Volk, bildeten dessen Jugend zum wohlgeordneten Schlachthaufen, schufen näher um sich eine unüberwindliche Heldenschaar (die heilige Schaar der 300 thebanischen Jünglinge, welche die kluggenährte patriotische Begeisterung, durch Ruhmbegierde und schwärmerisches Freundschaftsgefühl erhöht, insgesammt zu Helden machte), und dann — mit gewaltigen Schlägen — stürzten sie die gefürchtete Herrschaft Sparta's nieder, gaben Thessalien, gaben Macedonien Geseze, und machten den thebanischen Namen über ganz Griechenland groß. Als sie aber dieses vollbracht und ihre — durch ein strenges Geschick zu sehr verkürzte — Heldenbahn glorreich erfüllt hatten: da erwachte Theben von dem stolzen Traum der Herrschaft, und seine Größe sank, wie ein Gebäude, dessen Grundpfeiler gewichen, in sich selbst zusammen.

Nach der Schlacht bei Leuktra fiel Epaminondas mit großer Macht in den Peloponnes. Sparta, welches kurz vorher noch weithin geboten, konnte jezt kaum seine eigenen Mauern vertheidigen. Die Blüthe seiner Jugend war getödtet und die unterjochten Völkerschaften, die Bundesgenossen, fielen ab. In diesem Sturm bewies sich Agesilaus als Held, würdig gegen Epaminondas zu streiten. Mit aller Kriegskunst und Anstrengung konnte dieser sich Sparta's nicht bemeistern. Die Athener schlossen einen Bund mit der alten Feindin, und die stolze Siegerin am Aegos bewilligte Athen die gemeinschaftliche Anführung. Epaminondas wich im Rückzug dem Heer des Iphikrates aus und verließ den Peloponnes. Genug hatte er Sparta gedemüthigt. Den zurückberufenen Messeniern hatte er das Land ihrer Väter wieder gegeben, und von zwei Seiten, durch das neu erbaute Messene und durch den starken Waffenplaz Megalopolis (in Arkadien), die lakonische Macht für die Zukunft bedrängt.

Epaminondas und Pelopidas wurden bei ihrer Rückkehr vor ein Blutgericht gestellt, weil sie die Gewalt über die vom Gesez bestimmte Zeit geführt. Mit Mühe entgingen sie der Verurtheilung. Jezt war sechs Jahre hindurch eine Art Waffenruhe in Griechenland. Pelopidas indessen, von den Völkern Thessaliens gerufen, that mehrere glänzende Züge gegen Alexander, den Tyrannen von Pherä. Aber auf dem lezten fand er den Tod. Früher hatte er in Macedonien eine Thronstreitigkeit durch sein Machtwort geschlichtet. Bei dieser Gelegenheit war der junge Philipp als Geisel nach Theben gebracht wor-

den. Durch den Umgang mit Epaminondas bildete sich dort das Genie dieses Prinzen aus, welches später für ganz Griechenland, und insbesondere für Theben, sehr verderblich wirken sollte.

Eine Fehde zwischen Tegea und Mantinea veranlaßte jezt einen neuen Zug des Epaminondas in den Peloponnes. In der Nähe von Mantinea wurde die denkwürdige Schlacht geschlagen, welche über Thebens oder Sparta's Größe entscheiden sollte (3621, 362 v. Chr.). Epaminondas' vortreffliche Schlachtordnung errang den Sieg. In dem Augenblick, als er ihn festhalten wollte, traf ihn ein feindlicher Speer. Man trug den Sterbenden in sein Gezelt, und als er vernommen, daß sein Schild geborgen und der Feind geflohen sey, da zog er das Eisen freudig aus der Wunde, und die Heldenseele entfloh. So starb der „Erste der Griechen," nach Cicero's Urtheil.

Griechenland, durch Macedonien unterjocht.

Nach der Schlacht bei Mantinea schlossen die meisten Staaten Frieden. Nur Sparta und Theben söhnten sich nicht aus, aber Schwäche hinderte sie an der Fortsezung des Krieges.

Agesilaus, welcher die Erniedrigung seines Vaterlandes gesehen, ja veranlaßt hatte, entfloh dem Anblick derselben durch einen abenteuerlichen Kriegszug nach Aegypten, auf welchem er starb.

Athen führte einen dreijährigen Krieg gegen die abtrünnigen Bundesgenossen, als Chios, Kos, Rhodus und Byzanz. Die guten Feldherren Iphikrates und Timotheus mußten, weil es ein charakterloser Pöbel wollte, dem nichtswürdigen Chares weichen. Viel Blut wurde umsonst vergossen. Die Bundesgenossen blieben frei.

Das Verhältniß der griechischen Staaten war jezt demjenigen ähnlich, welches vor den Perserkriegen gewesen. Die Hegemonie hatte aufgehört. Vereinzelung, unter dem Namen der Freiheit, war das System. Gleichwohl, da Griechenland noch denselben Länderumfang und dieselbe Volkszahl und bei seinem erhöhten Wohlstand sicher noch mehr Streitkräfte als zur Zeit des Xerxes besaß, auch unter seinen Staaten noch dieselben politischen Bande, mit Ausnahme der Hegemonie, wie früher bestanden: so hätte es nach Außen auch eben so stark als damals seyn mögen, wenn nicht zwischen jezt und damals der wesentliche Unterschied obgewaltet hätte, der zwischen Jugend und Altersschwäche, oder zwischen dem Zustand einer sich erst bildenden Vereinigung und jenem der anfangenden Auflösung ist. Die Ideen des Vaterlandes, der Freiheit, des edlen Ruhmes hatten ihre begeisternde Ge-

genwart verloren; an ihre Stelle waren niedrige Selbstsucht, erbärmlicher Sinnengenuß, Uebermuth, Neid und eingewurzelter Haß getreten; die Erinnerung der Vorfahren bewirkte leeren Stolz, keine Nacheiferung; über den noch frischen Gräbern der Helden wandelte ein entartetes Geschlecht.

Dazu kam, daß das Verhängniß diesem alternden Griechenland in dem jugendlich kräftigen, benachbarten Macedonien und dessen großem Fürsten Philipp den furchtbarsten Feind gab. Die Unterwerfung Griechenlands war vom Augenblick der Thronbesteigung Philipps das Ziel seines Strebens, welches er mit unerschütterlicher Beharrlichkeit und vieljähriger, nie ermattender Arbeit verfolgte, und endlich erreichte. Abwechselnd Schmeichelei und Drohung, List und Gewalt, Gold und Eisen anwendend, wußte er die Griechen selbst als Werkzeug zum Verderben der Griechen zu gebrauchen. Mit den Schäzen einer Stadt erkaufte er sich Anhänger in der zweiten, mit dem Blute des einen Volkes die Unterjochung des andern; und als in dem herabgewürdigten, entzweiten, verrathenen Griechenland noch einmal die Flamme des Gemeingeistes, durch dringende Noth geweckt, emporloderte, noch einmal das Losungswort „Vaterland und Freiheit" in der Griechen Reihen tönte, da zertrat sie die sieggewohnte Phalanx in Chäronea's leichenvollem Felde (3646, 337 v. Chr.).

Mit dieser Katastrophe beginnt die Herrschaft Macedoniens. Mit seiner Geschichte ist jezt auch die griechische verbunden.

Macedonische Geschichte.

Aelteste Geschichte.

Die älteste Geschichte Macedoniens, so wie des benachbarten Traziens, ist dunkel und wenig interessant. Die Kultur, welche sehr frühe hier gedämmert — Orpheus war aus Trazien — verlor sich wieder, und Jahrhunderte lang herrschte völlige Barbarei. In Macedonien sollen, als Karanus, ein Heraklide, von Argos dahin zog, und in Edessa sich festsetzte (3170), gegen 150 Horden herumgeschwärmt seyn. Seine Eroberungen bildeten nach der Sage die Grundlage eines Reiches, welches schon durch Perdikkas, seinen Urenkel (3271), ansehnlich vergrößert wurde; und — bis zur römischen Herrschaft — 650 Jahre dauerte. Darius Hystaspis unterwarf sich Ma-

cedonien und Thrazien auf seinem scythischen Zuge. Beide Länder wurden wieder frei durch die Siege der Griechen. Die Kolonien dieser lezten vermehrten die Bevölkerung und den Flor. Perdikkas II. (3548) nahm, auf kluge Weise, Antheil am peloponnesischen Krieg gegen Athen. An Archelaus Hof (3571) wurden Euripides Tragödien gespielt. Das Land erhob sich aus der Barbarei, Städte wurden gebaut, Heerstraßen angelegt, der Ackerbau blühte. Aber später wütheten langwierige, innerliche Kriege, besonders unter den Söhnen des Amyntas II. (3614). Illyrier, Thrazier, Athentenser, Thebaner mischten sich in dieselben; Pelopidas führte den jüngsten Prinzen, Philipp, als Geisel nach Theben. Dieser, als die beiden ältern Brüder gestorben und neue Kronprätendenten aufgestanden waren, entwischte von Theben und wurde von den Macedoniern anfangs zum Vormund seines jungen Neffen Amyntas III., bald darauf aber — weil das Bedrängniß der Zeiten einen kraftvollen Herrscher erheischte — zum König erklärt (3625).

Philipp II.

Als Philippus den Thron bestieg, war Macedonien in der äußersten Zerrüttung, von innerer Zwietracht zerfleischt, und bald der Spott und die Beute der Nachbaren. Zwanzig Jahre später stand es da in lebendig aufstrebender Stärke, voll jugendlichen Muthes und Gedeihens. Weithin war seine Herrschaft ausgebreitet über die barbarischen Nationen, vom adriatischen bis zum schwarzen Meer und über des Hämus waldige Höhen bis zu den Fluten des Ister. Der persische Großkönig, welcher ehedessen Macedonien zu den geringsten seiner tributbaren Länder gezählt, betrachtete bereits dessen schwellende Größe mit ahnender Besorgniß.

Die thrazischen, illyrischen, dardanischen Stämme, die Philipp allererst besiegte, dienten dem König durch ihre kriegerische Jugend zu weiterer Eroberung. Eine kostbare Erwerbung war das Land zwischen dem Strymon und Nestus, dessen Bergwerke — im Pangäus — ihm jährlich tausend Talente ertrugen. — Aber alles das und auch die Eroberung der Küstenstädte Amphipolis, Pydna, Potidäa und des mächtigen Olynth war nur Vorbereitung zur Erfüllung des Hauptplanes — der Unterwerfung von Griechenland.

Das Griechenvolk war freilich tief gesunken. Seine Söhne besaßen keinen Gemeinsinn, keine Vaterlandsliebe mehr. Es hatte sich die republikanische Strenge in Weichheit und Ueppigkeit aufgelöst, engherziger Egoismus den Eifer fürs allgemeine Wohl

verdrängt, einheimische Zwietracht die edelsten Kräfte verzehrt. Die Griechen vermochten nicht mehr frei und selbstständig zu seyn, weil sie aufgehört hatten, es zu verdienen. Gleichwohl war dieses Volkes Besiegung ein gigantisches Unternehmen für den Fürsten Macedoniens, dessen Vorfahren es sich zur Ehre gerechnet hatten, in die Liste der athenischen Bürger eingetragen zu werden, und dessen Thron eine geraume Zeit von der Gnade Thebens abhing. Es konnte in dem Gemüth der Griechen, was Vaterlandsliebe nicht mehr that, durch kleinere, näher liegende Interessen bewirkt werden; ja, es mochten die Feuerworte eines Demosthenes auch den Trägsten zu männlichen Entschlüssen begeistern, und ein Augenblick der Eintracht unter dem Griechenvolk mußte Macedoniens Macht in ihrem Entstehen zertrümmern. Diesen gefürchteten Augenblick hintanzuhalten, war Philipps angelegenste Sorge, und daß es ihm gelang, der Triumph der politischen Gewandtheit, der Beharrlichkeit und einer undurchdringlichen Verstellung. Da der Name und der Einfluß eines Barbaren gehässig war, so suchte er sich für einen Hellenen geltend zu machen und durch Sprache und Sitte als solchen zu bewähren. In allen Städten gewann er Anhänger, besonders unter den öffentlichen Rednern, indem er sie durch Schmeichelei oder Geschenke bestach, oder auch durch Darleihen, die er nahm, und ihr Interesse mit dem seinigen verknüpfte. Er streute Mißtrauen und Zwietracht unter die griechischen Völker, hielt die einen durch Versprechungen und Einräumungen kleiner Vortheile hin, beschäftigte die andern durch Erregung einheimischer Fehden, und wiegte sie alle durch scheinbare Mäßigung in gefährliche Sicherheit ein. Wo er sich in die griechischen Angelegenheiten mischte, da that er's gerufen, als Vermittler, Schüzer oder Vollstrecker der öffentlichen Beschlüsse.

So wurde er von den Stammhäuptern der Thessalier, den Aleuaden, gegen Lykophron, den Tyrannen von Pherä, zu Hilfe gerufen. Er besiegte diesen (3632), und gebot nun selbst in Thessalien. Bald nachher baten ihn die Thebaner um Beistand gegen die Phocier, und öffneten ihm hierdurch die Thore von Hellas.

Dieser heilige Krieg — er heißt also, weil er wegen der Interessen eines Gottes geführt ward — gab den nähern Anlaß zu Griechenlands Verderben. Die Thebaner hatten aus alter Feindschaft ein Straferkenntniß der Amphiktyonen gegen die Phocier, welche einige Aecker Apollo's bebaut hatten, erwirkt und hierdurch die Erstern zu dem verzweifelten Entschlusse gebracht, die delphischen Tempelschäze zu rauben. Dergestalt erlangten sie die Mittel zum beharrlichsten Widerstand. Zehn Jahre währte dieser

mit fanatischer Wuth geführte Krieg. Athen und Sparta stritten für die Phocier; sie selbst wurden durch die drei Brüder Philomelus, Onomarchus und Phayllus, welche nach einander als Heerführer den Heldentod starben, zur Tapferkeit entflammt. Das ermattete Theben rief den lauernden Philipp herbei. Er kam, erdrückte die Phocier, und erhielt zum Lohn, nebst dem Ruhm eines religiösen Fürsten, die zwei Stimmen im Rath der Amphiktyonen, welche die Gottesräuber bis dahin geführt, und damit einen gesezlichen Einfluß in die griechischen Geschäfte (3640).

Aber zwei Männer hielten ihn in seiner Laufbahn auf, Demosthenes und Phocion; der Erste durch die Begeisterung, die er von der Rednerbühne herab dem Volke ertheilte, durch den Späherblick, womit er die Absichten Philipps erkannte, und die Unermüdlichkeit, mit welcher er denselben entgegen arbeitete; der Zweite — der Retter von Perinthus und Byzanz — durch hohes Feldherrntalent und altgriechische Tugend.

Ein zweiter heiliger Krieg führte die endliche Katastrophe herbei. Die Lokrer von Amphissa, die sich des vom delphischen Apoll angesprochenen Hafens von Cirrha bemächtigt hatten, wurden von den Amphiktyonen geächtet. Philipp erhielt den Auftrag der Achtsvollstreckung. Er zog durch den Thermopylen-Paß, und — nicht länger schien ihm Verstellung nothwendig — bemächtigte sich des festen Elatea. Die Griechen erwachten aus ihrem Schlummer und — zagten. Da brachte Demosthenes siegende Beredsamkeit eine Allianz zwischen Theben und Athen zu Stande, ungeachtet des wechselseitigen Hasses. Auch die Achäer, die Korinther und andere Völker eilten herbei zur Vertheidigung der Freiheit. Es war ein leztes Aufwallen des Patriotismus. Bei Chäronea in Böotien trafen die Heere auf einander (3646, 337 v. Chr.). Die Schlacht war blutig. Philipps Besonnenheit erhielt den Sieg über die ungestüme Hize der Griechen. An diesem Tag ging die Freiheit Griechenlands unter. Die Mäßigung des Königs vollendete die Unterwerfung. Nur gegen Theben wurde einige Strenge geübt; Athen erhielt einen guten Frieden. Die Abgeordneten aller griechischen Staaten sollten nach Korinth kommen, um dort die Anträge des Siegers zu vernehmen.

Es war geschehen. Weiterer Widerstand schien unmöglich. Jezt triumphirten überall die Freunde Maceboniens; die Patrioten verstummten, ihre Hoffnung der fernen Zukunft übergebend; und die Menge, betäubt und muthlos, erwartete von des Siegers Gnade ihr Heil. Dennoch wagte es Philipp nicht, sich König der Griechen zu nennen, wohl wissend, daß das Volk mehr an Na- und Formen, als an der Sache hängt: aber zum Heerfüh-

rer der Griechen ließ er auf dem korinthischen Reichstag sich ernennen, gegen die Perser, welche der Nation erblicher Haß verfolgte. Nur Sparta hatte den Tag nicht beschickt.

Schon waren die Heere versammelt, schon zagte der Hof zu Susa — da trat das Schicksal in die Mitte, und raffte den König weg. Mitten unter seinen Freunden und Dienern, umgeben von Verwandten und Lieblingen, traf ihn an einem der Freude und Versöhnung geweihten Tag das tödtliche Schwert, welches seine eigene Gattin dem Mörder gereicht, und sein Sohn nicht entwunden hatte (3648, 335 v. Chr.).

Alexander der Große.

Dieser Sohn, Alexander, auf welchem wenigstens der Verdacht des Vatermordes lastet, hatte schon in früher Jugend die bewundernden und sorgenden Blicke der Nationen auf sich gezogen durch früh reifenden Herrschersinn und flammende, in That und Rede sich aussprechende, Ruhmsucht. Selbst sein Vater hieß ihn, mit prophetischem Geiste, sich ein anderes Reich suchen, Macedonien sey für ihn zu klein; und es mochten die Völker in den Thränen, die der junge Alexander bei den Nachrichten von Philipps Siegen vergoß, weil der Vater ihm selbst Nichts mehr zu erobern übrig lassen würde, ahnend jene Ströme von Blut und Thränen erblicken, welche seine Größe sie kosten würde. Als Philipp starb, ergriffen, als hätte die allgemeine Losung der Freiheit ertönt, die besiegten Völker die Waffen, um Macedoniens verhaßte Herrschaft zu stürzen.

In so drohender Lage waren Viele, die Alexandern riethen, das Ungewitter durch Gelindigkeit und Nachgeben zu beschwören. Aber Er, die ganze Wichtigkeit des Augenblickes fühlend, verwarf die furchtsamen Rathschläge, und beschloß, die einheimischen und auswärtigen Empörer vereinzelt durch plözliche Gewalt und Schrecken zu lähmen, ehe sie Zeit gewännen, zu seinem Verderben sich zu vereinigen. Also zog er mit seinen Getreuen schnell und furchtbar umher, zerschmetternd, was sich widersezte, aber Gnade anbietend den Reuigen. Die Nachkommen der Sieger von Marathon und Platäa suchten jezt ihr Heil in eiliger Unterwerfung. Sie priesen sich glücklich, daß Alexander sich begnügte, so wie früher sein Vater, Feldherr der Griechen gegen die Perser zu heißen. Als aber der König weit weg von dem beruhigten Griechenland zur Unterwerfung der kühnern Barbaren zog, so brach eine abermalige Empörung, vornehmlich in Theben, aus, welche jedoch Alexander durch überraschend schnelle Rückkehr und Eroberung Thebens dämpfte. Unter Trompetenschall wurde dies

unglückliche Stadt — andern zum schreckenden Beispiel — zerstört; und, mit Ausnahme von Pindars Geschlecht, alle Einwohner getödtet, oder als Sklaven verkauft.

Jezt kannte die wegwerfende Schmeichelei der Griechen keine Grenze mehr. Alexanders Ernennung zum Oberfeldherrn wurde mit Jubel erneuert und nun rasch die Hand an's blutige Werk gelegt.

Die Vertheidigungsanstalten der Perser waren ohne Energie und Zusammenhang. Statt den Hellespont zu vertheidigen, stellten sie sich am Granikus auf (3650, 333 v. Chr.), und wurden leicht überwältigt durch den ersten Ungestüm des macedonischen Helden. Kleinasien war der Preis des Sieges und die von den Städten Joniens ausgerüstete Flotte eine wichtige Verstärkung.

Darius, seinem Verhängniß folgend, hatte die persische Macht in die cilicischen Engpässe geführt, vergessend, was einst bei Marathon und was bei Salamis Verderben über die zusammengedrängten Schlachtschaaren gebracht. Er sah die Zertrümmerung des Heeres, gab sein reiches Lager, gab seine Familie dem Sieger preis, und floh, voll Schmerz und Betäubung, in's Innere seines Reiches.

Unaufhaltsam zog Alexander durch die blühenden Küstenländer Syrien, Phönizien, Palästina, hinab bis an die ägyptische Grenze. Nur Tyrus, die Königin des Meeres, welche sich unter dem persischen Scepter einer gelinden Beherrschung erfreute, durch ihre Flotte und durch die insularische Lage stark, beschloß, zu widerstehen. Ihre Eroberung, nach siebenmonatlichem, fürchterlichem Kampf, war der Triumph der Kriegskunst und unbeugsamen Beharrlichkeit; aber das schaudervolle Loos, das nun über die Stadt und die edlen Tyrer erging, vielleicht der abscheulichste Flecken in Alexanders bluttriefender Geschichte.

Die unermeßlichen Opfer, die jezt Darius, um Frieden zu erhalten, anbot, wurden von dem übermüthigen Sieger mit Hohn verworfen und, nach Eroberung von Gaza, Aegypten, das von jeher die Perser haßte, leicht bezwungen (3652). Mit Mühe und Gefahr pilgerte jezt Alexander durch den libyschen Sand zur berühmten Oase, wo der uralte Tempel Jupiter Hammons stand, dessen Priester ihn für des Gottes Sohn erklärte (3653).

Von Aegypten, wo er seinem Ruhm das herrlichste Monument durch Erbauung Alexandriens gesezt, brach der Unersättliche endlich nach Mittelasien auf. Auf den Ebenen von Arbela geschah der lezte, entscheidende Schlag (3654, 329 v. Chr.). Er ließ sich voraussehen. Gleichwohl ist in der Art, wie den Darius das Glück traf, und in der Vollendung desselben abermals das Ver-

hängniß sichtbar. Das Herz der persischen Staaten, das königliche Babylon, und Susa, mit den Schäzen Asiens erfüllt, und — nach kühn durchbrochenen Gebirgspässen — auch die ehrwürdige Persepolis fielen jezt in des Siegers Gewalt. Hier war es, wo der berauschte Alexander, auf der athenischen Buhlerin Thais Mahnen, das heiligste Nationaldenkmal der Perser mit Feuer zerstörte.

Die schnelle Eroberung der nördlichen Provinzen (Medien, Parthien, Hyrkanien, Margiana und Aria), wohin Darius nach seiner Niederlage sich geflüchtet, zeigte, daß Alexander nicht nur zu siegen, sondern den Sieg auch zu nüzen verstand. Darius erlitt einen traurigen Tod durch des Verräthers Bessus Hand. Das unaufhaltsame Vordringen Alexanders hatte die Ausführung des Bubenstücks beschleunigt. Die Verfolgung und nachmalige Hinrichtung des Bessus (3656) oder Artaxerxes IV., wie sich der Usurpator nannte) war das Werk der Politik und der Feindschaft, nicht der Gerechtigkeitsliebe. Alexander selbst war nicht nur Thronräuber, sondern bereits auch zum Mörder herabgesunken: er hatte der Folter des Philotas beigewohnt und dessen Vater Parmenio, seinen treuesten Freund und Diener, banditenmäßig tödten lassen. Bald darauf ermordete er Klitus, seinen Milchbruder und Retter, mit eigener Hand. Die Hize des Rausches und Klitus Frechheit mögen dieses Verbrechens Zurechnung mildern; aber Kallisthenes Hinrichtung (3657) – die Rache wegen verweigerter Anbetung — ist ein ewig empörender Frevel.

Das Verlangen, den Ruhm der alten Heroen, von deren Zügen nach Indien die Sage ging, zu übertreffen, trieb Alexandern zum Angriff auf dieses entfernte Land. Nachdem er die Evergeten, Arachosier, dann die Völker von Baktrien, Sogdien und Paropamisus bezwungen, zog er mit seinen schon längstens kriegessatten Macedoniern in das volkreiche Nord-Indien (Panjab) ein. Dessen Einwohner, die Vorfahren der heutigen Seiks und Maratten, gehörten zur indischen Krieger-Kaste. Daher ist ihre tapfere Gegenwehr begreiflich. Die Allianz mit dem König Taxiles erleichterte jedoch Alexanders Vordringen. Er ging über den Indus, dann über den Hydaspes (Behat oder Chelum), schlug den heldenmüthigen Porus, welchen er dann sich zum Freund machte, und weiter über den großen Acesines (Schenaub) und Hydraotes (Rauvi) bis zum Hyphasis (Bejah), nahe an der Scheidungslinie der großen Flußgebiete des Indus und Ganges. Schon verschlang er im Geist die Schäze des jenseitigen Indien, als die entschlossene Weigerung seiner Soldaten, weiter zu gehen, ihn zur Rückkehr zwang (3658). Mißvergnügt trat er den Rückweg durch

das Land der Mallier (Multan) zum Hydaspes an, fuhr dann auf diesem Fluß in den Acesines, von diesem in den Indus und auf dem lezten bis zum Weltmeer, alle Nationen an beiden Ufern bezwingend. Nun ließ er die Flotte unter Nearchus die interessante Fahrt von der Mündung des Indus bis zum persischen Meerbusen thun, und ging mit dem Landheer durch die Sandwüsten von Gedrosien und Carmanien nach Persis und von da nach Babylon zurück. Drei Viertheile der Truppen wurden durch Hunger und Krankheiten aufgerieben; nach überstandener Noth aber der Zug der Weltstürmer durch unabgebrochene Bacchanalien geschändet.

In Babylon gab Alexander den Abgeordneten und Statthaltern der Provinzen und den Gesandten ferner Völker Gehör, schaffte — wie er Solches auch auf der Reise gethan — viele Mißbräuche der Verwaltung ab, ertheilte Belohnungen und Strafen, und entwarf große Plane für die Zukunft, sowohl in Beziehung auf die Organisirung seines Reiches, als auf die Erweiterung desselben.

Man weiß nicht genau, welches die Plane gewesen. Aber so viel läßt sich erkennen, daß er alle Theile seines unermeßlichen Reiches zu einem fest zusammenhängenden Ganzen bleibend verbinden wollte.

Griechische Feinheit, Kunst und Wissenschaft sollten am Indus und Oxus und in den hyrkanischen Wäldern gedeihen, und — wie ließ sich sonst das große Ganze zusammenhalten? — Griechen und Macedonier sollten wie Perser gehorchen lernen. Die Hauptstadt des Reiches sollte Babylon seyn, die uralte Königsstadt, in der Mitte der damals bekannten Welt gelegen, und durch diese Lage geeignet, auf Wasser- und Landwegen mit den fernsten Völkern in leichter Verbindung zu stehen.

Aber diese Segnungen der Civilisation, des Wohlstandes, der Aufklärung sollten nicht auf den Umfang Eines — wenn auch großen — Reiches beschränkt bleiben; es sollten vielmehr alle Völker der Erde zur Theilnahme an denselben berufen werden. Die möglichst weite Ausbreitung des Handels und zuverlässiger noch die Waffengewalt und Eroberung sollten die große Idee verwirklichen, und Alexandern zugleich zum Weltherrscher machen.

In diesem Sinne soll Alexander sich vorgenommen haben, nach vorläufiger Eroberung Arabiens, welches allernächst zur Rundung seiner Staaten gehörte, mit einer mächtigen Flotte von dem rothen Meer aus ganz Afrika zu umschiffen, auf jenen Wegen, welche einstens phönizische Piloten unter Necho's Auspicien befahren, alle Nationen dieses Welttheils zu bezwingen, dann aber durch die gadetanische Straße in's Mittelmeer zu

steuern, auch dessen Bewohner, vorzüglich Karthager und Römer, huldigen zu lassen, und endlich, nach vollbrachter Welteroberung, vom Niedergang her in's väterliche Reich zurückzukehren, von welchem er ostwärts ausgezogen.

Aber ihm war vom Schicksal Nichts weiter zu wirken vergönnt. Im zwei und dreißigsten Jahr seines Alters starb der macedonische Held, am Trunk, an Gift oder an Erschöpfung, und sein unvollendetes Werk ging unter den heftigsten Erschütterungen in Trümmer.

Zersplitterung des alexandrischen Reiches.

Nach Alexanders M. Tode herrschte durch drei und zwanzig Jahre in allen Ländern seines weiten Reiches Verwirrung und Blutvergießen. Von den Völkern und ihren Interessen kömmt — einige Bewegung in Griechenland und etwa die Anhänglichkeit der Babylonier an Seleukus ausgenommen — in dieser langen Zeit nicht das Mindeste vor. Wir sehen nichts als Generale und Soldaten, welche über die Theilung einer herrenlosen Heerde sich zanken, und in diesem Streit sich selbst unter einander, sowie die Heerde mit unsinniger Wuth zerfleischen. Es gibt wenig so klägliche Zeiten in der Geschichte.

Alexander hatte eine zahlreiche Familie (meist Seitenverwandte, dann seine Mutter Olympias, auch einige Wittwen, worunter Roxane, welche erst nach des Königs Tod den eigentlichen Erben, Alexander Aegäus, gebar) hinterlassen. Niemand darunter war geeignet, die Zügel des Reiches in diesen drangvollen Zeiten zu führen. Das einzige Band, welches die alexandrischen Staaten zusammenhielt, war die Armee. Diese aber hing zunächst an ihren Generalen, welche — im Bewußtseyn ihrer Macht — es verschmähten, unmündigen oder blödsinnigen Personen oder Weibern zu gehorchen. Es blieb Nichts übrig, als die Theilung des Reiches unter diese Machthaber. Aber wie hätte sie friedlich geschehen können zwischen leidenschaftlichen, herrschsüchtigen Menschen, die an die Entscheidung des Schwertes gewohnt waren? — Daher, obgleich anfangs aus gegenseitiger Scheu oder aus einem Rest der Ehrfurcht für das königliche Haus den Angehörigen Alexanders der Name der Herrschaft und den Generalen bloß die Statthalterschaft der Provinzen ertheilt wurde, bald nachher die blutigsten Kriege losbrachen, und unter den heftigsten Erschütterungen das ganze alexandrische Haus, als um des Hauptes Schuld zu sühnen, durch Mörder und Henker vertilgt wurde.

Die wichtigsten der alexandrischen Generale waren: Perdik-

den. Durch den Umgang mit Epaminondas bildete sich dort das Genie dieses Prinzen aus, welches später für ganz Griechenland, und insbesondere für Theben, sehr verderblich wirken sollte.

Eine Fehde zwischen Tegea und Mantinea veranlaßte jezt einen neuen Zug des Epaminondas in den Peloponnes. In der Nähe von Mantinea wurde die denkwürdige Schlacht geschlagen, welche über Thebens oder Sparta's Größe entscheiden sollte (3621, 362 v. Chr.). Epaminondas' vortreffliche Schlachtordnung errang den Sieg. In dem Augenblick, als er ihn festhalten wollte, traf ihn ein feindlicher Speer. Man trug den Sterbenden in sein Gezelt, und als er vernommen, daß sein Schild geborgen und der Feind geflohen sey, da zog er das Eisen freudig aus der Wunde, und die Heldenseele entfloh. So starb der „Erste der Griechen," nach Cicero's Urtheil.

Griechenland, durch Macedonien unterjocht.

Nach der Schlacht bei Mantinea schlossen die meisten Staaten Frieden. Nur Sparta und Theben söhnten sich nicht aus, aber Schwäche hinderte sie an der Fortsezung des Krieges.

Agesilaus, welcher die Erniedrigung seines Vaterlandes gesehen, ja veranlaßt hatte, entfloh dem Anblick derselben durch einen abenteuerlichen Kriegszug nach Aegypten, auf welchem er starb.

Athen führte einen dreijährigen Krieg gegen die abtrünnigen Bundesgenossen, als Chios, Kos, Rhodus und Byzanz. Die guten Feldherren Iphikrates und Timotheus mußten, weil es ein charakterloser Pöbel wollte, dem nichtswürdigen Chares weichen. Viel Blut wurde umsonst vergossen. Die Bundesgenossen blieben frei.

Das Verhältniß der griechischen Staaten war jezt demjenigen ähnlich, welches vor den Perserkriegen gewesen. Die Hegemonie hatte aufgehört. Vereinzelung, unter dem Namen der Freiheit, war das System. Gleichwohl, da Griechenland noch denselben Länderumfang und dieselbe Volkszahl und bei seinem erhöhten Wohlstand sicher noch mehr Streitkräfte als zur Zeit des Xerxes besaß, auch unter seinen Staaten noch dieselben politischen Bande, mit Ausnahme der Hegemonie, wie früher bestanden: so hätte es nach Außen auch eben so stark als damals seyn mögen, wenn nicht zwischen jezt und damals der wesentliche Unterschied obgewaltet hätte, der zwischen Jugend und Altersschwäche, oder zwischen dem Zustand einer sich erst bildenden Vereinigung und jenem der anfangenden Auflösung ist. Die Ideen des Vaterlandes, der Freiheit, des edlen Ruhmes hatten ihre begeisternde Ge-

genwart verloren; an ihre Stelle waren niedrige Selbstsucht, erbärmlicher Sinnengenuß, Uebermuth, Neid und eingewurzelter Haß getreten; die Erinnerung der Vorfahren bewirkte leeren Stolz, keine Nacheiferung; über den noch frischen Gräbern der Helden wandelte ein entartetes Geschlecht.

Dazu kam, daß das Verhängniß diesem alternden Griechenland in dem jugendlich kräftigen, benachbarten Macedonien und dessen großem Fürsten Philipp den furchtbarsten Feind gab. Die Unterwerfung Griechenlands war vom Augenblick der Thronbesteigung Philipps das Ziel seines Strebens, welches er mit unerschütterlicher Beharrlichkeit und vieljähriger, nie ermattender Arbeit verfolgte, und endlich erreichte. Abwechselnd Schmeichelei und Drohung, List und Gewalt, Gold und Eisen anwendend, wußte er die Griechen selbst als Werkzeug zum Verderben der Griechen zu gebrauchen. Mit den Schäzen einer Stadt erkaufte er sich Anhänger in der zweiten, mit dem Blute des einen Volkes die Unterjochung des andern; und als in dem herabgewürdigten, entzweiten, verrathenen Griechenland noch einmal die Flamme des Gemeingeistes, durch dringende Noth geweckt, emporloderte, noch einmal das Losungswort „Vaterland und Freiheit" in der Griechen Reihen tönte, da zertrat sie die sieggewohnte Phalanx in Chäronea's leichenvollem Felde (3646, 337 v. Chr.).

Mit dieser Katastrophe beginnt die Herrschaft Macedoniens. Mit seiner Geschichte ist jezt auch die griechische verbunden.

Macedonische Geschichte.

Aelteste Geschichte.

Die älteste Geschichte Macedoniens, so wie des benachbarten Traziens, ist dunkel und wenig interessant. Die Kultur, welche sehr frühe hier gedämmert — Orpheus war aus Trazien — verlor sich wieder, und Jahrhunderte lang herrschte völlige Barbarei. In Macedonien sollen, als Karanus, ein Heraklide, von Argos dahin zog, und in Edessa sich festsezte (3170), gegen 150 Horden herumgeschwärmt seyn. Seine Eroberungen bildeten nach der Sage die Grundlage eines Reiches, welches schon durch Perdikkas, seinen Urenkel (3271), ansehnlich vergrößert wurde; und — bis zur römischen Herrschaft — 650 Jahre dauerte. Darius Hystaspis unterwarf sich Ma-

cedonien und Thrazien auf seinem scythischen Zuge. Beide Länder wurden wieder frei durch die Siege der Griechen. Die Kolonien dieser lezten vermehrten die Bevölkerung und den Flor. Perdikkas II. (3548) nahm, auf kluge Weise, Antheil am peloponnesischen Krieg gegen Athen. An Archelaus Hof (3571) wurden Euripides Tragödien gespielt. Das Land erhob sich aus der Barbarei, Städte wurden gebaut, Heerstraßen angelegt, der Ackerbau blühte. Aber später wütheten langwierige, innerliche Kriege, besonders unter den Söhnen des Amyntas II. (3614). Illyrier, Thrazier, Athenienser, Thebaner mischten sich in dieselben; Pelopidas führte den jüngsten Prinzen, Philipp, als Geisel nach Theben. Dieser, als die beiden ältern Brüder gestorben und neue Kronprätendenten aufgestanden waren, entwischte von Theben und wurde von den Macedoniern anfangs zum Vormund seines jungen Neffen Amyntas III., bald darauf aber — weil das Bedrängniß der Zeiten einen kraftvollen Herrscher erheischte — zum König erklärt (3625).

Philipp II.

Als Philippus den Thron bestieg, war Macedonien in der äußersten Zerrüttung, von innerer Zwietracht zerfleischt, und bald der Spott und die Beute der Nachbaren. Zwanzig Jahre später stand es da in lebendig aufstrebender Stärke, voll jugendlichen Muthes und Gedeihens. Weithin war seine Herrschaft ausgebreitet über die barbarischen Nationen, vom adriatischen bis zum schwarzen Meer und über des Hämus waldige Höhen bis zu den Fluten des Ister. Der persische Großkönig, welcher ehedessen Macedonien zu den geringsten seiner tributbaren Länder gezählt, betrachtete bereits dessen schwellende Größe mit ahnender Besorgniß.

Die thrazischen, illyrischen, dardanischen Stämme, die Philipp allererst besiegte, dienten dem König durch ihre kriegerische Jugend zu weiterer Eroberung. Eine kostbare Erwerbung war das Land zwischen dem Strymon und Nestus, dessen Bergwerke — im Pangäus — ihm jährlich tausend Talente ertrugen. — Aber alles das und auch die Eroberung der Küstenstädte Amphipolis, Pydna, Potidäa und des mächtigen Olynth war nur Vorbereitung zur Erfüllung des Hauptplanes — der Unterwerfung von Griechenland.

Das Griechenvolk war freilich tief gesunken. Seine Söhne besaßen keinen Gemeinsinn, keine Vaterlandsliebe mehr. Es hatte sich die republikanische Strenge in Weichheit und Ueppigkeit aufgelöst, engherziger Egoismus den Eifer fürs allgemeine Wohl

verdrängt, einheimische Zwietracht die edelsten Kräfte verzehrt. Die Griechen vermochten nicht mehr frei und selbstständig zu seyn, weil sie aufgehört hatten, es zu verdienen. Gleichwohl war dieses Volkes Besiegung ein gigantisches Unternehmen für den Fürsten Macedoniens, dessen Vorfahren es sich zur Ehre gerechnet hatten, in die Liste der athenischen Bürger eingetragen zu werden, und dessen Thron eine geraume Zeit von der Gnade Thebens abhing. Es konnte in dem Gemüth der Griechen, was Vaterlandsliebe nicht mehr that, durch kleinere, näher liegende Interessen bewirkt werden; ja, es mochten die Feuerworte eines Demosthenes auch den Trägsten zu männlichen Entschlüssen begeistern, und ein Augenblick der Eintracht unter dem Griechenvolk mußte Macedoniens Macht in ihrem Entstehen zertrümmern. Diesen gefürchteten Augenblick hintanzuhalten, war Philipps angelegenste Sorge, und daß es ihm gelang, der Triumph der politischen Gewandtheit, der Beharrlichkeit und einer undurchdringlichen Verstellung. Da der Name und der Einfluß eines Barbaren gehässig war, so suchte er sich für einen Hellenen geltend zu machen und durch Sprache und Sitte als solchen zu bewähren. In allen Städten gewann er Anhänger, besonders unter den öffentlichen Rednern, indem er sie durch Schmeichelei oder Geschenke bestach, oder auch durch Darleihen, die er nahm, und ihr Interesse mit dem seinigen verknüpfte. Er streute Mißtrauen und Zwietracht unter die griechischen Völker, hielt die einen durch Versprechungen und Einräumungen kleiner Vortheile hin, beschäftigte die andern durch Erregung einheimischer Fehden, und wiegte sie alle durch scheinbare Mäßigung in gefährliche Sicherheit ein. Wo er sich in die griechischen Angelegenheiten mischte, da that er's gerufen, als Vermittler, Schüzer oder Vollstrecker der öffentlichen Beschlüsse.

So wurde er von den Stammhäuptern der Thessalier, den Aleuaden, gegen Lykophron, den Tyrannen von Pherä, zu Hilfe gerufen. Er besiegte diesen (3632), und gebot nun selbst in Thessalien. Bald nachher baten ihn die Thebaner um Beistand gegen die Phocier, und öffneten ihm hierdurch die Thore von Hellas.

Dieser heilige Krieg — er heißt also, weil er wegen der Interessen eines Gottes geführt ward — gab den nähern Anlaß zu Griechenlands Verderben. Die Thebaner hatten aus alter Feindschaft ein Straferkenntniß der Amphiktyonen gegen die Phocier, welche einige Aecker Apollo's bebaut hatten, erwirkt und hierdurch die Erstern zu dem verzweifelten Entschlusse gebracht, die delphischen Tempelschäze zu rauben. Dergestalt erlangten sie die Mittel zum beharrlichsten Widerstand. Zehn Jahre währte dieser

mit fanatischer Wuth geführte Krieg. Athen und Sparta stritten für die Phocier; sie selbst wurden durch die drei Brüder Philomelus, Onomarchus und Phayllus, welche nach einander als Heerführer den Heldentod starben, zur Tapferkeit entflammt. Das ermattete Theben rief den lauernden Philipp herbei. Er kam, erdrückte die Phocier, und erhielt zum Lohn, nebst dem Ruhm eines religiösen Fürsten, die zwei Stimmen im Rath der Amphiktyonen, welche die Gottesräuber bis dahin geführt, und damit einen gesezlichen Einfluß in die griechischen Geschäfte (3640).

Aber zwei Männer hielten ihn in seiner Laufbahn auf, Demosthenes und Phocion; der Erste durch die Begeisterung, die er von der Rednerbühne herab dem Volke ertheilte, durch den Späherblick, womit er die Absichten Philipps erkannte, und die Unermüdlichkeit, mit welcher er denselben entgegen arbeitete; der Zweite — der Retter von Perinthus und Byzanz — durch hohes Feldherrntalent und altgriechische Tugend.

Ein zweiter heiliger Krieg führte die endliche Katastrophe herbei. Die Lokrer von Amphissa, die sich des vom delphischen Apoll angesprochenen Hafens von Cirrha bemächtigt hatten, wurden von den Amphiktyonen geächtet. Philipp erhielt den Auftrag der Achtsvollstreckung. Er zog durch den Thermopylen-Paß, und — nicht länger schien ihm Verstellung nothwendig — bemächtigte sich des festen Elatea. Die Griechen erwachten aus ihrem Schlummer und — zagten. Da brachte Demosthenes siegende Beredsamkeit eine Allianz zwischen Theben und Athen zu Stande, ungeachtet des wechselseitigen Hasses. Auch die Achäer, die Korinther und andere Völker eilten herbei zur Vertheidigung der Freiheit. Es war ein leztes Aufwallen des Patriotismus. Bei Chäronea in Böotien trafen die Heere auf einander (3646, 337 v. Chr.). Die Schlacht war blutig. Philipps Besonnenheit erhielt den Sieg über die ungestüme Hize der Griechen. An diesem Tag ging die Freiheit Griechenlands unter. Die Mäßigung des Königs vollendete die Unterwerfung. Nur gegen Theben wurde einige Strenge geübt; Athen erhielt einen guten Frieden. Die Abgeordneten aller griechischen Staaten sollten nach Korinth kommen, um dort die Anträge des Siegers zu vernehmen.

Es war geschehen. Weiterer Widerstand schien unmöglich. Jezt triumphirten überall die Freunde Macedoniens; die Patrioten verstummten, ihre Hoffnung der fernen Zukunft übergebend; und die Menge, betäubt und muthlos, erwartete von des Siegers Gnade ihr Heil. Dennoch wagte es Philipp nicht, sich König der *Griechen zu nennen*, wohl wissend, daß das Volk mehr an Na*men und Formen, als* an der Sache hängt: aber zum Heerfüh-

rer der Griechen ließ er auf dem korinthischen Reichstag sich ernennen, gegen die Perser, welche der Nation erblicher Haß verfolgte. Nur Sparta hatte den Tag nicht beschickt.

Schon waren die Heere versammelt, schon zagte der Hof zu Susa — da trat das Schicksal in die Mitte, und raffte den König weg. Mitten unter seinen Freunden und Dienern, umgeben von Verwandten und Lieblingen, traf ihn an einem der Freude und Versöhnung geweihten Tag das tödtliche Schwert, welches seine eigene Gattin dem Mörder gereicht, und sein Sohn nicht entwunden hatte (3648, 335 v. Chr.).

Alexander der Große.

Dieser Sohn, Alexander, auf welchem wenigstens der Verdacht des Vatermordes lastet, hatte schon in früher Jugend die bewundernden und sorgenden Blicke der Nationen auf sich gezogen durch früh reifenden Herrschersinn und flammende, in That und Rede sich aussprechende, Ruhmsucht. Selbst sein Vater hieß ihn, mit prophetischem Geiste, sich ein anderes Reich suchen, Macedonien sey für ihn zu klein; und es mochten die Völker in den Thränen, die der junge Alexander bei den Nachrichten von Philipps Siegen vergoß, weil der Vater ihm selbst Nichts mehr zu erobern übrig lassen würde, ahnend jene Ströme von Blut und Thränen erblicken, welche seine Größe sie kosten würde. Als Philipp starb, ergriffen, als hätte die allgemeine Losung der Freiheit ertönt, die besiegten Völker die Waffen, um Macedoniens verhaßte Herrschaft zu stürzen.

In so drohender Lage waren Viele, die Alexandern riethen, das Ungewitter durch Gelindigkeit und Nachgeben zu beschwören. Aber Er, die ganze Wichtigkeit des Augenblickes fühlend, verwarf die furchtsamen Rathschläge, und beschloß, die einheimischen und auswärtigen Empörer vereinzelt durch plözliche Gewalt und Schrecken zu lähmen, ehe sie Zeit gewännen, zu seinem Verderben sich zu vereinigen. Also zog er mit seinen Getreuen schnell und furchtbar umher, zerschmetternd, was sich widersezte, aber Gnade anbietend den Reuigen. Die Nachkommen der Sieger von Marathon und Platäa suchten jezt ihr Heil in eiliger Unterwerfung. Sie priesen sich glücklich, daß Alexander sich begnügte, so wie früher sein Vater, Feldherr der Griechen gegen die Perser zu heißen. Als aber der König weit weg von dem beruhigten Griechenland zur Unterwerfung der kühnern Barbaren zog, so brach eine abermalige Empörung, vornehmlich in Theben, aus, welche jedoch Alexander durch überraschend schnelle Rückkehr und Eroberung Thebens dämpfte. Unter Trompetenschall wurde diese

unglückliche Stadt — andern zum schreckenden Beispiel — zerstört; und, mit Ausnahme von Pindars Geschlecht, alle Einwohner getödtet, oder als Sklaven verkauft.

Jezt kannte die wegwerfende Schmeichelei der Griechen keine Grenze mehr. Alexanders Ernennung zum Oberfeldherrn wurde mit Jubel erneuert und nun rasch die Hand an's blutige Werk gelegt.

Die Vertheidigungsanstalten der Perser waren ohne Energie und Zusammenhang. Statt den Hellespont zu vertheidigen, stellten sie sich am Granikus auf (3650, 333 v. Chr.), und wurden leicht überwältigt durch den ersten Ungestüm des macedonischen Helden. Kleinasien war der Preis des Sieges und die von den Städten Joniens ausgerüstete Flotte eine wichtige Verstärkung.

Darius, seinem Verhängniß folgend, hatte die persische Macht in die cilicischen Engpässe geführt, vergessend, was einst bei Marathon und was bei Salamis Verderben über die zusammengedrängten Schlachtschaaren gebracht. Er sah die Zertrümmerung des Heeres, gab sein reiches Lager, gab seine Familie dem Sieger preis, und floh, voll Schmerz und Betäubung, in's Innere seines Reiches.

Unaufhaltsam zog Alexander durch die blühenden Küstenländer Syrien, Phönizien, Palästina, hinab bis an die ägyptische Grenze. Nur Tyrus, die Königin des Meeres, welche sich unter dem persischen Scepter einer gelinden Beherrschung erfreute, durch ihre Flotte und durch die insularische Lage stark, beschloß, zu widerstehen. Ihre Eroberung, nach siebenmonatlichem, fürchterlichem Kampf, war der Triumph der Kriegskunst und unbeugsamen Beharrlichkeit; aber das schaudervolle Loos, das nun über die Stadt und die edlen Tyrer erging, vielleicht der abscheulichste Flecken in Alexanders bluttriefender Geschichte.

Die unermeßlichen Opfer, die jezt Darius, um Frieden zu erhalten, anbot, wurden von dem übermüthigen Sieger mit Hohn verworfen und, nach Eroberung von Gaza, Aegypten, das von jeher die Perser haßte, leicht bezwungen (3652). Mit Mühe und Gefahr pilgerte jezt Alexander durch den libyschen Sand zur berühmten Oase, wo der uralte Tempel Jupiter Hammons stand, dessen Priester ihn für des Gottes Sohn erklärte (3653).

Von Aegypten, wo er seinem Ruhm das herrlichste Monument durch Erbauung Alexandriens gesezt, brach der Unersättliche endlich nach Mittelasien auf. Auf den Ebenen von Arbela geschah der lezte, entscheidende Schlag (3654, 329 v. Chr.). Er ließ sich voraussehen. Gleichwohl ist in der Art, wie den Darius das Unglück traf, und in der Vollendung desselben abermals das Ver-

hängniß sichtbar. Das Herz der persischen Staaten, das königliche Babylon, und Susa, mit den Schäzen Asiens erfüllt, und — nach kühn durchbrochenen Gebirgspässen — auch die ehrwürdige Persepolis fielen jezt in des Siegers Gewalt. Hier war es, wo der berauschte Alexander, auf der athenischen Buhlerin Thais Mahnen, das heiligste Nationaldenkmal der Perser mit Feuer zerstörte.

Die schnelle Eroberung der nördlichen Provinzen (Medien, Parthien, Hyrkanien, Margiana und Aria), wohin Darius nach seiner Niederlage sich geflüchtet, zeigte, daß Alexander nicht nur zu siegen, sondern den Sieg auch zu nüzen verstand. Darius erlitt einen traurigen Tod durch des Verräthers Bessus Hand. Das unaufhaltsame Vordringen Alexanders hatte die Ausführung des Bubenstücks beschleunigt. Die Verfolgung und nachmalige Hinrichtung des Bessus (3656) oder Artaxerxes IV., wie sich der Usurpator nannte) war das Werk der Politik und der Feindschaft, nicht der Gerechtigkeitsliebe. Alexander selbst war nicht nur Thronräuber, sondern bereits auch zum Mörder herabgesunken: er hatte der Folter des Philotas beigewohnt und dessen Vater Parmenio, seinen treuesten Freund und Diener, banditenmäßig tödten lassen. Bald darauf ermordete er Klitus, seinen Milchbruder und Retter, mit eigener Hand. Die Hize des Rausches und Klitus Frechheit mögen dieses Verbrechens Zurechnung mildern; aber Kallisthenes Hinrichtung (3657) – die Rache wegen verweigerter Anbetung — ist ein ewig empörender Frevel.

Das Verlangen, den Ruhm der alten Heroen, von deren Zügen nach Indien die Sage ging, zu übertreffen, trieb Alexandern zum Angriff auf dieses entfernte Land. Nachdem er die Evergeten, Arachosier, dann die Völker von Baktrien, Sogdien und Paropamisus bezwungen, zog er mit seinen schon längstens kriegessatten Macedoniern in das volkreiche Nord-Indien (Panjab) ein. Dessen Einwohner, die Vorfahren der heutigen Seiks und Maratten, gehörten zur indischen Krieger-Kaste. Daher ist ihre tapfere Gegenwehr begreiflich. Die Allianz mit dem König Taxiles erleichterte jedoch Alexanders Vordringen. Er ging über den Indus, dann über den Hydaspes (Behat oder Chelum), schlug den heldenmüthigen Porus, welchen er dann sich zum Freund machte, und weiter über den großen Acesines (Schenaub) und Hydraotes (Rauvi) bis zum Hyphasis (Bejah), nahe an der Scheidungslinie der großen Flußgebiete des Indus und Ganges. Schon verschlang er im Geist die Schäze des jenseitigen Indien, als die entschlossene Weigerung seiner Soldaten, weiter zu gehen, ihn zur Rückkehr zwang (3658). Mißvergnügt trat er den Rückweg durch

das Land der Mallier (Multan) zum Hydaspes an, fuhr dann auf diesem Fluß in den Acesines, von diesem in den Indus und auf dem lezten bis zum Weltmeer, alle Nationen an beiden Ufern bezwingend. Nun ließ er die Flotte unter Nearchus die interessante Fahrt von der Mündung des Indus bis zum persischen Meerbusen thun, und ging mit dem Landheer durch die Sandwüsten von Gedrosien und Carmanien nach Persis und von da nach Babylon zurück. Drei Viertheile der Truppen wurden durch Hunger und Krankheiten aufgerieben; nach überstandener Noth aber der Zug der Weltstürmer durch unabgebrochene Bacchanalien geschändet.

In Babylon gab Alexander den Abgeordneten und Statthaltern der Provinzen und den Gesandten ferner Völker Gehör, schaffte — wie er Solches auch auf der Reise gethan — viele Mißbräuche der Verwaltung ab, ertheilte Belohnungen und Strafen, und entwarf große Plane für die Zukunft, sowohl in Beziehung auf die Organisirung seines Reiches, als auf die Erweiterung desselben.

Man weiß nicht genau, welches die Plane gewesen. Aber so viel läßt sich erkennen, daß er alle Theile seines unermeßlichen Reiches zu einem fest zusammenhängenden Ganzen bleibend verbinden wollte.

Griechische Feinheit, Kunst und Wissenschaft sollten am Indus und Oxus und in den hyrkanischen Wäldern gedeihen, und — wie ließ sich sonst das große Ganze zusammenhalten? — Griechen und Macedonier sollten wie Perser gehorchen lernen. Die Hauptstadt des Reiches sollte Babylon seyn, die uralte Königsstadt, in der Mitte der damals bekannten Welt gelegen, und durch diese Lage geeignet, auf Wasser- und Landwegen mit den fernsten Völkern in leichter Verbindung zu stehen.

Aber diese Segnungen der Civilisation, des Wohlstandes, der Aufklärung sollten nicht auf den Umfang Eines — wenn auch großen — Reiches beschränkt bleiben; es sollten vielmehr alle Völker der Erde zur Theilnahme an denselben berufen werden. Die möglichst weite Ausbreitung des Handels und zuverlässiger noch die Waffengewalt und Eroberung sollten die große Idee verwirklichen, und Alexandern zugleich zum Weltherrscher machen.

In diesem Sinne soll Alexander sich vorgenommen haben, nach vorläufiger Eroberung Arabiens, welches allernächst zur Rundung seiner Staaten gehörte, mit einer mächtigen Flotte von dem rothen Meer aus ganz Afrika zu umschiffen, auf jenen Wegen, welche einstens phönizische Piloten unter Necho's Auspicien befahren, alle Nationen dieses Welttheils zu bezwingen, dann aber durch die gadetanische Straße in's Mittelmeer zu

steuern, auch dessen Bewohner, vorzüglich Karthager und Römer, huldigen zu lassen, und endlich, nach vollbrachter Welteroberung, vom Niedergang her in's väterliche Reich zurückzukehren, von welchem er ostwärts ausgezogen.

Aber ihm war vom Schicksal Nichts weiter zu wirken vergönnt. Im zwei und dreißigsten Jahr seines Alters starb der macedonische Held, am Trunk, an Gift oder an Erschöpfung, und sein unvollendetes Werk ging unter den heftigsten Erschütterungen in Trümmer.

Zersplitterung des alexandrischen Reiches.

Nach Alexanders M. Tode herrschte durch drei und zwanzig Jahre in allen Ländern seines weiten Reiches Verwirrung und Blutvergießen. Von den Völkern und ihren Interessen kömmt — einige Bewegung in Griechenland und etwa die Anhänglichkeit der Babylonier an Seleukus ausgenommen — in dieser langen Zeit nicht das Mindeste vor. Wir sehen nichts als Generale und Soldaten, welche über die Theilung einer herrenlosen Heerde sich zanken, und in diesem Streit sich selbst unter einander, sowie die Heerde mit unsinniger Wuth zerfleischen. Es gibt wenig so klägliche Zeiten in der Geschichte.

Alexander hatte eine zahlreiche Familie (meist Seitenverwandte, dann seine Mutter Olympias, auch einige Wittwen, worunter Roxane, welche erst nach des Königs Tod den eigentlichen Erben, Alexander Aegäus, gebar) hinterlassen. Niemand darunter war geeignet, die Zügel des Reiches in diesen drangvollen Zeiten zu führen. Das einzige Band, welches die alexandrischen Staaten zusammenhielt, war die Armee. Diese aber hing zunächst an ihren Generalen, welche — im Bewußtseyn ihrer Macht — es verschmähten, unmündigen oder blödsinnigen Personen oder Weibern zu gehorchen. Es blieb Nichts übrig, als die Theilung des Reiches unter diese Machthaber. Aber wie hätte sie friedlich geschehen können zwischen leidenschaftlichen, herrschsüchtigen Menschen, die an die Entscheidung des Schwertes gewohnt waren? — Daher, obgleich anfangs aus gegenseitiger Scheu oder aus einem Rest der Ehrfurcht für das königliche Haus den Angehörigen Alexanders der Name der Herrschaft und den Generalen bloß die Statthalterschaft der Provinzen ertheilt wurde, bald nachher die blutigsten Kriege losbrachen, und unter den heftigsten Erschütterungen das ganze alexandrische Haus, als um des Hauptes Schuld zu sühnen, durch Mörder und Henker vertilgt wurde.

Die wichtigsten der alexandrischen Generale waren: Perdik-

kas, Antipater und dessen Sohn Kassander, Ptolomäus, Seleukus, Lysimachus, Antigonus mit seinem Sohn Demetrius und Eumenes.

Durch gemeinschaftliche Verabredung wurde anfangs Perdikkas — welchem Alexander sterbend seinen Siegelring übergeben — zum Reichsverweser ernannt. Philipp Arrhidäus, Alexanders Halbbruder, welcher später Eurydicen, seines Vaters Nichte, heirathete, sollte gemeinschaftlich mit Roxanens neugebornem Sohne König seyn. Den Generalen wurden Provinzen ertheilt. Aber bald entstand bürgerlicher Krieg, und Perdikkas wurde von seinen eigenen Soldaten erschlagen (3662).

Hierauf wurde Antipater, welchem schon Alexander die Verwaltung der europäischen Provinzen anvertraut, an Perdikka's Stelle gesezt (3663). Dieser einsichtsvolle Regent starb in demselben Jahr, und übertrug durch eine leztwillige Verfügung die vormundschaftliche Gewalt nicht seinem Sohne Kassander, dessen leidenschaftliche Gemüthsart er scheute, sondern seinem Waffenbruder Polysperchon. Aber Kassander erklärte sich als Feind Polysperchons und der zu dessen Beistand herbeieilenden Olympias. Philipp Arrhidäus und seine Gemahlin Eurydice hielten's mit ihm. Allein Olympias besiegte sie, und ließ Beide hinrichten; wurde aber selbst von Kassander erwürgt (3668), welcher nachher (3674) auch den unmündigen Alexander und dessen Mutter Roxane umbrachte.

In Asien hatte Antigonus, der Temenide, Kleinasien als Provinz erhalten. Unermüdet durch Ränke und Waffen strebte er nach Erweiterung der Herrschaft. Er besiegte zuerst Eumenes, den einzigen Freund des alexandrischen Hauses, und tödtete ihn. Jezt zog der Mörder gegen Seleukus, welcher Babylon verwaltete. Dieser floh nach Aegypten, wo Ptolomäus befahl, und bewog diesen zu einem Bündniß, welchem auch Kassander in Macedonien und Lysimachus in Thracien beitraten. Ein mehrjähriger blutiger Krieg verwüstete die Länder. Ptolomäus erhielt einen großen Sieg, und Seleukus, durch die Liebe des Volkes unterstüzt, eroberte Babylon wieder (3672). Dennoch behielt Antigonus durch seine und seines Sohnes Demetrius, des Städtebezwingers (Poliorcetes), Tapferkeit und Kriegskenntniß die Oberhand, und diktirte (3673) einen Frieden, der ihm seine meisten Eroberungen ließ. Aber bald brach ein neuer Krieg aus, worin Antigonus und Demetrius anfangs glänzende Siege erfochten, aber zulezt von ihren verbündeten Feinden bei Ipsus, einem phrygischen Städtchen, eine völlige Niederlage erlitten (3638). Der 84jährige, tapfere, aber rohe und nimmersatte Antigonus verlor hier die Herrschaft Asiens

und das Leben. Demetrius floh, um die Trümmer seiner Macht in Griechenland zu retten. Die siegreichen Generale theilten unter sich den Raub, und da sie zugleich (mit Ausnahme Kassanders) den selbstständigen Titel der Könige annahmen, so hörte nun auch der Schein der Verbindung der alexandrischen Staaten auf; die getrennten Massen consolidirten sich zu eigenen Reichen, welche jedoch, ungeachtet der nationellen Verschiedenheit ihrer Unterthanen, durch die Herkunft ihrer Regentenhäuser, durch die Beibehaltung einiger Hauptzüge der macedonischen Verfassuug und Sitte und durch ihre vielen gegenseitigen Berührungen in Krieg und Frieden sich als ein zusammenhängendes Staatensystem darstellen.

Neue Reiche.

Zu denselben gehören nun vorzüglich: 1) Macedonien und Griechenland, welche beide unter sich noch in einem besondern Zusammenhang stehen, also, daß ihre Geschichte auch in Verbindung erzählt werden muß. 2) Das große syrische Reich, gestiftet von Seleukus (welcher Nikator von seinen vielen Siegen heißt), und die Hauptmasse des alten Perserreichs enthaltend. Der parthische und der wieder auflebende jüdische Staat sind losgerissene Stücke davon. 3) Das ägyptische Reich, durch Ptolomäus Lagi gegründet, das längst dauernde von allen. 4) Mehrere kleinere, vorzüglich kleinasiatische Reiche, deren Geschichte füglich die einiger benachbarter Staaten, welche durch das gemeinschaftliche Schicksal der Unterwerfung unter Rom in einer gewissen Verbindung stehen, angehängt wird.

I. Neu-Macedonien und Griechenland.

Antipater. Die Unfälle Macedoniens.

So sehr Philipp und Alexander die Griechen vor allen besiegten Völkern ausgezeichnet und mit weiser Schonung ihnen Namen und Form der alten Verfassung gelassen hatten; so wurde doch der Verlust der Unabhängigkeit und die Befleckung des Nationalruhms schmerzlich gefühlt, und war der heftigste Haß gegen die fremde Herrschaft in den Herzen der meisten Griechen lebendig. Als Alexander siegreich in's Herz von Asien drang, fing er die *griechischen* Abgeordneten auf, welche mit Darius ein Bündniß *unterhandeln* sollten, und bald ward ihm die Nachricht eines im

Peloponnes ausgebrochenen Aufstandes. Agis II., König von Sparta, von alter Größe träumend, wagte, gegen Antipater, welchen Alexander als Statthalter der europäischen Provinzen zurückgelassen, in die Schranken zu treten. Aber seine zusammengeraffte peloponnesische Kriegsschaar wurde bei Megalopolis (3654) zerstäubt und Agis getödtet.

Es war eine geheime Gährung in den griechischen Städten. Die erlittene Schmach schien einige Funken des alten Geistes geweckt zu haben. Die Menge war fast allenthalben für die Freiheit, die Reichern und Vornehmern für Macedonien, oder doch für kluge Mäßigung und Fügung in die Zeitumstände. Da erscholl die Nachricht von Alexanders Tod, und die Griechen, mit fast einmüthigem Enthusiasmus, ergriffen die Waffen. Nur Böotien und Sparta, die noch von frischen Schlägen bluteten, dann Achaja und Argos, durch die macedonische Besazung in Korinth bedroht, blieben ruhig. Demosthenes Reden ertönten überall, und vergrößerten den Brand. Athen war an der Spize, Leosthenes Feldherr. — Es schienen die Zeiten des Themistokles zurückzukehren. Antipater, mit aller Macht, die er sammeln kann, eilt herbei, wird geschlagen und in Lamia belagert. Leonnatus führt ein Hilfsheer aus Asien herüber, und verliert Schlacht und Leben (3663). Athen ist voll Jubel; nur Phocion, tiefer in die Lage der Sachen blickend, weissagt Unglück.

Auch war bereits Leosthenes vor Lamia geblieben, und Kraterus mit vielem Kriegsvolk zum Entsaz der Festung herangerückt. Die Griechen erlitten eine blutige Niederlage, und Antipater, so schlau als tapfer, trennte den Bund, und schrieb den einzelnen Staaten die Friedens- oder Unterwerfungspunkte vor. Athen insbesondere drang er — wie einst Lysander — eine aristokratische Regierung auf, und forderte die Auslieferung der Volksführer. Unter denselben war Demosthenes, der, als er auf der Flucht eingeholt ward, einen freiwilligen, des Redners der Freiheit würdigen Tod nahm. Phocion, der Vermittler dieses Friedens, kam an die Spize der Regierung.

Antipaters Tod gab das Signal zu neuen Stürmen. Denn Polysperchon, sein Nachfolger, bemerkend, daß die von Antipater eingesezten aristokratischen Gewalten meist an dessen Sohn Kassander hingen, erklärt sich für die demokratische Partei, welche nun in vielen Städten, wiewohl unter heftigen Stürmen, die Oberhand erhielt. Dieß geschah auch in Athen, wo jezt der edle Phocion ein Opfer der Volkswuth wurde (3666).

Der Triumph der Demokraten war nicht von Dauer. Kassander war Polysperchon überlegen, und befestigte seine Herrschaft durch

Vermählung mit Thessaloncie, Alexanders M. Schwester. Er schloß, so weit sein Ansehen reichte, die Masse von der Herrschaft aus, und übertrug die Regierung Athens dem edlen und weisen Demetrius von Phalera, dessen zehnjährige Verwaltung vielleicht die glücklichste Periode in der athenischen Geschichte ist.

Aber der 3673 geschlossene Friede, wornach den griechischen Städten die Freiheit zugesichert war, brachte eine neue Umwälzung. Jeder wollte Griechenland befreien, um selbst darin zu herrschen. Demetrius (Poliorcetes) kam den Uebrigen zuvor, erschien vor Athen, wurde „Gott der Erretter" genannt, und Demetrius Phalereus, der gütigste Regent, welchem die Schmeichelei 300 Statuen errichtet hatte, entging nur durch schnelle Flucht einem schmählichen Tod.

Nach der Schlacht bei Ipsus verschloß Athen demselben Demetrius (Poliorcetes), welchen man kurz zuvor zum „Oberfeldherrn des durch ihn befreiten Griechenlands" ernannt hatte, die Thore, wurde von ihm erobert, und fiel von Neuem ab; welcher häufige Wechsel sich nur durch den Kampf zweier Parteien in derselben Stadt erklärt.

Indessen hatten sich über Macedonien die Schrecken des innern und äußern Krieges gehäuft. Kassander war drei Jahre nach der Schlacht bei Ipsus gestorben (3686); und gleich nach ihm sein ältester Sohn Philipp I. Die beiden andern, Antipater und Alexander, zankten sich um die Krone. Ihre Mutter Thessaloncie, die allein noch übrig war von Alexanders M. Geschlecht, fiel, wie sie den Jüngsten unterstüzte, durch Antipaters Schwert! Der Gottlose fand bald seinen Tod an Lysimachus Hof (in Thrazien), wohin er geflohen. Alexander bat die zwei ländersüchtigen Fürsten, Pyrrhus von Epirus und Demetrius, den Städtebezwinger, um Hilfe, erhielt sie, und wurde von dem Leztern ermordet (3690). Antipaters Haus war nun erloschen, und Demetrius, demselben verschwägert und ein Temenide, erhielt die macedonische Krone.

Nicht weiser gemacht durch sein früheres Unglück, rüstete sich Demetrius zu neuen Eroberungen, und verlor darüber Macedonien. Verzweiflungsvoll that er jezt einen Einfall in Kleinasien, wurde von Seleukus, seinem Schwiegersohn, zur Uebergabe genöthigt, und starb nach dreijähriger, jedoch leichter Gefangenschaft (3699). Wenige Fürsten sind durch Charakter und Schicksal so interessant als Er.

Lysimachus und Pyrrhus zankten sich um Macedonien. Der erste siegte. Aber in Folge von häuslichen Zerwürfnissen, worein Seleukus Nikator sich mischte, entstand Krieg wieder Diesen, und es *lieferten* sich in dem Gefilde von Korupedion die

beiden einzig noch lebenden Generale Alexanders — einer 77, der andere 80 Jahre alt — eine blutige Schlacht (3702), Lysimachus verlor sie mit dem Leben. Seleukus, im Begriff, die Herrschaft Asiens mit dem Thron Macedoniens zu vereinbaren, wurde durch den ägyptischen Prinzen Ptolemäus Ceraunus ermordet.

Dieser blieb, nach zwei Jahren, in der Schlacht gegen eine ungeheure Schaar von Galliern, die unter Belgius in's Land gefallen waren. Ein anderer Haufe stand unter Brennus. Es war ein unerhörter Schrecken und eine grenzenlose Verwüstung. Man weiß nicht, was die Veranlassung dieser merkwürdigen Auswanderung gewesen. Die Gallier, nach abermaligen Siegen und schwer vom Raube, richteten jezt ihren Zug gegen Griechenland und drangen unter blutigen Gefechten bis Delphi, wo ihnen die religiöse und patriotische Begeisterung der Griechen eine fürchterliche Niederlage beibrachte (3708). Brennus, in Verzweiflung, gab sich, mit Vielen seines Heeres, den Tod. Der Ueberrest der Gallier ging nach Thrazien, von da nach Kleinasien, sezte alldort sich fest, und gab dem eroberten Lande den Namen Galatien.

Antigonus Gonatus und sein Haus.

Auf den erledigten Thron Macedoniens schwang sich jezt Antigonus von Gonni, Demetrius des Städtebezwingers edler Sohn. Macedonien, von anhaltenden Drangsalen erschöpft, und von frischen Wunden blutend, empfing ihn als Retter (3706). Doch mußte er noch mit Pyrrhus und dessen Sohn Alexander kämpfen. Zweimal wurde er vertrieben, kam wieder, und behauptete sich bis an seinen Tod. Er war ein durchaus lobenswürdiger Fürst, Wiederhersteller des Reichs und Ahnherr aller folgenden Könige.

Demetrius II. (3742), hierauf dessen Vetter Antigonus II. Doson (3752), dann Demetrius Sohn, Philipp II. (3663), endlich Perseus (3806), sind die Könige, deren Regierung die dritte Periode der macedonischen Geschichte bildet, wenn wir die erste von Karanus bis Alexander M. und die zweite von diesem bis Antigonus Gonatus rechnen. Der Traum der Weltherrschaft war nun verschwunden, das Kaiserthum Macedonien war abermal zum mäßigen Königreich geworden, welches nach einer langen Reihe der schrecklichsten Bedrängnisse mühsam eine neue Konsistenz erwarb. So wie ehemals, war es jezt wieder in unrühmliche Fehden mit den benachbarten barbarischen Stämmen verwickelt, und der Preis von des großen Philipps Thaten, Griechenland, zum zweitenmal sein höchstes Ziel. Als es aber, auf ähnlichen Wegen, durch Politik und

Waffen demselben nahe gekommen, so entriß ihm der Römer Schwert die Frucht seiner Anstrengungen, und zertrümmerte den macedonischen Thron.

Die Eidgenossenschaften der Achäer und der Aetolier.

Demselben Verhängniß erlag fast gleichzeitig das nach langen Drangsalen endlich durch die Gunst der Umstände und die Leitung einiger großen Männer zu einem abermaligen — wiewohl kurzen — Glück erblühte Griechenland. Die beiden jezt entstehenden neuen Eidgenossenschaften der Aetolier und der Achäer gehören zu den interessantesten Partien der griechischen Geschichte.

Schon in den alten Zeiten der Freiheit hatten unter den Aetoliern sowohl als unter den Achäern Bündnisse bestanden. Aber neben den blühenden Hauptstaaten Griechenlands konnten jene wegen ihrer Rohheit, und diese wegen ihrer Schwäche sich wenig bemerklich machen. Unter der macedonischen Herrschaft waren alle Staaten zu gleicher Erniedrigung verurtheilt. In vielen Städten waren kleine Tyrannen. Jezt erneuerten vier von den zwölf alten achäischen Gemeinden ihren durch den Drang der Zeiten unterbrochenen Bund (3698). Ihr Werk, das auf Eintracht, Gleichheit und Freiheitsliebe gegründet war, gedieh und erstarkte. Nachdem die übrigen Städte Achaja's zum Bunde getreten, brachte Aratus (3733) seine Vaterstadt Sycion, die er von ihren Tyrannen befreit hatte, das wichtige Korinth, dessen macedonische Besazung er heldenmüthig vertrieben, das nahe Megara und selbst Athen, die Zierde Griechenlands, zu demselben, und verstärkte ihn fortwährend durch — meist peloponnesische — Städte, deren Tyrannen er bald durch List, bald durch Waffen besiegte.

In dem gallischen Kriege hatten die ätolischen Stämme sich Ruhm erworben. Es gab solches Anlaß zur festern Schließung ihres alten Bundes und zur Erweiterung desselben. Dieses ungeschlachte Volk, nur im Krieg und Rauben geschickt, und, troz der griechischen Abkunft, von ächt barbarischer Sitte, erhielt hierdurch Macht und Einfluß. Niedrige Eifersucht machte den ätolischen Bund zum Feind des achäischen, und seine Rohheit gab ihn den Intriguen der auswärtigen, feinern Politik preis.

Auch Sparta, welches damals durch eine einheimische Revolution von Neuem erstarkte, war des achäischen Bundes Feind. In dieser Stadt herrschten wohl noch die alten, lykurgischen Formen, aber länger nicht mehr deren Geist. Zugleich war die Macht der Ephoren in tyrannische Oligarchie ausgeartet. Der junge König Agis III., der lezte der Eurytioniden, beschloß das

Wagestück einer Reform, damit bei wiederhergestelltem Grunde auch die spartanische Größe sich wieder erhebe. Allein das Unternehmen scheiterte. Agis wurde auf Befehl der Ephoren ergriffen, in's Gefängniß geworfen und erdrosselt.

Aber seines Feindes Leonidas Sohn, **Kleomenes III.**, trat jezt in des Gefallenen Fußstapfen, und führte das Wagestück aus. Mit dem nämlichen Heldenmuth, wie Agis, ausgerüstet, besaß er mehr Schlauheit und Menschenkenntniß, aber weniger Rechtlichkeit und Gefühl. Ein glücklich geführter Krieg gegen die Achäer, in deren Bund zu treten Sparta sich geweigert, vermehrte Kleomenes Ansehen, und lenkte die Blicke des Volkes auf die äußern Geschäfte. Beim Heimkehren von einem glänzenden Zuge ließ Kleomenes durch vorausgeschickte Soldaten die sorglosen Ephoren ermorden, und forderte das bestürzte Volk zur Wiederherstellung der lykurgischen Einsezungen — besonders was die Gleichheit des Vermögens und die Erziehung betreffe — mit Nachdruck und günstigem Erfolge auf. Das Schrecken der spartanischen Waffen schien mit dieser politischen Wiedergeburt zurückzukehren. Kleomenes drängte die Achäer so sehr, daß sie an dem waren, sich jede Friedensbedingung und selbst die Erklärung des spartanischen Königs zum achäischen Oberfeldherrn, d. h. also zum Gebieter, gefallen zu lassen.

In dieser äußersten Gefahr entschloß sich Aratus, das vieljährige Bundeshaupt der Achäer, zu einem verzweiflungsvollen Schritt. Er rief Antigonus (Doson) von Macedonien um Hilfe an (3757, 226 v. Chr.), und um der einheimischen Despotie zu entgehen, gab er das so schön befreite Vaterland der auswärtigen Herrschaft preis.

Mit unverhaltener Freude versprach Antigonus die begehrte Hilfe; aber er ließ sich vorerst als Pfand der Treue die Feste **Korinths**, den Schlüssel des Peloponnesus, überliefern. Ein macedonisches Heer zog über den Isthmus. Die achäische Macht stieß zu demselben. Kleomenes raffte seine Streitkräfte zusammen, bewaffnete die Heloten, und wagte bei Sellasia den entscheidenden Kampf. Aber die Phalanx durchbrach die spartanischen Reihen, und eine fürchterliche Niederlage begann. An diesem Tage fiel die Blüthe der dorischen Bevölkerung (3762, 221 v. Chr.), und zum erstenmal — seit der heraklidischen Zeit — zog ein fremder Sieger in die Straßen von Sparta. Kleomenes floh nach Aegypten, und fand daselbst bald den Tod. Sparta erholte sich nie mehr. Faktionen, auch einzelne Tyrannen (unter ihnen ist zumal Nabis berüchtigt), geißelten das entwürdigte Volk.

Aratus freute sich des Sieges nur wenig; denn er sah jezt

den Macedonier herrschen. Zwar Antigonus starb bald, aber sein Nachfolger Philipp II. war noch gebieterischer.

Hierzu kam ein neuer Krieg mit den Aetoliern, veranlaßt durch die Räubereien der lezten im Peloponnes (3765). Aratus führte den Krieg nicht glücklich, und warb daher bei Philipp um Unterstüzung.

Philipp leistete die Hilfe, und mit gutem Erfolg. Er führte den Krieg meist nach den Rathschlägen des Aratus, welcher zur zweiten Rolle tauglicher als zur ersten schien. Aber die freimüthige Vertheididigung der Rechte seines Vaterlandes machte ihn dem König verhaßt, und dieser vergiftete ihn.

Nach Aratus wurde Philopömen achäischer Strategus, ein Mann, der für sein Vaterland war, was Epaminondas für Theben gewesen. Auch hatte er sich diesen Helden zum Vorbild gewählt und war der lezte große Grieche. Der Krieg gegen die Aetolier wurde erneuert (3772), und Philipp zwang sie, obschon auch Rom mit ihnen verbündet war, zum nachtheiligen Frieden (3778).

Macedonien und Griechenland von Rom unterworfen.

Die Einmischung Roms änderte plözlich alle Verhältnisse. Aber wie daraus einerseits durch Schlauheit und Gewissenlosigkeit Roms, anderseits durch Unklugheit und Entzweiung Macedoniens und Griechenlands das Verderben der beiden lezten hervorgegangen, muß seine umständlichere Erzählung in der römischen Geschichte finden.

Nur summarisch möge hier bemerkt werden, daß Philipp, welchen die Römer während des zweiten punischen Krieges durch trügerische Aeußerungen der Friedensliebe hingehalten, bald nach dessen Endigung die Schwere ihres Armes empfand, und nach der bei Cynoscephalä erlittenen Niederlage sich zum härtesten Frieden bequemen mußte (3784); daß später sein Sohn Perseus bei Pydna (3816) ein noch schwereres Loos erfuhr, und endlich in einem dritten Kriege, welchen Andriskus erhob, Macedonien zur römischen Provinz gemacht ward (3835, 184 v. Chr.). Weiter, daß von den Griechen zuerst die Aetolier — als zum Lohn für die geleisteten Dienste — gleich nach dem syrischen Kriege zur Unterwerfung gezwungen (3795), die Achäer aber, welche lange Zeit unter des trefflichen Philopömen und, nach dessen tragischem Ende, unter Lykortas Anführung mächtig und geehrt gewesen, durch eine Kette politischer und militärischer Operationen von Rom ins Verderben gestürzt und endlich durch die

roberung Korinths (3838, 145 v. Chr.) ihres politischen Daseyns völlig beraubt worden.

Mit dieser Katastrophe hörte die Freiheit Griechenlands für immer auf; aber es behielt auch in seiner Erniedrigung eine ruhmvolle Herrschaft über seine Sieger, indem es die Ueberlegenheit des Geschmacks und der Wissenschaft behauptete.

II. Syrien.

Seleukus Nikator und sein Haus.

Seleukus, von seinen vielen Siegen Nikator geheißen, hatte durch Eroberung Babylons (3672) seine Herrschaft über das innere Asien gegründet, nachher aber, als durch die Schlacht bei Ipsus (3683) des Antigonus Macht zertrümmert war, dieselbe bis ans Mittelmeer ausgebreitet. Schon früher hatte er vom Euphrat bis an den Indus und Oxus geherrscht und in einem glänzenden Zug gegen den indischen König Sandrokotus seine Waffen bis an den Ganges getragen. Die Erwerbung der Länder des Antigonus, als Syriens (wovon jedoch Cölesyrien nebst Phönizien und Judäa dem Ptolemäus zufielen), Armeniens und Kappadociens, erweiterte die Grenzen des seleucidischen Reiches und beschleunigte vielleicht dessen Untergang.

Seleukus wurde durch Besiegung des Lysimachus bei Korupedion (3702) auch in Kleinasien, Thrazien und Macedonien herrschend, aber gleich nachher fiel er durch Meuchelmord. Er war nebst Ptolemäus der würdigste von Alexanders Generalen; nicht nur Krieger, sondern auch Freund der Friedenskünste und des Handels, und Städte-Erbauer. Sein Haus hat über das syromacedonische Reich bis zum Untergang desselben geherrscht.

Aber bald wurde an den Seleuciden das Verhängniß der asiatischen Dynastien erfüllt. Sie sanken in Unwerth und Thatlosigkeit, das Reich in Entkräftung. Innere Empörungen und äußere Stürme richteten es zu Grunde.

Schon unter Antioch II. (3722), Seleukus Enkel — verworfene Schmeichelei nannte ihn den Gott — fiel Parthien und Baktrien ab; andere Provinzen wurden durch eine Fehde mit Aegypten und alle durch eine schlechte Verwaltung zerrüttet. Einige weitere Nachfolger sind des Nennens nicht werth.

Unter Antioch III. (3760), den man — vergleichungsweise

— den Großen heißt, schien die syrische Macht wieder aufzublühen. Denn ungeachtet er gegen Aegypten unglücklich bei Raphia focht, erwarb er sich doch durch Besiegung mehrerer Empörer und durch glückliche Kriege, einerseits gegen Indien, anderseits in Kleinasien und Thrazien Ruhm. Auch griff er zum zweitenmal Aegypten — bei der Minderjährigkeit von dessen König — mit Erfolg an. Aber hierdurch, und durch der Aetolier und Hannibals Aufhezung, entstand nun ein Krieg mit Rom, welcher nach des Königs Niederlage bei Magnesia (3794) einen harten Frieden — die Abtretung von ganz Vorderasien bis an den Taurus — und den unheilbaren Ruin des Reiches nach sich zog.

Seleukus Philopater (3797), „der Steuereinnehmer“ genannt, weil er die Landesabgaben zur Bezahlung der rückständigen Contributionen nach Rom senden mußte, wurde ermordet.

Sein Bruder Antiochus VI. Epiphanes (nachmals Epimanes, der Unsinnige, geheißen) eroberte fast ganz Aegypten, gab es aber auf die Drohung eines römischen Gesandten zurück, und erregte darauf durch Plünderung der Tempelschäze und Religionsdruck den Abfall der Juden.

Nach ihm wird die syrische Geschichte durch völlige Werthlosigkeit, zum Theil auch Verworfenheit der Prinzen, durch schnell auf einander folgende Revolutionen, Mordthat, Thronenraub und Bürgerkrieg geschändet, und der Staat, durch die Eroberungen der Parther auf das Land westlich am Euphrat beschränkt, sank in die tiefste Ohnmacht. Tigranes, König von Armenien, welchen mit Hintansezung der Seleuciden die erschöpften Syrer endlich zum Herrn wählten (3889), beruhigte zwar das Reich und gab ihm wieder einige Kraft; aber der mithridatische Krieg stürzte Tigranes, und Syrien wurde — nachdem noch ein paar Seleuciden vergebens aufzukommen gestrebt — eine römische Provinz (3918, 65 v. Chr.).

Bei dem Verfall des seleucidischen Reiches bildeten sich aus den losgerissenen Theilen desselben mehrere andere Reiche, als Baktrien, Parthien, Armenien, Judäa und mehrere andere.

Das parthische Reich.

Unter Antioch dem Gott entstanden durch Abfall des baktrischen Statthalters Theodot (3725) und die Empörung des Arsaces (eines Achämeniden, von Artaxerxes Mnemon *abstammend, wie er sich rühmte*) [3728 oder 3734] die Königreiche

Baktrien und Parthien. Das erste, nachdem es etwas über hundert Jahre gedauert, zerfiel durch die Angriffe der hochasiatischen Nomadenvölker und Parthiens überlegene Macht (3848). Dieses, welches anfangs nur die Gegend um Hekatompylos begriff, wurde durch fortwährendes Glück gegen die ausgearteten Seleuciden so mächtig, daß es bald alles Land vom Euphrat bis zum Indus und Oxus umfaßte.

Erst von dem großen Sieg über Seleukus Kallinikus, welchen (3746) Arsaces II. gewann, rechneten die Parther ihre Unabhängigkeit. Freilich wurde dieselbe anerkannt von Antioch dem Großen (3774), welcher auch Hirkanien abtrat. Aber erst Arsaces IV. (oder Mithridates I.) [3810] machte Parthien durch Eroberung von Medien, Persien und allen Ländern östlich am Euphrat und durch einen glorreichen Kriegszug an den Hydaspes zum Weltreich.

Bald nachher kamen die Parther in Verhältnisse mit Rom, während nach dem Sturze des baktrischen Reiches, welches Vormauer gewesen, die scythischen Horden ungestraft von Nordosten her die Länder verwüsteten. Gegen Tigranes und Mithridat M. behaupteten die Parther mühsam die Naturgrenze des Euphrat. Durch den Ausgang des mithridatischen Krieges wurden sie Nachbaren der Römer und diese daher auch ihre Feinde. Den ersten Krieg erhob der habsüchtige Crassus, welchen sammt seinem Heere der parthische Surenas (Oberfeldherr) bei Carrhä erschlug (3931). Von da an bis auf Augustus herrschte vom Euphrat bis an's Mittelmeer das Schrecken der parthischen Waffen. Die Bürgerkriege in Rom verhinderten die Kraftanstrengung nach Außen. Antonius Legat, Ventidius, führte einen glücklichen Vertheidigungskrieg gegen die Parther; aber Antonius selbst, als er gegen Arsaces XV. (Phraates IV.) [3947] zog, hätte beinahe Crassus Schicksal erfahren.

Innere Unruhen hinderten die Parther an der Verfolgung ihrer Vortheile; und Phraates, dessen Nebenbuhler Tiridates nach Rom geflohen, war froh, durch Rückgabe der gegen Crassus erbeuteten Fahnen von August den Frieden zu erkaufen.

Der Hauptstamm der parthischen Nation war scythischen Ursprungs, ein rauhes Bergvolk, wie die meisten Völker, welche Revolution in Mittelasien bewirket. Die Könige wurden alle aus dem Geschlecht des Arsaces (Aschak bei den Morgenländern), aber ohne bestimmte Ordnung der Erbfolge, ernannt. Ihre Macht wurde durch den Adel beschränkt. Dieser allein war die Nation, die Menge war leibeigen. Faktionen und Thronstreitigkeiten waren bei solcher Verfassung unvermeidlich. Empörungen der Satrapen (achtzehn Satrapien zählte das Reich im Zeitpunkt seiner

Größe) und die Einfälle der jenseits des Oxus hausenden Nomadenschwärme veranlaßten fortwährende Erschütterungen: die Lage der Hauptstädte aber (Seleucia und Ktesiphon) an der westlichen Grenze des Reiches (am Tigris, wo nun die Trümmer von Madain) gab, sobald Rom der Nachbar wurde, das Herz des Staates dem Schicksal weniger Schlachten preis.

Armenien.

Von Armenien lesen wir, daß von Haik und von seinem Nachkommen, Aram, die Landesnamen Haika und Armenien herrühren, daß in alter Zeit meist Assyrien und Medien über dasselbe geherrscht und auch die persische und macedonische Hoheit — ungeachtet der einheimischen Vasallenkönige — sich darüber erstreckt habe.

Von Syrien, welchem bei der Zertrümmerung des alexandrischen Reiches Armenien zugefallen, riß sich dasselbe nach Antiochs M. Unglück bei Magnesia, unter seinen Statthaltern Artaxias und Zariadres (dieser in Klein-, jener in Großarmenien), los (3794), und behielt durch den ganzen Zeitraum eigene Beherrscher, aus den Häusern jener Empörer. Die kleinarmenischen Könige waren meist von Rom abhängig (ja ihr Land wurde unter Kaiser Vespasian eine römische Provinz); aber unter den Großarmenischen spielt Tigranes I. (3889) eine merkwürdige Rolle. Er herrschte auch über Kleinarmenien, Kappadocien, Syrien, Cilicien, und nannte sich König der Könige. Aber der Krieg Mithridats, seines Schwiegervaters, riß ihn in's Verderben. Ihm und seinen Nachfolgern blieb nichts als das eigentliche Armenien und eine gefahrvolle Lage zwischen den beiden Hauptmächten, Parthien und Rom. Beide betrachteten diese Provinz als Vormauer und strebten nach deren Besitz. Um kein Land in der Welt ist so hartnäckig gestritten worden. Nach langem, blutigem Wechsel der römischen und parthischen Hoheit übergab 412 nach Christi Geburt Tigranes VI. sein Land den Persern (den Wiederherstellern der parthischen Macht), aber endigte auch dadurch den schrecklichen Kampf nicht.

Judäa. Die Makkabäer.

Judäa, wiewohl neben den Hauptmächten politisch unbedeutend, zieht doch auch jezt noch durch eine ganz eigenthümliche Merkwürdigkeit den Blick auf sich.

Die Erlaubniß, welche Cyrus den Juden zur Rückkehr in's Land ihrer Väter gegeben (3455, 528 v. Chr.), benüzten nur

42,000 Personen; die übrigen — und zwar die reichern — zogen ihre neue Ansiedelung in Babylonien der verödeten Heimath vor. Jene, unter Anführung Zorobabels, eines Sprößlings vom alten Königsstamm, und des Hohenpriesters Josua, begannen mit Eifer die Wiederherstellung des Tempels und der heiligen Stadt. Nach langem Kampf mit den Samaritanern, welche für sich einen eigenen Tempel zu Garizim aufgeführt, ward endlich unter Darius Histaspis Ruhe. Jezt erst, und als unter Esra und Nehemia andere Kolonien nachrückten, fing das allmählig erstarkende Volk an, sich einer ordentlichen Verfassung zu erfreuen. Die Oberhoheit blieb dem Perserkönig, die nähere Aufsicht dem syrischen Satrapen. Aber die innern Angelegenheiten wurden nach den Gesezen und Sitten der Väter durch den Hohepriester und das allmählig sich bildende Synedrium verwaltet, und die Juden, obgleich Unterthanen eines despotischen Reiches, genossen dennoch eines hohen Grades bürgerlicher Freiheit und Glückes. Daher erklärt sich der Widerwille, womit die Juden Alexandern huldigten. Aber auch von ihm erfuhren sie eine gelinde Behandlung.

Nach Alexanders Tod wurde Judäa von Antigonus und Ptolemäus, dann von den Seleuciden und Ptolemäern zerrissen. Viele Juden wurden schon vom ersten Ptolemäus nach Aegypten geschleppt, Andere dahin gelockt, und nach der Schlacht bei Ipsus (3683) die ägyptische Herrschaft in der ganzen Gegend begründet. Aber hundert Jahre später, unter Antioch M., wurde Judäa eine syrische Provinz, freute sich anfangs dieses Wechsels, bis es den Druck des räuberischen und fanatischen Antiochus Epiphanes erfuhr. Gegen ihn empörten sich unter des Priesters Mathathias und seiner heroischen Söhne Anführung die zur Verzweiflung gebrachten Juden (3816), und es erstand von Neuem ein selbstständiges jüdisches Reich.

Denn der graue Held selbst, mit einer kleinen, entschlossenen Schaar, und nach ihm die hochherzigen Brüder Judas, Jonathan und Simon schlugen in vielen Treffen die Angriffe der Syrer zurück, erhoben durch ihre Großthaten den Muth der Nation, die sich allmählig ganz ihrer Leitung unterwarf, besonders als die Hohepriesterwürde an Jonathan kam. Die schreckliche Zerrüttung des syrischen Reiches begünstigte die Unternehmungen der Makkabäer (so hieß Mathathias Geschlecht von Judas Beinamen Makkab, „der Hammer"). Auch wird es das asmonäische — wovon mehrere Deutungen vorliegen — genannt, und Simon erhielt (3841) unter dem Titel eines Ethnarchen (Fürsten) die völlige Befreiung von dem bisher bezahlten Tribut und der seleucidischen Herrschaft. Sein Sohn Hyrkan befestigte

die abermals gefährdete Freiheit, und verstärkte seine Macht durch Unterwerfung der Samaritaner und Idumäer.

Die Nachfolger dieses tapfern Fürsten nannten sich Könige; auch wurde bei der schnell steigenden Bevölkerung des durch glückliche Kriege fortwährend erweiterten Landes die Macht so groß, als zu Davids und Salomo's Zeit, der Reichthum der Hauptstadt noch größer. Aber der Kampf der Pharisäer und Sadducäer, zweier unversöhnlicher, anfangs blos religiöser, darauf auch politischer Parteien, erfüllte den Staat mit beständiger Zerrüttung, und Roms schwellende Größe ließ bald keine Hoffnung der Selbstständigkeit mehr.

Zwietracht im königlichen Hause beschleunigte den Ruin. Der Streit zweier Brüder, Hyrkan und Aristobulus, um die Krone veranlaßte durch Unterstüzung der Römer die Erhebung des Idumäers Antipater, Hyrkans gleich staatsklugen als tapfern Ministers. Er vererbte die Macht auf seinen Sohn Herodes. Dieser besiegte mit römischer Hilfe die Parther, welche Aristobulus Sohn, Antigonus, auf eine blutige Weise zum Herrn von Judäa gesezt hatten, und diesen Nebenbuhler selbst, und befestigte dergestalt über den Trümmern des asmonäischen Hauses seine, des Idumäers, Herrschaft (3947, 36 v. Chr.). Jedoch nur durch der Römer Gnade war er König, und sonach in Judäa nur noch der Name eines Staates übrig.

III. Aegypten.

Die ersten Ptolemäer.

Was uns im vorigen Zeitraum zur Geschichte Aegyptens hinzog, die Eigenthümlichkeit seines Volkscharakters und die besondere Gestalt seiner Verfassung, Religion und Sitte, hat nun größtentheils aufgehört. Aegypten hatte mehr der persischen Herrschaft in wiederholten Empörungen (unter Darius Hystaspis, Artaxerxes I. und Darius II. bis Ochus) seinen Eifer für Nationalität und seinen Haß gegen auswärtige, aufgedrungene Einrichtung bewiesen: aber Alexander hatte in der Gründung einer neuen Hauptstadt das Mittel zur friedlichen Umformung der Nation gefunden. Denn von Alexandrien, dessen Bevölkerung mehr aus Macedoniern, Griechen, Juden und andern Fremdlingen, als aus Eingeborenen bestand, und welches frei blieb vom Einfluß der Priesterkaste, ging allmählig ein neuer Ton unter das Volk aus; und die alte Weise wurde um so sicherer verdrängt, da kein

direktes Gesez und keine verhaßte Gewalt zum Widerstreben aufforderten. In der ganzen Periode der ptolemäischen Herrschaft ist kaum einmal vom ägyptischen Volk die Rede. Die Revolutionen der Hauptstadt und des regierenden Hauses machen seine Geschichte aus.

Ptolemäus, der angebliche Sohn des Lagus, war der Stifter der Königsfamilie, welche dreihundert Jahre lang, von Alexanders Tod bis nach Oktavianus Sieg bei Aktium, über Aegypten herrschte. Dieser weiseste, mächtigste, klügste unter den alexandrischen Feldherren, dehnte seine Macht durch Unterhandlung und Waffengewalt über Judäa, Cölesyrien, Phönizien, Cyprus und einen Theil der kleinasiatischen Küste, in Afrika aber über Cyrene, das benachbarte Libyen und das äthiopische Grenzland aus. Den also erweiterten Staat verwaltete er mit Kraft und Güte, verherrlichte die Hauptstadt durch prächtige Bauwerke, hob die Wissenschaften und den Handel, nach dem großen Plan Alexanders, welcher Aegypten zu dessen Hauptsiz zu machen gedachte, und sezte seine Regieruugsgrundsäze fest, welche ihren Hauptzügen nach von allen seinen Nachfolgern, selbst den sonst unwürdigern, beobachtet worden, und die Quelle eines dauernden Wohlstandes in seinem Reiche gewesen sind.

Vierzig Jahre währte seine Herrschaft, und nach ihm weiter durch sechzig Jahre, unter seinem Sohn und Enkel Philadelphus (3700) und Evergetes (3737), genoß Aegypten ein gleiches Glück. Doch war Philadelphus fast ausschließend auf die Friedenskünste bedacht: Evergetes war auch Held und Eroberer. Hierdurch wurden — was auch der vorzüglichste Zweck seiner Kriege war — neue Handelstraßen geöffnet, die alten gesichert und die großen Anstalten, welche schon Philadelphus in Aegypten selbst für den Welthandel getroffen, in einer viel weitern Sphäre wirksam gemacht.

Von Evergetes Tod (3763) bis 3954, da Aegypten eine römische Provinz ward, in fast 200 Jahren, besaß nicht ein würdiger Prinz den Thron, und es verlohnt sich der Mühe nicht, ihre Beinamen (Ptolemäus hießen sie alle), ihre Folge und das Detail ihrer Schicksale anzuführen. Wir bemerken im Allgemeinen nur so viel: daß Alexander M. nach der Zerstörung von Tyrus die Stadt Alexandrien in Niederägypten erbauet, ist schon oben erzählt. Unfern der westlichen Nilmündung, auf einer zwischen dem Meer und dem See Mareotis sich hinziehenden Landenge, erhob sich diese große, prächtige, volkerfüllte Stadt. Fünf Häfen (wovon einer am mareotischen See) nahmen die Handels- und Kriegsschiffe auf. Das arabische Meer, zu welchem vom Nil ein kurzer Landweg, auch ein Kanal führte, auf der einen, und das

vielarmige Mittelmeer auf der andern Seite berührend, war Alexandrien durch die Natur selbst zum Mittelpunkt des Verkehrs zwischen den Morgen- und Abendländern, zum Stapelplaz des Welthandels bestimmt. Kein herrlicheres Denkmal hat sich je ein König gesezt. Denn als die macedonischen Reiche bis auf die lezten Trümmer zernichtet waren, dauerte doch in einer langen Folge von Jahrhunderten und unter dem mannigfaltigsten Wechsel der Herrschaft die Handelsgröße Alexandriens fort, bis die Entdeckung des Wasserweges nach Ostindien alle Verhältnisse änderte.

Die Ptolemäer erkannten die Vortheile solcher einzigen Lage, und vermehrten sie durch zweckmäßige und prächtige Anstalten. Dahin gehören die Errichtung des Leuchtthurms auf der Insel Pharos, welche die Häfen deckte, die Vollendung des schon von den Pharaonen angefangenen Kanals nach dem rothen Meere, die Anlage trefflicher Straßen dahin, insbesondere nach Berenice und später nach Myoshormos, die Verbesserung dieser und anderer Häfen, die Abschickung erforschender Gelehrten (wie Megasthenes und Dionysius) nach Indien u. s. f. Dabei wurden auch die alten Handelsverbindungen Aegyptens fortgesezt, erweitert und mit griechischer Thätigkeit betrieben.

Weitere Geschichte bis zur römischen Herrschaft.

Aber der ungeheure Reichthum Alexandriens, die Folge des Welthandels, erzeugte schon frühe den Geschmack einer verschwenderischen und üppigen Hofhaltung. Außer dem Einfluß, den solches ansteckende Beispiel auf die Sitten des Volkes hatte, wurde dadurch der Grund zur physischen und moralischen Verkrüpplung der regierenden Familie gelegt, welche, da ihre Glieder meist unter sich selbst heiratheten, um so schneller zur völligen Ausartung herabsank. Thatlosigkeit, Wollust und, bei vermehrtem Einfluß der Weiber, alle Erbärmlichkeit, mitunter auch die Schrecken der Serailsregierung, Volksdruck, Zwietracht im Königshaus, Thronenraub und Brudermord bezeichnen den Charakter und die Verwaltung der spätern Ptolemäer. Gleichwohl, da meist nur die Hauptstadt der Schauplaz solcher Zerrüttung, das übrige Reich aber in Ruhe und Friede war; da ferner bei der glücklichen Lage Alexandriens der äußere Handel, so wie die einheimische Industrie sich fortwährend erhielten, und, was die ausschweifende Schwelgerei vergeudete, reichlich ersezten: so konnte auch die elendeste Regierung Aegypten seinen Wohlstand und selbst seine Kraft nicht rauben.

Die meisten Kriege führte Aegypten gegen das syrische Reich. Die *anfängliche* Freundschaft zwischen Seleukus und Ptolomäus

scheiterte gleich nach Antigonus Besiegung an der Theilung von dessen Ländern. Außer Judäa, Phönizien und Cölesyrien glaubte Ptolomäus noch das übrige Syrien und einen Theil Kleinasiens ansprechen zu dürfen, während Seleukus und seine Nachfolger selbst nach den Ländern des Libanon gelüstete, dessen Wälder Aegypten für seine Marine unentbehrlich waren. Familienstreitigkeiten vermehrten die hierdurch erweckte Feindschaft, und Philadelphus, Evergetes, Philopator, Epiphanes, Philometor führten darüber blutigen Krieg. Die Erstern fochten mit überlegenem Glück; aber Antioch M. entriß dem jungen Epiphanes jene wichtigen Länder. Damals schien Aegypten verloren. Die Vormundschaft Roms, welche die Aegypter für ihren minderjährigen König erbaten, rettete das Reich; und auch später, als Epiphanes gleichfalls unmündiger Sohn, Philometor (3803), gegen Antiochus Epiphanes in gleicher Gefahr schwebte, trieb der Römer Machtwort den Sieger zurück. Von jezt an konnte das bereits gestürzte Syrien Aegypten nicht mehr gefährlich sein.

Aber dafür nahmen die Verhältnisse mit Rom einen gefährlicheren Charakter an. Die Ptolemäer, als Schüzlinge der Römer, hatten ihre Unabhängigkeit verloren, und mochten der völligen Unterjochung nimmer entgehen. Schon um 3900 wurde Cyrenaica und 3926 Cypern, welche Länder ägyptischen Prinzen gehörten, zu römischen Provinzen gemacht — und der folgsame Auletes zum König Aegyptens gesezt.

Auletes Sohn, Dionysius, der mit seiner Schwester Kleopatra gemeinschaftlich regieren sollte (3933), verdrängte dieselbe. Er ermordete den großen Pompejus, seinen und seines Vaters Wohlthäter, damit er des pharsalischen Siegers Gnade gewänne. Cäsars Edelmuth und die Reize der Kleopatra vereitelten seine Hoffnung, und Dionysius verlor im Kriege gegen Cäsar, welcher für Kleopatra gesprochen hatte, sein Leben. Sein jüngerer Bruder Ptolomäus XIII., das Kind, mit welchem jezt Kleopatra den Thron theilen sollte, ward von derselben vergiftet. Nach Cäsars Tod trug auch Antonius die Fesseln dieser Buhlerin. Die unumschränkte Herrschaft, welche sie zehn Jahre lang über den lezten übte, war die Ursache seines Verderbens. Nachdem Oktavian bei Aktium gesieget, gaben sich Antonius und Kleopatra den Tod, und Aegypten wurde eine römische Provinz (3954, 29 v. Chr.)

IV. Kleinere Reiche.

Es ist hier von Thrazien, Pergamum, Bithynien, Paphlagonien, Kappadocien, Galatien, Pontus, Epirus und Rhodus zu reden.

Lysimachus hatte nach Alexanders Tod aus Thrazien und den gegenüberliegenden kleinasiatischen Ländern ein Reich gestiftet. Nach Lysimachus Tod (3702) zerfiel dasselbe. Eingewanderte Gallier und einheimische Nationen — als Odrysier, Besser rc. — auch auswärtige Mächte — als Macedonien und Syrien — theilten sich in das Land, welches nach Perseus Unglück allmählig unter verschiedenen Titeln eine römische Beute wurde.

Ein losgerissener Theil von Lysimachus Reich war Pergamum. Philetärus, ein Verschnittener, stiftete es durch Abfall von jenem tyrannischen König. Eumenes I. und Attalus I. erweiterten ihr Gebiet so ansehnlich, daß es der Benennung eines Königreiches nicht unwürdig schien. Eumenes II. (3786) erhielt von Rom, als Preis der gegen Antioch M. geleisteten Dienste, das Land bis an den Taurus, welches der syrische König eingebüßt. Pergamum war nun in Kleinasien die herrschende Macht. Aber da dieselbe, ohne natürliche Basis, bloß auf der Römer Gnade beruhte, so konnte sie nicht von Bestand seyn, Attalus II. und Attalus III. hatten auch keinen andern als der Römer Willen; der lezte, ein blödsinniger Mann, vermachte ihnen sein Reich.

Bythinien, so wie Paphlagonien und Kappadocien, waren zwar persische Vasallenreiche, aber sie entgingen, da sie nicht auf Alexanders Wege lagen, den macedonischen Waffen. Unter den Königen Bythiniens ist Prusias II. wegen seiner niederträchtigen Ergebenheit gegen die Römer, und Nikomedes III. als derjenige merkwürdig, welcher ihnen sein Reich vermachte.

Es geschah solches bald nach dem mithridatischen Kriege, welcher auch über Kappadocien und Paphlagonien die römische Herrschaft gründete.

Der Name Galatien rührt von den Galliern her, deren Verwüstungen in Thrazien, Macedonien und Griechenland wir oben erzählten, und welche nachmals unter vielfältigen Abenteuern Wohnsize in Kleinasien erhielten. Ob diese Schaaren aus dem eigentlichen oder aus dem cisalpinischen Gallien oder aus Pannonien (wo schon längstens die gallischen Stämme der Scordiscer, Bojer und Tauriscer hausten) gekommen, ist streitig. Es war ihre Sitte, den Fürsten umher als Miethtruppen zu dienen, und dabei sich selbst Land und Beute zu erstreiten. So wurden sie von den Meerengen bis an den Taurus furchtbar, und wären wohl

allda herrschend geblieben, hätte nicht Attalus sie nach blutigem Kampfe besiegt (3744).

Jezt wurden sie auf das Land zwischen dem Sangarius und Halys von Bithynien und dem schwarzen Meere bis nach Phrygien, Kappadocien und Pontus beschränkt. Hier wohnten sie, in drei Hauptstämme, der Trocmer, Tolistobojer und Tectosager, und 12 Kreise, Tetrarchien, getheilt, und bildeten eine Art von Eidgenossenschaft, deren gemeinschaftliche Angelegenheiten, mit Beibehaltung der Unabhängigkeit jeder einzelnen Nation, ein allgemeiner Landtag verhandelte. Auch diese einzelnen Nationen hatten eine republikanische Verwaltung, da ihre Tetrarchen (jede Nation hatte 4) nur Volksbeamte und durch einen großen Rath beschränkt waren.

Der Eintritt der Römer in Kleinasien macht auch für Galatien Epoche. Als Alliirte oder Söldner Antiochs M. wurden die Galater von dem Consul Manilus bekriegt, erhielten jedoch einen billigen Frieden. Als Mithridat sie unterjocht hatte, wurden sie von Sulla wieder befreit. Zu den Zeiten des zweiten Bürgerkriegs spielte der Tetrarch Dejotarus eine wichtige Rolle. Selbst Cäsar fand räthlich, ihn zu schonen, wiewohl er von Pompejus Partei gewesen (so wie er später an Brutus hielt). Nach ihm werden zwar noch einige Tetrarchen genannt, aber schon waren im Grunde die Römer Herr, wenn gleich erst 26 nach Christus Galatien förmlich zur Provinz erklärt ward.

Pontus war ein persisches Vasallenreich, und kurze Zeit auch den Macedoniern unterworfen, bis Mithridat III., der Achämenide, es nach der Schlacht bei Ipsus zum selbstständigen Königreich machte. Es ist nur durch seinen König Mithridat M. (VI. Eupator) [3858] für die Weltgeschichte merkwürdig. Er war der heftigste, unversöhnlichste, gefährlichste Feind der römischen Welteroberer, und daher der Theilnahme und Bewunderung aller Gutgesinnten werth. Seinen Riesenkampf mit Rom werden wir unten erzählen. Hier bemerken wir blos, daß, als nach dreimal erneuertem, immer mit Kraft und Ruhm, aber auch immer mit Unglück geführtem Krieg, zum Verlust aller Hilfsquellen auch noch die Empörung zweier Söhne gekommen, der heldenmüthige Greis durch Selbstentleibung einen Seiner würdigen Tod nahm (3921). Jezt war Pontus eine römische Provinz.

Auch in Epirus tritt nur eine Hauptgestalt hervor — Pyrrhus der Aeacide. Unter den vielen großen Feldherren seiner Zeit war Keiner über ihm, und bei dem vielfältigen Wechsel seiner Schicksale möchte man sagen, daß immerdar das Glück ihn verfolgt, und er sich selbst durch Geist und Muth wieder erhoben habe; wenn nicht auch sein Unglück meist eine Folge seines Ueber-

muths und seiner Herrschsucht gewesen wäre. Nicht weniger als dreimal, gegen Demetrius, gegen Lysimachus und gegen Antigonus Gonatas, gewann und verlor er Macedonien; er streckte nach Italien, Sicilien, Karthago seine Hände aus, und starb, auf einem Kriegszug in den Peloponnes, in Argos durch die Hand eines Weibes (3712). Seine Nachkommen regierten noch bis 3780, da Epirus eine republikanische Form annahm. Jezt war es ein Spielball Macedoniens und darauf der Römer, welche es einige Zeit nach Perseus Besiegung zur Provinz machten (3838, 145 v. Chr.).

Die Stadt Rhodus wurde im peloponnesischen Kriege gebaut, und herrschte bald über die ganze Insel. Sie selbst blieb, mit geringer Unterbrechung, selbstständig bis zum Ende der Periode, und groß durch Handel und Seemacht. Sie zwang Byzanz, den Zoll aufzuheben, welchen dieses auf die Durchfahrt in's schwarze Meer gelegt (3761). Später erwarb sie durch Allianz mit Rom gegen Philipp und Antioch ansehnliche Länder. Aber Cassius demüthigte sie, und wiewohl Antonius sie für frei erklärte, blieb sie doch der That nach unterthan.

---

durch, und durch noch andere Umstände, wurde die Demokratie beständig beschränkt.

Der Senat, welcher gewöhnlich 600 Glieder zählte, war überhaupt das höchste Staatskollegium. Alle wichtigern Regierungsgeschäfte trugen die Consuln dem Senate vor; ja selbst diejenigen, welche zum Vortrag ans Volk geeignet waren, wurden zuerst im Senat verhandelt; und wiewohl das Volk in spätern Zeiten das Recht behauptete, auch ohne Mittheilung des Senats zu berathschlagen und zu entscheiden, so wurde doch die Bestätigung des Senats für nöthig erachtet, um den Beschluß zum Gesez zu erheben. Von dem noch später errungenen Entscheidungsrecht ohne den Senat machte es selten Gebrauch. Insbesondere war die Leitung der äußern Angelegenheiten dem Senat anvertraut; und in den größten Verbrechen, als Hochverrath, Verschwörung, auch Mord und Giftmischerei, stand ihm die höchste Gerichtsbarkeit zu. Anfangs wurde der Senat nur aus patrizischen Geschlechtern ergänzt; später geschah es meist aus den Rittern, und auch Plebejer gelangten dazu, da jede höhere Magistratur — von der Questur angefangen — den Eintritt in den Senat, und zwar auf lebenslang, gab. Doch wurde zum vollständigen Genuß der senatorischen Rechte die Eintragung in die Liste — daher patres conscripti — durch die Censoren erfordert. Wer auf derselben oben an stand, hieß princeps senatus. In spätern Zeiten wurde die Zahl der Senatoren sehr vermehrt, aber das Ansehen des Senates — was oft der Zweck der Machthaber war — durch den Unwerth seiner Glieder verringert.

Die Ordnung der Ritter rührt der Sage nach, wie jene des Senates, von Romulus Einsezung her, welcher 300 der tapfersten Jünglinge aus der Tribus für den Dienst zu Pferd gewählt und zu seiner Leibwache bestimmt habe. Wahrscheinlich bestand dieselbe damals überhaupt aus den reichern patrizischen Jünglingen, und welche hiernach zu Pferd dienen mochten. Tarquinius der Alte vermehrte ihre Zahl durch Aufnahme von gleichviel plebejischen Rittern. Aber nicht die Abstammung von diesen ersten Rittern (celeres), nicht der Kriegsdienst als Reiter, sondern der Census verlieh nachmals die ritterliche Würde, zu welcher ein Vermögen von quatringenties H. S. (gegen 17,000 Thaler) erforderlich war. Nach dem bei den alten Republiken häufig geltenden Grundsaz, daß das politische Recht nach der Bewaffnung sich richte, waren diese Ritter schon ursprünglich ein *politischer Stand*, welcher jedoch später noch mehr durch *verschiedene Vorrechte* — als Ehrensitze im Theater gleich hinter den *Senatoren* — ausgezeichnet durch Pachtung der öffentlichen Ein-

künfte reich und als Mittelmacht zwischen dem Senat und Volk wichtig war.

Der dritte Stand, wenn gleich dem Rang nach der lezte, war doch durch seine Zahl und seine verfassungsmäßigen Rechte der stärkste, ja eigentlich der Souverain. Die Zahl der Senatoren und Ritter verschwand gegen die große Volksmenge, und konnte, zumal in comitiis tributis, gegen den entschiedenen Willen derselben nicht aufkommen.

Gleichwohl wurde, theils durch die List der Vornehmeren, theils durch den natürlichen Lauf der Dinge, die Macht des großen Haufens in Schranken gehalten, und es kam niemals eine reine Demokratie zu Stande.

Unter die durch rein demokratischen Geist anfeindenden Verhältnisse gehört zumal, daß zum Adel * nicht mehr die Patrizier ausschließend, sondern auch jene Plebejer gerechnet wurden, welche entweder selbst oder deren Vorfahren hohe Staatsämter bekleidet hatten. Die Optimaten-Geschlechter — denn Gewohnheit, Verdienst und gegenseitiger Beistand erhielten so ziemlich den Besiz der Würden in einem fest geschlossenen Kreise von Familien, und nur schwer, durch überwiegende Gunst oder Verdienst oder Glück, drängte oder schlich ein homo novus in jenen Kreis sich ein — waren nun eigentlich die Regierer des Staates. Selbst die comitia tributa, worauf schon länger auch die Klienten, und jezt auch die Patrizier stimmten, waren diesen nicht mehr gefährlich, seitdem der Censor Fabius Maximus (3679) durch eine neue Einrichtung der Tribus, wornach aller gemeine Pöbel in 4 Tribus, die man urbanas namte, die angesehenern und reichern Leute aber in die übrigen, welche rusticae hießen, gesammelt wurden, das Uebergewicht der niedrigen Menge vereitelt hatte.

Während dieser Bewegung dauerten die äußern Kriege fast ohne Unterbrechung fort. Lateiner, Volscer, Etrurier und andere gaben abwechselnd Gelegenheit zu Triumphen. Auch die Gallier schreckten mitunter. Wir übergeben diese Fehden, so auch die Zweikämpfe eines Manlius Torquatus und Valerius Corvus mit noch andern Geschichten und Legenden einer rohen Heldenzeit. Mittelitalien war jezt meist unterworfen. Unteritalien wurde der Preis eines noch blutigern, 70jährigen Kampfes.

Krieg der Samniter und des Pyrrhus.

Die campanische Hauptstadt Capua, von den Samnitern

* Daraus ist der Unterschied zwischen nobilis und patricius klar. Der Adel ließ sich erwerben, das Patriziat war ausschließendes Geschlechtseigenthum

gedrängt, unterwarf sich Rom, um dessen Schuz zu erhalten (3641, 342 v. Chr.). Hieraus entstand der große Krieg, welcher Epoche macht in den militärischen wie in den politischen Verhältnissen der Römer. Jezt erst lernten die Römer den Gebirgskrieg und regelmäßige Taktik, und es entwickelt sich im Kampfe mit starken, kriegsgewohnten Völkern ihre eigene, durch die errungene Freiheit geweckte, höhere Kraft. Mit dem Gefühl derselben schwillt auch ihr Gesichtskreis und ihre Begierde. Sie strecken den Arm nach der Herrschaft von ganz Italien aus, aber die steigende Gefahr erweckt dessen Völker, vereinigt sie in Bündnisse und bringt auch die längst besiegten zum Abfall. Rom, zwischen den Nationen Italiens feindlich hingestellt, hat blos mehr die Alternative für sich, groß zu seyn oder zu fallen. In keiner Zeit wurden so viele Diktatoren ernannt, so viele Triumphe gefeiert, so viele Großthaten geübt. Es ist die eigentliche Heldenperiode.

Bald nach dem für Rom glücklichen Anfang des samnitischen Krieges empörte sich das gedrückte Latium und brachte Rom in große Gefahr. Die schaudervolle Strenge des Manlius Torquatus befestigte die Kriegszucht im römischen Heere, und (des Plejers) Decius Mus heroische Selbstaufopferung begeisterte zum Sieg (3646). Latium wurde gebändigt und der Krieg in Süden erneuert. Schon drangen die Römer in Großgriechenland und eroberten Parthenope (oder Paläopolis, das nachmals so glänzende Neapel). Aber die Samniter schlossen ein consularisches Heer in den Engpässen von Caudium ein (3663, 320 v. Chr.) und entließen es nach zugefügter schmählicher Beschimpfung. Ihre Thorheit verdiente Strafe und erhielt sie. Die Römer, von Scham und Rache glühend, brachen den Vertrag, der ihr Heer gerettet. Posthumius, welcher ihn geschlossen, begehrte selbst an die Samniter ausgeliefert zu werden, als Sühnopfer des verlezten Eides. Papirius Cursor, der Diktator, einer der ersten großen Feldherren Roms, stürzte die Macht der Samniter. Auch Fabius Maximus und Curius Dentatus errangen glänzende Siege; der Lezte — ein edles Muster der Römertugend — diktirte den Frieden, welchen Samnium, durch einen fast 50jährigen Kampf erschöpft, auf die härtesten Bedingungen annahm (3690, 293 v. Chr.). Aber zum drittenmal erhob sich dasselbe gegen das tyrannische Rom, als diesem nähere Gefahren von gallischen Völkern drohten, während in Süden das reichere Tarent ihm Fehde bereitete (3704). Erst nach Besiegung des Pyrrhus wurden auch die Samniter völlig überwunden, nach verzweiflungsvollem Widerstand und vielfältigem Verluste der Römer.

Tarent, wegen Verlezung des Völkerrechts von Rom bekriegt,

rief König Pyrrhus um Hilfe. Derselbe erschien auf italischem Boden mit einem wohlgerüsteten Heer und voll hochfahrender Entwürfe. Die Römer rückten ihm unter dem Consul Lävinus entgegen. Bei Heraklea in Lucanien errang die Kriegskunst des Pyrrhus und die Festigkeit der Phalanx nach schwerem, blutigem Kampf den Sieg über den noch ungelehrten Muth der Römer.

Aber die Tapferkeit der Römer brachte bei Pyrrhus Achtung, und solche Achtung den Wunsch des Friedens hervor. Cyneas, der Minister und Freund des Königs, wurde nach Rom geschickt, um denselben zu unterhandeln.

Aber der Friede kam nicht zu Stande. Die Römer, getreu den Grundsäzen der Väter, verschmähten es, zu unterhandeln, bevor nicht Pyrrhus seine Völker aus Italien gezogen. Da wurde eine zweite Schlacht bei Asculum in Apulien geschlagen. Sie war zweitägig, mörderisch und mit der ersten von ähnlichem Ausgang. Der äußerst geschwächte Pyrrhus ging jezt nach Sicilien über, wo ihm die von den Syrakusanern dargebotene Krone ein leichteres Glück zu verheißen schien. Er betrog sich und kehrte nach Italien zurück, wo ihm jedoch kaum mehr die Möglichkeit zu siegen blieb. Bei Beneventum, im Land der Samniter, rächte Curius Dentatus die früheren Niederlagen der Römer durch völlige Zertrümmerung des königlichen Heeres (3710, 273 v. Chr.). Pyrrhus selbst entkam mit Noth.

Was bisher noch von Gallia Cisalpina bis zur Meerenge, welche Bruttien * von Sicilien scheidet, von Völkern und Städten griechischen oder italienischen Namens sich der Freiheit gefreuet, das wurde jezt ohne Mühe bezwungen. Das stolze Tarent und Brundusium, die Picenter, Umbrer, Salentiner huldigten. Italien war erobert.

Verfassung und Zustand Italiens.

Aber sehr ungleich war das Loos, welches dessen einzelne Völkerschaften erfuhren. Mehrere, besonders in frühern Zeiten, hatte man in das römische Bürgerrecht aufgenommen, um die Grundmasse der herrschenden Gemeinde zu vermehren. Die übrigen lebten als socii oder als dedititii in verschiedenen Graden der Abhängigkeit. Die leztern, dem Namen so wie der That nach Unterthanen, wurden durch jährlich ernannte römische Präfekten regiert, und hatten keine eigene Verfassung mehr. Die Bundesgenossen waren dem Namen nach selbstständig und im Fortgenuß ihrer eigenen Verfassung, aber ein ewiges Bündniß

* Bruttien ist das heutige Calabrien. Das alte Calabria hingegen war der südlichste Theil von Apulien, heut zu Tage terra d'Otranto.

mit Rom fesselte sie an das Interesse dieser heroischen Stadt, für die sie, ohne eigenen Vortheil, Gut und Blut fortwährend aufzuopfern verbunden waren. Am günstigsten waren die Bundesgeseze bestimmt für die lateinischen Völkerschaften — als für die ältesten Bundes- und zugleich Stammesgenossen — (socii latini nominis), drückender für die übrigen (socii italici nominis). In allen Gegenden wurden endlich auch römische Kolonien angelegt, zur Wiederbevölkerung verödeter Städte oder zur Behauptung der römischen Herrschaft, daher meist an der feindlichen Grenze oder unter Nationen von zweifelhafter Treue. Solche Kolonien — eigentlich Besazungen — genossen das römische Bürgerrecht, aber ohne Antheil an den Comitien und an den Magistratswürden der Hauptstadt.

Der Zustand Italiens nach seiner Unterwerfung bildet einen traurigen Kontrast mit demjenigen, dessen es früher, so lange es frei war, sich erfreute. Ein Gedräng von kräftigen, regsamen, glücklichen, auch größtentheils civilisirten Völkern erfüllte da das schöne Land. Fast jede Stadt Hetruriens und Großgriechenlands war ein mächtiges, glückliches Gemeinwesen. Aber auch das übrige Italien stand in einem schönen, wenn gleich etwas geringeren Flor, wie aus den Berichten der Römer selbst, insbesondere aus der ungemein dichten Bevölkerung des Landes zu erkennen ist; und nach dem, was bereits geschehen, ließ sich mit Grund eine noch glänzendere Zukunft hoffen. Wie ganz anders wurde dies Alles unter dem römischen Joch? — Viele Nationen hatte schon der Krieg vernichtet oder so sehr verdünnt, daß nur noch elende Reste derselben in verödeten Ländern hausten, und nie mehr die alte Volksmenge sich ersezte. Welche aber verschont blieben von gewaltsamer Verwüstung, die wurden dafür zu dauernden Leiden und langsamem Ruin verdammt. Viele büßten einen Theil der Ländereien ein: man gab dieselben an römische Bürger. Diese zogen meistens den Reichthum nach Rom, wohin sich auch durch die natürliche Anziehungskraft der Gebieterin die Blüthe der Bevölkerung aus allen Ecken Italiens drängte. In den unaufhörlichen Kriegen Roms wurden die Schäze und das Blut der Bundesgenossen vergeudet; auf ihre Unkosten, aber ohne Gewinn für sie, erwarb sich dasselbe die Herrschaft der Welt.

Rom blieb nun eine geraume Zeit von innerlichen Unruhen befreit. Es war dieses die Periode der wichtigen punischen Kriege, der großen Eroberungen und des unaufhaltsamen Fortschreitens zur Weltherrschaft. Die Leitung der großen Geschäfte concentrirte sich damals in den Händen des Senates, jenes ehrwürdigen Staatskörpers, in welchem auch die austretenden höchsten Magistrate ihren Siz auf Lebenslang nahmen, und wo sonach die

erfahrensten Staatsmänner und Feldherren und die edelsten Talente von beiden Ständen vereinigt waren. Die äußeren Angelegenheiten interessirten jezt mehr als die Händel des Forums, und man erkannte, daß jene einem fortlebenden Kollegium, welches daher von beharrlichen Maximen geleitet wäre, weit sicherer, als dem von den Eindrücken des Augenblicks abhängenden Volkshaufen vertraut würden.

Römische Politik.

Diese Maximen, welche freilich ihre Hauptanwendung erst mit dem Zeitraum der punischen Kriege erhielten, doch auch schon in den frühesten Zeiten die römische Politik bezeichnen, waren insbesondere die nachstehenden:

Der erste Grundsaz war, „niemals Frieden zu schließen, als wenn man gesieget;" der zweite: „aus jedem Kriege die Mittel zu weitern Kriegen zu ziehen." Dieser wurde auf verschiedene Weise, anfangs durch Einverleibung der Besiegten, darauf durch Allianz mit denselben, endlich durch völlige Unterwerfung der Völker in Ausübung gesezt. Den größten Umfang hatte das System der Allianzen.

Nicht nur die socii latini und italici nominis, welche, wie wir oben sahen, durch ewige und engere Bande mit Rom verknüpft, ihr Blut fortwährend für dessen Herrschaft vergossen; auch auswärtige Völker und Mächte, aber nach verschiedenen Verhältnissen, wurden in diesem System, bald mit ihrem freien Willen, bald durch Zwang, gebracht. Selten wurde ein Friede geschlossen, wo nicht der Besiegte zugleich zum Bunde mit Rom sich zu bequemen hatte. Eben so zahlreich und wichtig waren die freiwilligen Alliirten, welche man durch mancherlei Mittel zu gewinnen wußte, und von denen die meisten selbst das römische Bündniß suchten. In solche Allianz wurden vorzugsweise die schwächeren Staaten aufgenommen, die etwa von stärkeren bedrängt waren, und über der nähern Gefahr der entfernteren vergaßen. Hatte man mit ihrer Hilfe die mächtigern gestüzt, so vergrößerte man jene durch das, was man diesen geraubt, wodurch sie noch tüchtigere Werkzeuge zur Erniedrigung der Starken wurden. Zur gelegenen Zeit fanden sich Vorwände genug, die prekären Verleihungen zurückzunehmen, und die Alliirten selbst zu verschlingen. Ueberhaupt war jede Allianz mit Rom die Grundlage einer Abhängigkeit, von der man sich nimmer befreite. Alle Bundesgenossen (außer Italien) hörten damit auf — in Güte oder mit Gewalt —, Unterworfene zu werden. Alsdann wurden ihre Länder zu Provinzen gemacht, wel-

ches schon früher das Loos aller gewonnenen Feindes-Länder gewesen, die zu behaupten man sich getraute. Solche Provinzen wurden nicht nach den Grundsäzen der bürgerlichen, sondern nach jenen der herrischen Gewalt verwaltet; sie waren nicht Theile, sondern Eigenthum des römischen Staates, welcher nach Willkür über alle Hilfsquellen derselben an Geld und Menschen verfügte. Keine Tyrannei aber ist härter, als die eines ganzen Volkes. In dem Maße es nämlich schwerer ist, ein ganzes Volk als einen oder wenige Tyrannen zu sättigen, in dem Maße mußten die römischen Provinzen gedrückter, als z. B. die persischen seyn. Keine andere Verbindung war unter ihnen, als die der Sklavenkette, die sie alle umschlag; vereinzelt und rettungslos waren sie alle preisgegeben an Roms überschwengliche Macht. Wohl waren Geseze vorhanden über die Verwaltung der Provinzen; aber nicht gegen diese Provinzen, nur gegen die Eigenthümerin Rom waren diese Statthalter durch dieselben verpflichtet. Auch hatte Rom den Grundsaz angenommen, die Regierung derselben den austretenden Magistraten unter dem Titel der Proconsuln oder Proprätoren, auch Quästoren, Legaten u. s. w. als Belohnung zu übertragen. In der Regel alljährlich — gemäß den republikanischen Grundsäzen und damit recht Viele Theil am Raube bekämen — wurden solche Statthalter in die Provinzen geschickt, mit unumschränkter Gewalt über die Einwohner, und schreckend durch militärische Macht. Hier zogen sie mit dem Pomp der Souveraine einher, trieben allenthalben auf schamlose Weise Abgaben, Geschenke, Strafgelder ein, verkauften die Justiz, und führten noch eine Schaar von raubsüchtigen Freunden, Klienten, Unterbeamten, Freigelassenen und Sklaven mit sich, welche alle mit der Gunst ihres Herrn einen einträglichen Handel trieben. Die Allgemeinheit solcher Frevel machte sie fast gänzlich straflos. Nur wenn die Frechheit zu weit ging, oder wenn die Provinz mächtige Freunde in Rom besaß, fand eine Anklage statt. Doch auch alsdann kam es nur selten zur Strafe oder Wiedererstattung.

Für die Vermehrung solcher Provinzen, überhaupt für die Ausbreitung der römischen Macht, war durch andere und nicht minder wirksame Maximen gesorgt.

Die römische Politik war niemals darüber verlegen, Ursachen der Kriege zu finden. Entweder waren es zwei streitende Völker, zwischen welchen man als Vermittler, Schiedsrichter oder auch als Alliirter des Schwächern auftreten konnte, oder es gab Empörungen in einem Reich, es gab Familienzwist in königlichen Häusern, feindselige Parteien in Freistaaten. Der schwächere Theil bewarb sich oft selbst um äußere Hilfe, oft mengte man sich

ungebeten ein. Manchmal schlug man abwechselnd auf beide Parteien los, oder verkaufte beiden seinen Beistand. Man hatte nach Montesquieu's derbem Ausdruck, nicht einmal die Gerechtigkeit der Schelme, die selbst bei Verbrechen mit einer gewissen Ehrlichkeit zu Werke gehen. Allenthalben maßte man sich das Recht der Einsicht und auch des Urtheils an. Wiederholte Anmaßungen schienen zulezt ein Recht wirklich zu begründen, und die Völker unterwarfen sich endlich Rom, ohne eigentlich zu wissen warum. Wenn aber durchaus kein Vorwand zum Bruch, durchaus kein Gegenstand einer Forderung da war, so gab der Uebermuth der Gesandten Anlaß zu Beleidigungen, und diese zum Krieg. Man schmiedete wohl auch Testamente, oder ließ von blödsinnigen Fürsten sich Reiche wie Privaterbschaften vermachen. Endlich wurde man schamlos genug, ohne allen Anlaß die Entziehung von Ländern zu dekretiren, wenn deren Erwerbung nüzlich schien.

Damit aber kein Widerstand gegen solche Frevel und keine Rache derselben weder durch einzelne Mächte, noch durch Koalitionen möglich werde, hatte man die Kunst der Theilung, der Hemmung und der Vernichtung der Feindeskräfte zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Keine andere Politik hat mit so trefflichem Erfolg als die römische „divide et impera“ in Vollziehung gesezt. Auf dieselbe Art, wie früher Latium und Hetrurien, fielen nachmals Macedonien und Griechenland, Kleinasien und Syrien durch Isolirung der Mächte und einheimische Entzweiung. Selten kamen Bündnisse gegen Rom zu Stande; denn die Schrecken, womit es die Ueberwundenen bedrohte, hielten Fürsten und Völker ab, in die verhängnißvollen Schranken zu treten, wenn nicht die allernächste und äußerste Gefahr sie drängte. Schien gleichwohl eine Koalition sich bilden zu wollen, dann beschwor Roms allsehende, überall thätige Politik das Ungewitter, je nach den Umständen durch Versprechungen, Drohungen oder Aufhezung Eines gegen den Andern. Alsdann war man bescheiden und nachgiebig, man räumte kleine Vortheile ein, beruhigte so den Einen, indessen man den Andern vereinzelt erdrückte, und kehrte darauf zur Bestrafung des Erstern zurück. Man gab sich das Ansehen der Mäßigung bei der unersättlichsten Herrschsucht. Nicht für sich selbst, nur für die Bundesgenossen und für die Freiheit der Völker schien man zu kämpfen und zu siegen. Dankbarkeit der Beschüzten, der Befreiten entfernte das Mißtrauen. Kein Schritt mehr geschah ohne Roms Willen, und unmerklich ging das Ansehen der Beschüzerin und Vormünderin in Herrschaft über.

Schloß man einen Frieden, so enthielt er sicherlich den *Samen eines neuen Krieges*, den man bei gelegener Zeit wieder

erhob. Auch waren immer Bedingungen dabei, welche des Gegners bleibende Entkräftung bewirkten. Er mußte seine Seemacht zerstören, seinen Bundesgenossen, ja oft dem Recht des Krieges entsagen, und sein Schaz wurde durch schwere Kontributionen erschöpft. War dann die Zeit gekommen, da man ihn vertilgen wollte, so erpreßte man von dem Geängstigten die Auslieferung der Festungen, der Waffen u. s. w., und wenn er ganz wehrlos war — so erdrückte man ihn.

Geschichte Siciliens und Karthago's.

Bevor wir die Geschichte der hochwichtigen punischen Kriege erzählen, müssen wir einen Blick werfen auf die Angelegenheiten Siciliens, welche den nächsten Anlaß zur Fehde zwischen Rom und Karthago gaben, und auf die karthagische Geschichte selbst.

Unter allen auswärtigen Ländern, auf welche die Karthager nach Begründung ihrer Macht in Afrika verlangende Blicke warfen, war keines, wornach sie heftiger und beharrlicher strebten, als Sicilien. Schon frühe waren die alten phönizischen Kolonien auf der sicilischen Küste unter den Schuz, daher auch unter die Hoheit Karthago's gekommen. Der vielgetheilte Zustand und die unaufhörlichen innern Bewegungen der Insel begünstigten die Erweiterung der fremden Herrschaft. Aber die griechischen Kolonien, welche um ihre Freiheit zitterten, strebten mit aller Kraft derselben entgegen, und die ganze griechische Nation, welche die Karthager als Barbaren und als Handelsrivalen haßte, war geneigt, jene Bestrebungen zu unterstüzen. Als Karthago später nicht sowohl gegen die Freiheit der griechischen Städte, als gegen die Uebermacht Syrakusens stritt, so gewann der Kampf ein noch höheres welthistorisches Interesse. Hätte Syrakus — wie es im Plan seiner Fürsten lag — ganz Sicilien nebst Großgriechenland zu einer Macht vereint: Karthago wäre derselben erlegen, und Rom hätte schwerlich aufkommen mögen. Wäre Karthago Gebieterin Siciliens geworden, so hätte seine Herrschaft einen festen Grund erlangt, und Rom hätte sie nicht gestürzt.

Nach der großen Niederlage, welche K. Gelo I. von Syrakus den Karthagern als den Verbündeten des Xerxes bei Himera (3504) beibrachte, wagten sie siebzig Jahre lang keinen neuen *Versuch*, und schränkten sich auf wenige Küstenpläze ein, welche *in ihrem abhängigen* Zustande mit den griechischen Freistaaten *nicht wetteifern* konnten. Aber sie stärkten sich indessen durch Be-

festigung ihrer Macht in den übrigen Inseln und in Afrika selbst. Das Haus des Mago war es, welches von Cambyses Zeiten an, durch mehr als hundert Jahre, an der Spize ihres Staates in Krieg und Frieden stand, und eine Menge von Helden erzeugte, die, ungeachtet gehäufter Unfälle, so sie erfuhren, als die eigentlichen Gründer der karthagischen Größe zu betrachten sind.

Nach dem Unglück der Athener in Sicilien erneuerten sich die Unternehmungen der Karthager daselbst. Sie zerstörten Selinus und Himera. Bald eroberten sie auch das mächtige Agrigent, und belagerten Gela. In dieser großen Gefahr richtete ganz Sicilien seine Augen auf das starke Syrakus, welches aber selbst von innern Unruhen brannte. Die Geseze, welche gerade damals der weise Diocles entworfen, waren unwirksam gegen den Parteigeist im Volk und den wilden Ehrgeiz seiner Häupter. Hermokrates, siegreich gegen die Feinde, verlor sein Leben im Kampf gegen die eigenen Mitbürger, und Dionysius, ein Mann von niederer Abkunft, aber großen Talenten, bahnte sich durch Verrath und Gewalt den Weg zum Thron (3579).

Gegen diesen Dionys, der, nicht zufrieden mit Syrakus, seine Hand nach ganz Sicilien und selbst nach Unteritalien ausstreckte, hat Karthago äußerst blutig, in dreimal erneuertem Krieg und mit ungemein abwechselndem Erfolg gestritten. Siebenunddreißig Jahre regierte Dionys, im Ganzen glücklich und glorreich; aber er wurde — möchte es allen Tyrannen also ergehen! — seines Glückes nicht froh. Unablässig von Mißtrauen und Furcht gequält, durch manchen Aufruhr geängstigt und keines Menschen Freund, starb der grausame, verbrecherische, jedoch den Wissenschaften — aus Eitelkeit — günstige Fürst, wie man glaubt, vergiftet (3617).

Ihm folgte Dionys II., sein Sohn. Dion, Bruder von des ältern Dionys zweiter Gemahlin, ein Mann von großen Gaben und Plato's Freund, leitete anfangs des Fürsten Schritte. Plato selbst wurde an den Hof berufen, und war schwach genug, dem Ruf zu folgen. Sein Glück war von kurzer Dauer. Bald wurde er, wie Dion, verdächtig dem Tyrannen, welcher den Lezten verbannte und den Ersten in Gnaden entließ. Aber Dion kam zurück, und vertrieb Dionysius, wurde aber selbst ermordet von Kallippus. Auch dieser wurde vertrieben, und während der nachfolgenden Zerrüttung des Staates fand Dionys Gelegenheit, zum zweitenmal Herr von Syrakus zu werden (3633). Er regierte sorgloser und willkürlicher als zuvor. Zugleich fielen die Karthager mit Heeresmacht in sein Gebiet. Da riefen die Syrakuser die Mutterstadt Korinth um Hilfe an. Sie schickte ihnen den edlen *Timoleon* mit 1000 Streitern. Dieser große Mann

und enthusiastische Freund der Freiheit vertrieb Dionys zum zweitenmal, richtete die Verfassung Syrakusens nach republikanischen Grundsäzen ein, befreite noch mehrere sicilische Städte von der Tyrannei, und schlug die allgemeinen Feinde, die Karthager, am Krimessus in einer entscheidenden Schlacht (3644). Nachdem Timoleon dies Alles vollbracht hatte, schlug er die Herrschaft, die Syrakus ihm anbot, mit großer Seele aus. Die Bürger lohnten ihm mit freiwilliger Ergebenheit, und als er starb (3646), beweinten sie ihn als Vater. Wer war glücklicher, Timoleon oder Dionys? —

Nach seinem Tod kehrten die Schrecken der Tyrannei zurück. Anfangs Sosistratus und darauf Agathokles bemächtigten sich der Herrschaft (3667). Der Erste, ein Aristokrat und mit den Karthagern im Bunde, der Zweite, ein Mann des Pöbels, aber kühner und glücklicher Abenteurer. Er gerieth in Krieg mit den Karthagern, welche ihn bei Himera schlugen und in Syrakus belagerten. Endlich einmal schienen diese ihrem Zweck, der Eroberung Siciliens, nahe. Aber Agathokles, durch ein kühnes Wagestück, entkam mit wenigen Schiffen mitten durch die feindliche Flotte, landete in Afrika und brachte durch eine Reihe tapferer und glücklicher, zum Theil auch abscheulicher Thaten Karthago dem Untergang nahe. Ein abermaliger Umschwung des Glücks stürzte den Tyrannen, welcher endlich nach wiederholtem Wechsel des Schicksals einen schrecklichen Tod litt.

Verschiedene Tyrannen nach ihm verlängerten die Leiden Syrakusens. Auch Pyrrhus, Agathokles Eidam, wiewohl er gegen Karthago, welches diese Unruhen trefflich benuzt hatte, glücklich kämpfte, herrschte willkürlich und grausam. Endlich aber, nach fast 150jähriger Bedrückung (von dem Angriff Athens an zu rechnen) kehrten glückliche Tage für Syrakus zurück. Hiero, aus des großen Gelon Geschlecht und seines Ahnherrn würdig, erhielt nach Pyrrhus Abzug durch fast einstimmige Wahl die Krone (3715) und trug sie 54 Jahre mit höchstem Ruhm. Durch ihn wurden alle Parteien vereinigt oder zum Schweigen gebracht, die Karthager mit starkem Arme zurückgehalten, Ruhe, Wohlstand, Gedeihen durch weise Anordnungen gesichert, Künste und Wissenschaften glänzend emporgebracht.

Unter eben diesem König erhob sich der verhängnißvolle Krieg zwischen Rom und Karthago, und Sicilien wurde dessen vorzüglichster Schauplaz.

Zweite Abtheilung.

Zeitraum der punischen Kriege.

Erster punischer Krieg.

Zwischen Rom und Karthago hatte bis dahin nur geringer Verkehr bestanden. Doch lesen wir bei Polybius von zwei Handelstraktaten, welche zwischen beiden, der erste gleich nach Vertreibung der Könige, der zweite um 3636, noch vor den samnitischen Kriegen, geschlossen wurden. Und bei dem Kriege gegen Pyrrhus waren beide Staaten natürlich Verbündete.

Jezt aber, da Unteritalien den Römern gehörte, entstanden nähere Verhältnisse, unmittelbare Berührungen und daher widerstreitendes Interesse. Wie hätten die Römer nicht lüstern nach Sicilien blicken sollen, der Kornkammer für ihre Stadt in Zeiten des Mangels, nach einer Insel, welche die Natur selbst, die sie nur durch einen schmalen Kanal von Italien trennte, zu einer Zugabe dieses Landes bestimmt zu haben schien? — Und dagegen Karthago, wie konnte es gleichgültig die wahrscheinlich nahe Konkurrenz eines neuen Rivalen betrachten, um ein Besitzthum, wonach es selbst schon seit vielen Geschlechtsaltern gerungen und dem es so manches Opfer schon gebracht hatte? — Hier ließ sich keine Ausgleichung denken. Früh oder spät war der Krieg unvermeidlich. Gleichwohl war der von Rom gewählte Anlaß des Krieges schändlich.

Ein Haufe campanischer Kriegsknechte, die dem Tyrannen Agathokles gedient hatten, — mit frechem Stolz nannten sie sich Mamertiner, Marssöhne - war von den Bürgern Messana's in Dienste genommen worden. Sie mordeten ihre Dienstherren und sezten sich in den Besiz der Stadt. Zur Rache dieses empörenden Frevels hatten sich die alten Erbfeinde, Karthago und Syrakus, vereinigt und belagerten Messana. Die Mamertiner baten Rom um Hilfe. Rom gab sie. Zwar erhob der Senat einige Bedenklichkeiten, aber das Volk auf den Comitien

beschloß die Hilfeleistung (3720, 263 v. Chr.), und begann den 24jährigen Krieg. Bei dem Ausbruch desselben mochte Rom an 300,000 waffenfähige Bürger zählen.

Es gingen Truppen der Römer nach Sicilien über und besezten Messana. Nach der Erzählung ihrer Schriftsteller ließ dann Hanno, der karthagische Feldherr, alle italienischen Miethlinge in seinem Heere tödten, worauf der Consul Appius Claudius mit stärkerer Macht über die Meerenge sezte, die verbundenen Karthager und Syrakusaner schlug und Messana befreite. Wichtiger als dieser Sieg war der ihm folgende Uebertritt Hiero's auf die Seite der Römer. Seine treue Hilfe erleichterte ihnen die Eroberung des karthagischen Siciliens, und gab zum vorhinein dem Krieg die Entscheidung. Doch war den Römern zur Verfolgung ihrer Vortheile eine Seemacht nöthig. Nach dem Muster einer gestrandeten feindlichen Galeere, so lesen wir, bauten sie eine Kriegsflotte, ersezten durch sinnreich erfundene Maschinen zum Entern, was ihnen an Seetaktik fehlte, und errangen unter Duillius einen herrlichen Sieg (3724, 259 v. Chr.). Jezt führten sie zugleich in Sicilien, Sardinien und Korsika Krieg.

Ein neuer Sieg bei Eknomos öffnete den Weg nach Afrika. Regulus ging dahin (3728), mit ihm der Schrecken, bis vor die Thore Karthago's. Aber Xantippus, der Spartaner, der das karthagische Heer führte, schlug ihn, und nahm ihn gefangen. Von jezt an, durch einige Jahre, folgte ein Unfall dem andern. Mehrere Flotten nach einander wurden durch Sturm oder Feindesgewalt zerstört; insbesondere jene, welche der vermessene Claudius Pulcher führte (3735). Dennoch verwarf Rom alle Friedensanträge, und sezte den Krieg zu Land, bald auch zu Wasser wieder fort.

Beide Staaten waren jezt äußerst ermattet; die Erbitterung gab neue Kräfte. Noch einmal wurden Flotten ausgerüstet; von Karthago durch Erschöpfung des öffentlichen Schazes, von Rom durch patriotische Beiträge der Reichern. Bei den ägadischen Inseln war die Schlacht. Das Verhängniß gab den Römern, unter dem Consul Lutatius, den Sieg, Lutatius Karthago das Gesez des Friedens (3743, 240 v. Chr.). Sicilien, der Preis zweihundertjähriger Anstrengung, ging verloren für die Besiegten, nebst den kleinen Inseln des Mittelmeeres; 2200 Talente sollten in Fristen, 1000 andere allsogleich bezahlt, die Gefangenen ohne Lösegeld entlassen werden. Mehrere dieser Bedingungen waren *nach* Abschluß des Friedens durch das römische Volk eigenmächtig *geschärft worden*; Karthago mußte es dulden.

Geschichte Roms und Karthago's bis zum Ausbruch des zweiten Krieges.

Zwei und zwanzig Jahre verflossen bis zum Wiederausbruche des Krieges: aber wichtige Begebenheiten auf beiden Seiten erfüllen den Zwischenraum.

Karthago, erschöpft durch die Anstrengungen des Krieges, gerieth gleich nach geschlossenem Frieden durch Empörung der Miethtruppen in die äußerste Gefahr. Das System der Miethtruppen, welches Karthago in weiterem Umfang als irgend ein anderer alter Staat beobachtete, war zwar dem Charakter und den Verhältnissen seines Handels-Volkes angemessen, aber auch mit wesentlichen Nachtheilen und Gefahren verknüpft. Der Staat war jezt unvermögend, seinen meist ausländischen Miethlingen den rückständigen Sold zu bezahlen, und wollte sie abdanken; da brach ein schrecklicher Aufruhr aus. Der Krieg währte ins vierte Jahr. Auch in Sardinien empörten sich die Miethlinge. Die Römer schickten Truppen dahin, anscheinend, um Karthago zu helfen. Aber sie behielten die Insel treuloser Weise für sich, und forderten noch, mit unerhörter Frechheit, 1200 Talente für die Unkosten! — Karthago, in höchster Bedrängniß und muthlos, unterschrieb. Doch bald erhob es sich zu neuen Planen der Herrschaft und der Rache.

Hamilkar, mit dem Zunamen Barkas, „der Bliz," rettete den Staat durch Vertilgung der Rebellen. Und nun warf er seine Augen auf Spanien, das reichste Silberland und die Heimath der tapfersten Streiter. Ohne Auftrag des Staates ging er mit einem ihm ergebenen, durch frühern Krieg in Numidien wohlgeübten Heer über die Meerenge dahin. Seine glänzenden Erfolge in Unterhandlungen und Schlachten bewogen das Volk zur lauten Billigung und eifrigsten Unterstüzung seiner Entwürfe. Aber ein ansehnlicher Theil des Senates, Hanno den Großen, Hamilkars Nebenbuhler im Ruhm, an der Spize, fürchtete die hierdurch bewirkte Vergrößerung der Macht des populären Hamilkar. Diese aristokratische Opposition gegen das durch Volksgunst mächtige barkinische Haus wurde die Quelle aller folgenden Faktionen, und sonach die Grundlage des Verderbens von Karthago.

In neun Jahren schon hatte Hamilkar einen großen Theil desselben Spaniens unterworfen, um welches die Römer nachmals zweihundert Jahre kämpften. In einer Schlacht mit den Lusitanern fiel der große Mann (3756). Sein Eidam Asdrubal hatte gleichen Erfolg. Er baute zu seinem Hauptwaffenplaz

Neukarthago (Karthagena), das mit dem alten an Pracht zu wetteifern schien, und vermochte viele spanische Häupter zur freiwilligen Unterwerfung. Rom, neidisch und besorgt, drohte mit Krieg; da versprach Karthago, dessen Plane noch nicht reif waren, seine Waffen nicht über den Ebro zu tragen, und auch im Süden desselben Sagunt nicht anzugreifen. Asdrubal, nach achtjähriger, glorreich geführter Gewalt, fiel durch Meuchelmord. Jezt rief das Heer den jungen Hannibal, des großen Barkas Sohn, zum Feldherrn aus; der Senat bestätigte die Wahl, und so trat dieser Held, einer der allermerkwürdigsten in der Geschichte, auf den Schauplaz.

Die Römer hatten nach geschlossenem Frieden mit Karthago noch mit verschiedenen abtrünnigen Bundesgenossen zu kämpfen. Darauf schlossen sie den Tempel des Janus (3754), zum erstenmal seit Numa's Zeit; aber nur kurz und nie wieder bis Augustus.

Die Illyrier waren Rom durch Seeräuberei beschwerlich gefallen. Ein zweimaliger Krieg gegen sie verschaffte den Römern festen Fuß in Dalmatien, nähere Verhältnisse mit Macedonien und großen Ruhm in den griechischen Ländern.

Noch größere Folgen hatte der gallische Krieg. Seit der Verbrennung Roms durch die Sennonen war daselbst der Name der Gallier schrecklich gewesen. Durch die Anlage von Sena Gallica (Sinigaglia) suchten die Römer ihre Grenzen gegen dieselben zu decken; später (3754) vertheilten sie auf des Tribuns Flaminius Vorschlag die den Sennonen entrissenen Ländereien unter ihre Bürger. Hiervon nahmen die Insubres im Mailändischen und die Bojer um Parma Anlaß, mit Rom zu brechen. Die Gaesaten von der Rhone verbanden sich mit ihnen. Rom zog alle Streitkräfte zusammen. Sechs Jahre währte der Krieg; unter beständigem Verlust der Gallier. Nach Eroberung von Ligurien drangen die Römer in das eigentliche Gallia cis- und transpadana eroberten Mailand, machten das ganze Po-Gebiet zur römischen Provinz (Gallia cisalpina oder togata) und legten zu deren Behauptung zwei Kolonien, Cremona und Placentia, an. Auch Istrien wurde unterworfen und die Alpenkette zur Grenze gemacht.

Diese Kriege, so wie der punische, hatten viele Menschen gekostet. Beim zweiten Bruch mit Karthago (3764) wurden fast um ein Drittheil weniger waffenfähige Bürger als beim ersten gezählt.

Zweiter punischer Krieg. Hannibal. Scipio.

Im zweiten Jahr seiner Gewalt, nach wichtigen Siegen über die Spanier und vortrefflicher Bildung des Heers, griff Hannibal

das den Römern verbündete Sagunt (3765, 218 v. Chr.), und eröffnete hierdurch den heiß begehrten Krieg.

Rom, mit dem zweiten illyrischen Krieg beschäftigt, suchte Sagunt durch Unterhandlung zu retten. Aber Hannibal, troz eines heldenmüthigen Widerstandes, eroberte und zerstörte die verzweifelnde Stadt. Rom, da ihm die Auslieferung des Friedensstörers verweigert ward, erklärte feierlich den Krieg.

Hannibal, dessen großer Plan auf Vernichtung des Todfeindes ging, hatte desselben eigenes Land zum Schauplaz des Kriegs ersehen. Mit einem mäßigen, aber durch Ihn begeisterten Heer zog er, die kriegerischen Völker Spaniens niederwerfend, an die Pyrenäen, überstieg deren finstere Scheitel, drang durch Gallien, das von streitbaren Horden wimmelte, sezte über den wild schäumenden Rhodan, und kam an das Alpengebirg. Ueber dasselbe ging sein kühner, erstaunenswürdiger, nach der Natur der Hindernisse und der Hilfsmittel fast unbegreiflicher Marsch in das Land der Tauriner, deren erstürmte Veste (Turin) ihm den ersten Stüzpunkt in Italien gab.

Mit 59,000 Mann war Hannibal über die Pyrenäen gegangen. Als er in Italien ankam, blieben ihm noch 20,000 Mann Fußvolk und 6000 Reiter. Damit griff er Rom an, das nach Polybius, über 150,000 Bürger in den Waffen hatte, und in ganz Italien überhaupt an 800,000 Streiter zählte.

Aber Hannibal hoffte auf die Hilfe der mißvergnügten italischen Völker, zumal der kaum besiegten Gallier, welchen er durch schnelle Siege den Muth zur Empörung einzuflößen gedachte. Also zog er rasch hinab an den Tessino, schlug allda den Consul Corn. Scipio, welcher aus dem jenseitigen Gallien, wo Hannibal ihm ausgewichen, eilig zurückgekommen war, in einer ersten Schlacht, bald darauf an der Trebia ihn und Sempronius, den andern Consul, auf entscheidende Weise, endlich am trasimenischen See (Lago di Perugia) in Hetrurien, wohin er durch einen mühevollen Marsch durch die Appenninen gegangen, den vermessenen neuen Consul Flaminius (3767), fast zur Vernichtung des Römerheeres. Jezt treten die Gallier meist auf seine Seite, die Bundesgenossen wanken, Rom, erschüttert, aber nicht verzagt, wirbt neue Legionen, und ernennt einen Diktator.

Dieser, Q. Fabius Maximus, ein wohlerfahrener, bedächtlicher Mann, erkannte in dem Ungestüm seiner Vorgänger die Ursache des Unglücks. Daher vermied er die Schlacht, und zeigte seine Kunst in Märschen und Stellungen, womit er den im fremden Land mit vielen Nachtheilen ringenden Feind hinhielt, ermüdete, erschöpfte, und seinen frisch geworbenen Truppen neuen Muth und Uebung gab.

Für's folgende Jahr (3768, 215 v. Chr.) wurden Consuln gewählt, der weise Paulus Aemilius und der tollkühne Terentius Varro. Hannibal brachte den Leztern, gegen seines Kollegen Willen, zur Schlacht. An den Ufern des Aufidus, bei dem Flecken Cannä, wurde sie geliefert, die verderblichste für Rom in seiner ganzen Geschichte. An diesem Tage fielen 45,000 Bürger, es fielen 80 Senatoren, viele Consularen und Staatsbeamte und die Blüthe der Ritterschaft. Paulus Aemilius nahm einen schönen Tod, Terentius Varro die Flucht. Dennoch ging ihm der Senat — um des Volkes Muth zu erhalten — dankend entgegen, dafür, daß er am Heil des Vaterlandes nicht verzweifelt.

Dieß war der Höhepunkt von Hannibals Glück und Ruhm. Das erste begann jezt zu sinken, der zweite nie. Daß der Tag bei Cannä ohne entscheidende Folgen blieb, lag in den Umständen und nicht in Hannibals Schuld. Mit 26,000 Mann war er von den Alpen hinabgestiegen, und hatte seitdem außer der gallischen Hilfe keine bedeutende Verstärkung erhalten. Wie konnte er nun, im dritten Feldzuge, nach so vielen Gefechten und vier großen Schlachten, stark genug seyn, das zwar bluttriefende, aber noch immer an Volk und Waffen reiche Rom anzugreifen; Rom, dessen eigenthümlicher Charakter darin bestand, nach Unfällen am furchtbarsten zu seyn? Daher beschloß Hannibal, bevor er das Größte wagte, durch Gewinnung der römischen Bundesgenossen sich zu verstärken, und karthagische Hilfe zu erwarten. Auch fielen jezt die meisten Völker des untern Italien ab von dem längst gehaßten Rom. Solches that auch Campanien mit seiner Hauptstadt Capua. Aber vergebens begehrte Hannibal Verstärkung von Karthago, Hanno beharrte bei seiner Anfeindung des barkinischen Hauses, und da dieses auf den Krieg seine Größe baute, so erhob jener sich mit der ganzen Macht seiner Partei gegen Hannibals Begehren, und drang darauf, daß man den Frieden schließe. Aber Rom wollte keinen Frieden (Hannibals Gesandte wurden nicht einmal gehört). Daher mußte es mit allen Kräften bekriegt und ganz erdrückt werden, wenn Karthago bestehen sollte; und Hanno's Opposition gegen solche Kriegführung war hiernach unvernünftig.

Hannibal hoffte die Hilfe, die er nicht unmittelbar von Karthago bekam, aus Spanien zu erhalten. Sein Bruder Hasdrubal sollte mit dem Heer, welches in Spanien schon den *Römerkrieg* gelernet, auf den von ihm selbst gebahnten Wegen *nach Italien ziehen*; frische Truppen sollten aus Afrika nach *Hispanien gehen*. Aber der Lauf des Krieges daselbst hinderte die *Erfüllung* dieses Planes bis in's neunte Jahr nach der cannen-

sischen Schlacht, und Hannibal blieb diese ganze Zeit über auf die Hilfe beschränkt, welche sein eigenes Genie, theils in der Nähe bei den italischen Völkerschaften, theils auswärts in Sicilien und Macedonien durch Unterhandlung und Bündniß zu finden wußte.

Eine kräftigere Hilfe fand Rom in der Weisheit seines Senates, in dem standhaften Muth der Bürger und in Scipio's Heldenseele. Rom, so oft verwerflich und hassenswerth durch den Mißbrauch des Glückes, erscheint als ehrwürdiges Vorbild in Zeiten der Noth. Das Unglück bei Cannä schien dessen Kräfte verdoppelt zu haben. Von diesem Augenblick wandte sich der Sieg. Marcellus, bei Nola, überwand Hannibal zum erstenmale, und Rom hatte Kräfte genug, um noch außer Italien in Sicilien, Sardinien, Macedonien und Spanien zu streiten.

In Sicilien hatte Hiero mit unverlezter Treue Roms Partei gehalten. Als er starb (3769), trat Hieronymus, sein Enkel, auf karthagische Seite. Er wurde in einer schrecklichen Empörung mit allen Kindern und Verwandten des großen Hiero ermordet. Gleichwohl behielt die Partei Karthago's die Oberhand. Krieg mit Rom und die Belagerung Syrakusens durch Marcellus waren die Folgen davon. Erst im dritten Jahre, nach vielfältigem Verlust der Römer, großentheils durch Archimedes Maschinen und Brennspiegel (?) veranlaßt, ging die Stadt durch Sturm über, und erlitt ein trauriges Schicksal. Ganz Sicilien wurde jezt eine römische Provinz.

Auch Sardinien, wo anfangs die Karthager mit Erfolg gestritten, wurde von Manlius wieder gewonnen.

In Macedonien hatte Philipp II. bald nach der cannensischen Schlacht mit Hannibal ein Bündniß geschlossen. Doch zog Hannibal davon geringe Frucht; denn die Aetoler beschäftigten Philipps Waffen. Daher schloß er wieder Frieden mit Rom.

Ernsthafter war der Krieg in Spanien. Cnejus Scipio ging schon im ersten Jahre des Krieges dahin, und bald folgte ihm auch sein Bruder Publius. Viele Schlachten, mit verschiedenem Glück, doch im Ganzen für Rom günstig, wurden geliefert. Aber im achten Jahre des Krieges (3772) erlitten beide Brüder eine völlige Niederlage, und darin den Tod. Jezt trat der 24jährige (P. Cornelius) Scipio auf, und erfocht bald entschiedenen Triumph. Die bewunderungswürdige Eroberung Neukarthago's an einem Tage gründete der Römer Herrschaft in Spanien; viele Siege erweiterten, und die freiwillige Unterwerfung der Völker, durch die Verehrung für Scipio's Tugend bewirkt, befestigte sie. Vollständig in dem karthagischen Theil von

zeugt, wäre an Rom ausgeliefert worden, hätte er nicht durch die Flucht nach Asien sich gerettet.

Roms Geschichte nach dem zweiten Frieden mit Karthago nimmt einen durchaus veränderten Charakter an. Was es bis dahin gewonnen, hatte es meist gegen gleich starke, zum Theil gegen überlegene Feinde in langem, mühe- und gefahrvollem Kampf errungen. Jezt fand es keinen seiner Macht gewachsenen Gegner mehr und ging mit Riesenschritten fort zur Herrschaft der Welt. Theils die Grundsäze der Politik, die wir oben geschildert haben, theils die damalige allgemeine Weltlage erklären solche Umwälzung.

Allgemeine Weltlage.

Außer dem mittleren und unteren Italien, dem Hauptsiz der römischen Macht, waren derselben jezt auch Sicilien, Sardinien (nebst Korsika und den kleinern Inseln), das cisalpinische Gallien und die beiden Hispanien — das dies- und jenseitige — als Provinzen unterthan. Doch sezten Ligurien, Istrien und andere Strecken Oberitaliens, weit mehr aber Hispanien, den Widerstand fort und beschäftigten die Legionen. In Westen lag Karthago darnieder, und Massinissa von Numidien war durch Politik sowohl als durch Freundschaft an das römische Interesse gebunden. In Norden konnten die vereinzelten gallischen Horden und was sonst noch namenlos jenseits der Alpen herumschwärmte, wenig schrecken. In Osten bildeten die macedonischen Reiche ein eigenes und wichtiges Staatensystem, stark durch Ausdehnung und Volkszahl, aber in sich selbst die Keime der Zerstörung tragend und bis jezt fast ohne Verkehr mit dem Abendlande.

Von den vier Hauptmächten dieses Staatensystems war das eigentliche Macedonien durch seinen Namen, durch die natürlich feste Lage des Landes und den soldatischen Geist der Einwohner, endlich durch das Talent seines Königs (Philipp) von Gewicht. Aber sein beschränkter Umfang und die feindselige Stimmung fast aller Nachbarn hinderten es an großen Entwürfen. Die griechischen Angelegenheiten beschäftigten fast ausschließend seine Politik und seine Kraft.

Griechenland hätte unüberwindlich seyn mögen, wäre es einig gewesen. Aber eine tödtliche Feindschaft herrschte zwischen den Aetoliern und Achäern. Die Böotier und andere, mehr aber noch die Spartaner, dachten nur für sich, und Alle wiegte der Stolz und die Rückerinnerung an die glorreiche Vorzeit in eine gefährliche Sicherheit ein. Sonst war Aetolien und Sparta gegen Philipp, Achaia von ihm abhängig.

Ein großes und herrliches Land, voll Menschen und Geld, die Hauptmasse von Alexanders Eroberungen, war das syrische Reich. Aber der Unwerth seiner Könige hatte es kraftlos gemacht. Antioch M. gab ihm nur ein scheinbares Leben wieder. Damals stand es mit Macedonien im Bunde gegen das von Anfang verhaßte Aegypten. Dieses war seit Philadelphus Zeiten den Römern ergeben.

Kriege gegen Macedonien, Syrien und Griechenland.

Gleich nach der Schlacht bei Zama nahm Rom von der Entdeckung mehrerer Macedonier unter dem karthagischen Heer einen scheinbaren Anlaß, den Krieg gegen Philipp zu erneuern. Die Aetolier, Athenienser, Rhodier und der König von Pergamum waren mit Rom verbündet. Ohne in Italien zu landen, gingen die afrikanischen Legionen unmittelbar nach Macedonien, fochten zwei Jahre mit abwechselndem Glück und schlugen im dritten (3787, 196 v. Chr.), unter T. Quinctius Flaminius, Philipps Heer bei Cynoscephalä aufs Haupt.

Dieser Sieg benahm dem König Kraft und Muth zu fernerem Widerstand. Er mußte jezt froh seyn, im Frieden sein Macedonien zu erhalten, mußte allen Anspruch auf die griechischen Länder in Europa und Asien aufgeben, seine Flotte ausliefern, dem Recht auswärtiger Kriege entsagen, 1000 Talente zahlen und Demetrius, seinen Sohn, als Geisel geben. Von diesem Schlag erholte sich Macedonien nimmer. Die römische Macht war jezt auch im Osten begründet.

Aber zu ihrer Befestigung schien vor Allem die Unterwerfung der Griechen nöthig. Der erste Schritt dazu war, daß man sie, um ihr Vertrauen zu gewinnen, für frei erklärte. Hierauf streute man den Samen zu ihrem Verderben aus, durch Vereinzelung der Staaten, durch heimliche Aufhezung eines gegen den andern, unter dem Schein der Vermittelung, durch Leitung ihrer Geschäfte unter schuzherrlichem und vormundschaftlichem Titel, durch Gewinnung einer Partei in allen Städten und durch Unterdrückung der Patrioten.

Diese Maßregeln wurden unterbrochen durch den syrischen Krieg, aber sein Erfolg beförderte ihr Gelingen.

Antiochus, der sogenannte Große, von Syrien war durch seine Unternehmung auf Aegypten, sodann durch die Besezung der griechischen Städte in Asien, welche Philippus hatte verlassen müssen, in ein feindliches Verhältniß gegen Rom gekommen; endlich bewirkten Thoas, Strategus der Aetoler, und Hannibal den völligen Brand. Die trozigen Aetoler fühlten sich durch

den anmaßenden Ton der Römer gekränkt. Unbedachtsam, wie sie den Weg nach Griechenland den Römern gebahnt, riefen sie jezt zu deren Verdrängung den Syrer herbei, und mehrere griechische Staaten, die allmählig die Plane Roms erkannten, vereinten sich mit ihnen. Diese Verhältnisse beobachtete von Karthago aus Hannibal, der nie schlafende Römerfeind, und baute darauf den Plan der Rache. Sollte wohl Philipp seine Demüthigung verschmerzt haben? — und was ließ sich nicht erwarten von einer Koalition Karthago's, Syriens, Macedoniens und der griechischen Völker?

Ein großes Ungewitter drohte über Rom hereinzubrechen, aber seine unermüdliche Politik zerstreute es. Ueberall waren seine Gesandtschaften thätig. Karthago mußte selbst den gefürchteten Hannibal verbannen; Philipp, die Achäer und Andere hielt man durch kleine Gefälligkeiten hin, und selbst Antiochs Hof wurde durch römische Agenten bearbeitet.

Dieser Fürst, würdiger, Xerxes Nachfolger, als Alexanders zu heißen, hoffte unter Festen und Lustbarkeiten einen Römerkrieg zu bestehen. Langsam zogen seine reichgeschmückten Schaaren nach Griechenland, wie zu einer friedlichen Besiznahme. Aber der Consul Acilius Glabrio jagte ihn mit harten Schlägen nach Asien zurück.

Bald folgten ihm die Römer dahin. L. Scipio, in Begleitung seines Bruders, des Afrikaners, führte jezt das römische Heer. Attalus von Pergamum verstärkte es. Bei Magnesia am Sipylus (3794, 189 v. Chr.), sieben Jahre nach dem Fall Macedoniens, wurde die Schlacht geliefert, welche das Reich des Seleukus stürzte. Der große Antioch trat alles Land bis an den Taurus ab, versprach 15,000 Talente an Rom und 400 an Eumenes von Pergamum zu bezahlen, die Anstifter des Krieges, insbesondere Thoas und Hannibal, auszuliefern und seinen jüngern Sohn als Geisel zu stellen. Gleich nachher wurden die Aetoler durch M. Fulvius Nobilior völlig bezwungen, und mußten hart für ihren Abfall, zur Warnung aller Bundesgenossen, büßen. Die Galater, welche gleichfalls für Antioch gestritten, erhielten einen bessern Frieden, da man sich ihrer noch zu bedienen gedachte.

Rom, noch immer den Schein der Herrschsucht meidend, gab das in Kleinasien gewonnene Land an Eumenes. Verblendete und bestochene Redner priesen die Großmuth der Weltbefreierin.

Hannibal, als seine Entweichung den König Syriens der Niederträchtigkeit enthoben, den Freund auszuliefern, zog zu dem bithynischen Prusias und führte dessen Krieg gegen Eumenes,

der Römer Freund, bis etwa die Zeit käme, gegen Rom selbst von Neuem zu kriegen. Aber eine römische Gesandtschaft verlangte die Auslieferung des 76jährigen Hannibal, welche Prusias nicht zu verweigern wagte. Hannibal tödtete sich jedoch durch Gift.

Zwei Jahre früher hatte Scipio, sein Sieger, die Wirkung des republikanischen Undanks erfahren. Er wurde vor die Volksversammlung gefordert, um einer entehrenden Anklage zu stehen. Mit edlem Troz entzog er sich seinen verachtungswerthen Richtern und ging nach Linternum, wo er in würdevoller Abgeschiedenheit seine Tage schloß. Auch Lucius Scipio wurde angeklagt und verurtheilt — ohne allen Grund, wie man später erkannte. — Eine neue Koalition schien jezt Rom zu bedrohen, und bereitete ihm nur neue Triumphe. Bald nach der Schlacht bei Magnesia fand Philippus in dem veränderten Ton der Römer Grund genug zur Reue über Antiochus Verlassung. Des Königs schmerzliche Indignation verrieth sein unwillkürlicher Ausruf: „es sei aller Tage Abend noch nicht gekommen;" aber er erlebte den Zeitpunkt zur Ausführung der Rache nicht.

Perseus, sein Sohn, erbte des Vaters Haß, und sezte desselben Plane, sich zum Krieg gegen Rom zu stärken, durch siebenjähriges Bemühen, jedoch mit unvollständigem Erfolge, fort. Denn gleich unermüdet und mit besserem Glück arbeitete die römische Politik ihm entgegen; auch gewann es, als der Ausbruch noch zu früh für das römische Interesse erfolgte, durch einen trügerischen, von Perseus bewilligten Stillstand Zeit zur völligen Rüstung. Auch nach Erneuerung des Krieges hatte Perseus durch zwei Jahre die Oberhand. Die Völker von Epirus, von Thessalien, von Thracien, nebst vielen fremden Söldlingen (auch 30,000 Gallier zogen heran) stritten für ihn; Gentius von Illyrien half ihm mit aller Macht, und die wohlgerüstete Phalanx schien furchtbarer als je. Endlich erschien Paulus Aemilius mit verstärkter Macht. Numidische, italische, griechische und kleinasiatische Völker waren in seinem Heere; gleichwohl schien dem römischen Feldherrn jedes Hilfsmittel der Vorsicht und Anstrengung nöthig, um den Sieg zu sichern. Er selbst gestand nachmals, daß der Anblick der Phalanx, als sie, in der entscheidenden Stunde bei Pydna, in gedrängter Ordnung sich auf die Legion stürzte, ihn furchtbar erschüttert habe (3816, 167 v. Chr.). Aber es war der lezte Tag ihres Ruhmes. Nach heldenmüthiger Vertheidigung fiel der Kern des macedonischen Heeres auf dem Wahlplaz, der Ueberrest kam auf der Flucht um, oder wurde gefangen. Perseus ward gefangen und nach Rom geschleppt, wo er den Triumphzug des Siegers durch seine Trauergestalt schmückte, und

nach fünfjährigen Leiden und unerhörter Mißhandlung in den römischen Gefängnissen starb.

Auch Gentius fiel in Gefangenschaft. Illyrien und Macedonien, nachdem man sie geplündert hatte, wurden darauf, jenes in drei, dieses in vier, sogenannte Freistaaten vertheilt, und ihnen auferlegt, die Hälfte dessen, was ehedem ihre Könige bezogen, als jährlichen Tribut an Rom zu entrichten.

Perseus Schicksal machte alle Könige zittern. Auf das Gebot des römischen Gesandten Popilius Länas (die Zeit der Schonung war vorüber) verließ der syrische Antioch das halberoberte Aegypten, und dieses leztere Reich wurde durch die von Rom angeordnete Trennung der Nebenländer vom Hauptland auf beständig geschwächt. Die Prinzen von Aegypten und von Syrien kamen nach Rom, um von den Aussprüchen des Senates ihr Recht zu erhalten, oder auch, um als Geiseln in dessen Gewahrsam zu bleiben. Aber den Königen ward verboten, ohne Erlaubniß dahin zu gehen. Man kannte keine Sprache, als die des Befehlens mehr.

Um diese Zeit traten die Römer unter Opimius in das jenseitige Gallien. Jezt wurden keine Abgaben mehr von den Bürgern verlangt; es schien billig, daß der Sieger auf Unkosten der Besiegten lebe.

Der Schleier war gefallen, womit Rom seine Anmaßungen früher bedeckt hatte; es stellte sich ungescheut dar als Gebieterin der Welt; und durch zwei unerhörte Abscheulichkeiten charakterisirte und befestigte es seine Macht, die Unterjochung von Achaia und die Zerstörung Karthago's.

Vertrauensvoll hatte Griechenland sich den Siegern Philipps in die Arme geworfen, da es von einem freien Volk keine Gefahr für die Freiheit besorgte. Auch nach der Demüthigung der Aetoler — die man als verdiente Strafe des Trozes und Wankelmuthes betrachtete — blieben die übrigen, vorzüglich die Achäer, Rom ergeben, und es schien dessen Freundschaft ihrem Gedeihen förderlich. Aber schon Flaminius bereitete ihnen Fesseln durch künstliche Verwirrung aller Verhältnisse und durch Bildung einer eigentlich römischen Partei in allen Gemeinden. Die Opposition dieser gegen die patriotische Partei wurde in dem Maße fühlbar, als die mit der Macht stets zunehmende Anmaßung der Römer den Gutgesinnten die Augen über die Gefahr des Vaterlandes öffnete. Diese Partei war der Zahl, wenn auch nicht der Macht nach die größere. Man gab ihr den Namen der „macedonischen" Partei, um hierdurch ihre Maßregeln zu rechtfertigen. Billiger hätte man sie die „patriotische" geheißen; denn zwischen ihr und Macedonien bestand — wenig erkaufte Anhänger ausgenommen — blos die natürliche Freundschaft der Genossen

desselben Druckes und derselben Hoffnung. Dagegen waren die Feinde und Verräther ihres Vaterlandes durch das Palladium des römischen Namens geschüzt, und gelangten, unter dem allgemeinen Hasse, zu Reichthum und Macht. Ihre Aufhezung bewog, gleich nach dem Fall des Perseus, die Römer zu der empörenden Gewaltthat, auf einmal tausend der edelsten Achäer, deren Gesinnungen verdächtig, deren Einfluß gefährlich schien, aus dem Schooß ihrer Familien und Gemeinden zu reißen und nach Italien — als zur Verantwortung für ihre Anhänglichkeit an Macedonien — zu schleppen. Siebenzehn Jahre schmachteten diese Opfer der schamlosesten Tyrannei in den Kerkern Italiens. Die meisten starben.

Zum Lohne seines Bubenstückes wurde Kallikrates — er hatte die Liste jener Patrioten verfertigt — Bundeshaupt der Achäer. Der Abscheu des Volkes lag auf ihm, aber Furcht vor Rom erhielt die Ruhe.

Endlich entbrannte die Flamme des Hasses. Der abermalige Abfall Sparta's vom achäischen Bund und Roms herrische Einmischung gaben dazu den Anlaß. Doch zögerte jezt Rom, indem es soeben in Afrika zur Vertilgung Karthago's und in Macedonien zur Stillung eines Aufruhrs kämpfte. Denn die Macedonier hatten den Andriskus, der sich für Perseus Sohn ausgab, mit Freuden als König erkannt (3835, 148 v. Chr.). Der Krieg schien so wichtig, daß Q. Metellus, der ihn siegreich endete, mit einem Triumph und dem Ehrennamen Macedonicus belohnt ward. Derselbe schlug die Achäer, welche indessen mit mehr Muth als Klugheit den Kampf begonnen. Ihr Feldherr Kritolaus tödtete sich selbst. Aber Diäus, sein Nachfolger, sezte den Widerstand als Verzweifelnder fort. Doch vergebens stritt er auf der korinthischen Landenge, der alten Griechen würdig. Dem Stärkeren verliehen die Götter den Sieg. Diäus, unter den Trümmern des fallenden Vaterlandes, gab sich und den Seinigen den Tod. Mummius, Metellus Nachfolger, rückte vor Korinth. Diese ehrwürdige, fast tausendjährige Stadt, eine der Hauptzierden Griechenlands und die reichste an Kunstwerken, wurde erobert und verbrannt (3838, 145 v. Chr.). Alle waffenfähige Einwohner wurden erschlagen, die andern als Sklaven verkauft, die Kunstwerke meist zerstört, was übrig blieb, nach Rom geschleppt. Auch Chalcis auf Euböa, so wie Theben und andere Städte wurden verbrannt. Solche Mißhandlung erfuhr ein Volk, welches die Freiheit in Europa gepflanzt, so vielen Königen getrozt, die Huldigung vieler andern empfangen und die Erde mit seinem Ruhm erfüllt hatte, durch die Hand eines gleichfalls freien und ruhmbegierigen Volkes!! —

Für's folgende Jahr (3768, 215 v. Chr.) wurden Consuln gewählt, der weise Paulus Aemilius und der tollkühne Terentius Varro. Hannibal brachte den Leztern, gegen seines Kollegen Willen, zur Schlacht. An den Ufern des Aufidus, bei dem Flecken Cannä, wurde sie geliefert, die verderblichste für Rom in seiner ganzen Geschichte. An diesem Tage fielen 45,000 Bürger, es fielen 80 Senatoren, viele Consularen und Staatsbeamte und die Blüthe der Ritterschaft. Paulus Aemilius nahm einen schönen Tod, Terentius Varro die Flucht. Dennoch ging ihm der Senat — um des Volkes Muth zu erhalten — dankend entgegen, dafür, daß er am Heil des Vaterlandes nicht verzweifelt.

Dieß war der Höhepunkt von Hannibals Glück und Ruhm. Das erste begann jezt zu sinken, der zweite nie. Daß der Tag bei Cannä ohne entscheidende Folgen blieb, lag in den Umständen und nicht in Hannibals Schuld. Mit 26,000 Mann war er von den Alpen hinabgestiegen, und hatte seitdem außer der gallischen Hilfe keine bedeutende Verstärkung erhalten. Wie konnte er nun, im dritten Feldzuge, nach so vielen Gefechten und vier großen Schlachten, stark genug seyn, das zwar bluttriefende, aber noch immer an Volk und Waffen reiche Rom anzugreifen; Rom, dessen eigenthümlicher Charakter darin bestand, nach Unfällen am furchtbarsten zu seyn? Daher beschloß Hannibal, bevor er das Größte wagte, durch Gewinnung der römischen Bundesgenossen sich zu verstärken, und karthagische Hilfe zu erwarten. Auch fielen jezt die meisten Völker des untern Italien ab von dem längst gehaßten Rom. Solches that auch Campanien mit seiner Hauptstadt Capua. Aber vergebens begehrte Hannibal Verstärkung von Karthago, Hanno beharrte bei seiner Anfeindung des barkinischen Hauses, und da dieses auf den Krieg seine Größe baute, so erhob jener sich mit der ganzen Macht seiner Partei gegen Hannibals Begehren, und drang darauf, daß man den Frieden schließe. Aber Rom wollte keinen Frieden (Hannibals Gesandte wurden nicht einmal gehört). Daher mußte es mit allen Kräften bekriegt und ganz erdrückt werden, wenn Karthago bestehen sollte; und Hanno's Opposition gegen solche Kriegführung war hiernach unvernünftig.

Hannibal hoffte die Hilfe, die er nicht unmittelbar von Karthago bekam, aus Spanien zu erhalten. Sein Bruder Hasdrubal sollte mit dem Heer, welches in Spanien schon den Römerkrieg gelernet, auf den von ihm selbst gebahnten Wegen nach Italien ziehen; frische Truppen sollten aus Afrika nach Hispanien gehen. Aber der Lauf des Krieges daselbst hinderte die Erfüllung dieses Planes bis in's neunte Jahr nach der cannen-

Als die Karthager Dieses vernahmen, ergriff sie die äußerste Verzweiflung. Einmüthig beschlossen sie, ihre theuere Stadt zu retten oder zu sterben. Niemals sonst wurde auf so glänzende Weise gezeigt, was ein auf's Aeußerste gebrachtes Volk vermag.

Gegen die sieggewohnten Legionen hielt sich die hilflose Stadt heldenmüthig bis in's dritte Jahr. Mehrere consularische Heere wurden geschlagen, es schien die Kraft der Belagerten täglich zu wachsen; fast zagten die Römer. Da ernannten sie den jungen Scipion Aemilianus (Paul Aemils Sohn, aber durch Adoption des afrikanischen Scipio Enkel) zum Consul. Die Legionen erhielten neuen Muth durch seinen Anblick, Kriegszucht durch seine Strenge, durch seinen Genius den Sieg. Die Karthager thaten mehr als glaublich ist. Der Hafen war durch einen Damm gesperrt, wunderbar schnell wurde eine neue Mündung gegraben und der Feind durch eine neue Flotte geschreckt. Zwei Mauern waren gefallen, die dritte hielt. Das Heer vor der Stadt wurde geschlagen, alle Zufuhr gehemmt; man trozte dem Hunger wie dem Schrecken des Krieges. Endlich drang Scipio bei Nacht in den lezten Hafen, der untere Theil der Stadt wurde gewonnen, die obere Stadt und das Schloß (Byrsa) ergaben sich nicht. Da stürmte Scipio, sechs Tage und sechs Nächte lang; in allen Straßen, Pläzen, Häusern floß Blut. Die Karthager, in wilder Verzweiflung, stritten fort; endlich, als alle Hoffnung verloren war, zündeten sie die Stadt an, und tödteten sich selbst in ihren Häusern, Tempeln, über den Gräbern der Väter. Siebenzehn Tage brannte die herrliche, übergroße, unglückliche Stadt; die Römer, auf Befehl des Senats, vollendeten den Ruin.

So verschwand von der Erde, nachdem es hundert und zwanzig Jahre mit Rom gewaltig gestritten, das weitherrschende, dem Handel freundliche Volk von Karthago, groß in seiner Blüte, im Falle noch größer (3838, 145 v. Chr.).

Kümmerliche Ueberreste von ihm mögen in's innere Afrika — vielleicht bis jenseits der Wüste (Tombuktu soll von ihnen den Ursprung haben) — geflüchtet seyn; Andere durch der Römer Gnade namenlos im Lande der Väter gelebt haben. Gebaut wurde dieses hinfort von Karthago's ehemaligen Unterthanen und von römischen Kolonisten. Der Handel zog sich nach Uttika. Aber es erhob sich nachmals über den Trümmern des alten ein neues Karthago, von Tiberius Gracchus schon angelegt, von Julius Cäsar vollendet, und Jahrhunderte hindurch die Hauptstadt dieser afrikanischen Küste.

Spanien wurde sie gemacht durch Hasdrubals jezt endlich in's Werk gerichteten Zug nach Italien.

Von diesem Zug hing das Schicksal Hannibals und daher Karthago's ab. Der Sieger bei Cannä hatte seither, aus Mangel an Unterstüzung, sich meist auf den Vertheidigungskrieg beschränkt, und zusehends sank sein Glück. Capua und Tarent gingen verloren, und ohne Erfolg führte Hannibal sein Heer vor Rom. Aber als Hasdrubal mit großer Macht über die Alpen stieg, erneuerte sich der Schrecken. Der Consul Livius Salinator zog ihm entgegen, sein Kollege Claudius Nero stand in Apulien gegen Hannibal. Plözlich, und diesem unbemerkt, führte er sein Heer in Eilmärschen nach Oberitalien, vereinte sich mit Livius und zwang Hasdrubal bei Sena am Metaurus zur Schlacht (3777, 206 v. Chr.). Sie war schrecklich, eine Schlacht der Vertilgung. Hasdrubal, nachdem er die Niederlage der Seinen gesehen hatte, starb, als würdiger Sohn Hamilkars und Hannibals Bruder.

Von dem an zog sich Hannibal nach Bruttien in den äußersten Winkel Italiens zurück, und schreckte Rom mehr nur durch seinen Namen, als durch seine Macht. Ein neues Hilfsheer unter Mago rückte heran, und wurde geschlagen (3778). Der italische Krieg blieb jezt Nebensache.

Die Augen der Völker richteten sich auf Scipio, welcher zum Lohn seiner Großthaten, und weil an seinen Namen das Glück gefesselt schien, vor dem gesezmäßigen Alter zum Consul gewählt ward. Derselbe trug den Krieg nach Afrika. Der numidische König Massinissa verband sich mit ihm. Die schwersten Schläge fielen jezt auf die Karthager. Vergebens suchten sie durch Waffen, vergebens durch Unterhandlungen den Sturm zu beschwören. Keine Hoffnung, als Hannibal, ist ihnen geblieben. Man ruft ihn aus Italien zurück, und seufzend verläßt der Held diesen Schauplaz sechzehnjähriger Thaten, das so glorreich errungene, so standhaft behauptete Erntefeld unsterblichen Ruhms. Bei seiner Ankunft in Afrika erhebt sich der Muth der Karthager; die Flüchtlinge, die Zerstreuten sammeln sich um ihn, das Heer lagert sich bei Zama.

Ein großes Verhängniß war an die kommende Schlacht geknüpft. Hannibal fühlte es, suchte ihm auszuweichen, und bot den Frieden unter schweren Opfern. Alles karthagische Land, außer Afrika, sollte der Römer seyn. Aber Scipio, voll Zuversicht des Sieges, verwarf diesen Frieden. Im 552sten Jahr der Erbauung Roms (3782), 201 Jahre vor Christi Geburt, stritten die beiden größten Feldherren ihrer Zeit — und vielleicht aller Zeiten — jeder um den höchsten Preis des Ruhms, der Herrschaft

— ja des Daseyns — für sich und sein Volk. An Truppenzahl und Waffen, an Talent und Muth waren sich die Heerführer gewachsen. Scipio hatte für sich die Begeisterung seiner Truppen und den ungeschwächten Glauben an sein gutes Glück; Hannibal, welcher die Schlacht als großer Feldherr geordnet, verlor dieselbe und mit ihr die Hoffnung. Er selbst entkam mit Noth, und rieth Karthago zum Frieden auf jede Bedingung. An diesem Tag wurde die Herrschaft Roms begründet. Es war geschehen um die Freiheit der Welt.

Friede.

Die Bedingungen des Friedens verurtheilten die Karthager zu fast unvermeidlichem Verderben. Zwar blieb ihnen ihre Stadt und Verfassung und ihr altes Gebiet in Afrika. Aber was sie auswärts besaßen, insbesondere Hispanien, fiel an Rom. Dazu mußte Karthago — nebst mehreren minder wichtigen Punkten — seine Kriegsschiffe bis auf 10, seine Elephanten alle, mit dem Versprechen, keine mehr zum Krieg abzurichten, ausliefern; es sollte in 50 Jahren 10,000 Talente bezahlen, dem König Massinissa zurückgeben, was für Land es ihm oder seinen Vorfahren entrissen; keinen Krieg mehr ohne Bewilligung der Römer führen, dagegen diesen auf Verlangen Hilfe leisten, und 100 Geiseln zur Bürgschaft der Treue stellen.

Unter diesen Bedingungen bewirkten zumal das Versprechen, ohne Roms Erlaubniß keinen Krieg zu führen, welches eines völlige Dahingebung in der Feindin Gnade war, und die schwankende Klausel zu Gunsten Massinissa's Karthago's Ruin. Dieser geschickte, ländersüchtige und gewissenlose Prinz mochte nun ungestraft die Karthager necken, unter schlechten Vorwänden ihnen eine Provinz nach der andern entreißen (wie er wirklich mit der reichen Provinz Emporia, mit Tyska und andern that), und wenn sein Uebermuth und die parteiische Vermittlung Roms die Karthager endlich zu einem verzweifelnden Schritte brachte, der lauernden Feindin bequemen Anlaß zum neuen Bruche geben.

Zu dieser traurigen Lage der äußern Verhältnisse gesellten sich Zwietracht und Parteienwuth. Zwar Hannibal gelangte durch den Glanz seines Verdienstes und die Macht seines Hauses zur höchsten Magistratur der Republik, und brachte eine wohlthätige Reform durch Stürzung der Oligarchie der Hundertmänner und durch eine bessere Ordnung der Finanzen zuwege. Aber die alte hannonische Partei — aus Leidenschaft gegen das barkinische Haus wurde sie sogar römisch gesinnt — verschwor sich gegen ihn; und der größte Mann, welchen Karthago jemals ge-

zeugt, wäre an Rom ausgeliefert worden, hätte er nicht durch die Flucht nach Asien sich gerettet.

Roms Geschichte nach dem zweiten Frieden mit Karthago nimmt einen durchaus veränderten Charakter an. Was es bis dahin gewonnen, hatte es meist gegen gleich starke, zum Theil gegen überlegene Feinde in langem, mühe- und gefahrvollem Kampf errungen. Jezt fand es keinen seiner Macht gewachsenen Gegner mehr und ging mit Riesenschritten fort zur Herrschaft der Welt. Theils die Grundsäze der Politik, die wir oben geschildert haben, theils die damalige allgemeine Weltlage erklären solche Umwälzung.

Allgemeine Weltlage.

Außer dem mittleren und unteren Italien, dem Hauptsiz der römischen Macht, waren derselben jezt auch Sicilien, Sardinien (nebst Korsika und den kleinern Inseln), das cisalpinische Gallien und die beiden Hispanien — das dies- und jenseitige — als Provinzen unterthan. Doch sezten Ligurien, Istrien und andere Strecken Oberitaliens, weit mehr aber Hispanien, den Widerstand fort und beschäftigten die Legionen. In Westen lag Karthago darnieder, und Massinissa von Numidien war durch Politik sowohl als durch Freundschaft an das römische Interesse gebunden. In Norden konnten die vereinzelten gallischen Horden und was sonst noch namenlos jenseits der Alpen herumschwärmte, wenig schrecken. In Osten bildeten die macedonischen Reiche ein eigenes und wichtiges Staatensystem, stark durch Ausdehnung und Volkszahl, aber in sich selbst die Keime der Zerstörung tragend und bis jezt fast ohne Verkehr mit dem Abendlande.

Von den vier Hauptmächten dieses Staatensystems war das eigentliche Macedonien durch seinen Namen, durch die natürlich feste Lage des Landes und den soldatischen Geist der Einwohner, endlich durch das Talent seines Königs (Philipp) von Gewicht. Aber sein beschränkter Umfang und die feindselige Stimmung fast aller Nachbarn hinderten es an großen Entwürfen. Die griechischen Angelegenheiten beschäftigten fast ausschließend seine Politik und seine Kraft.

Griechenland hätte unüberwindlich seyn mögen, wäre es einig gewesen. Aber eine tödtliche Feindschaft herrschte zwischen den Aetoliern und Achäern. Die Böotier und andere, mehr aber noch die Spartaner, dachten nur für sich, und Alle wiegte der Stolz und die Rückerinnerung an die glorreiche Vorzeit in eine gefährliche Sicherheit ein. Sonst war Aetolien und Sparta gegen Philipp, Achaia von ihm abhängig.

Ein groẞes und herrliches Land, voll Menschen und Geld, die Hauptmasse von Alexanders Eroberungen, war das syrische Reich. Aber der Unwerth seiner Könige hatte es kraftlos gemacht. Antioch M. gab ihm nur ein scheinbares Leben wieder. Damals stand es mit Macedonien im Bunde gegen das von Anfang verhaßte Aegypten. Dieses war seit Philadelphus Zeiten den Römern ergeben.

Kriege gegen Macedonien, Syrien und Griechenland.

Gleich nach der Schlacht bei Zama nahm Rom von der Entdeckung mehrerer Macedonier unter dem karthagischen Heer einen scheinbaren Anlaß, den Krieg gegen Philipp zu erneuern. Die Aetolier, Athenienser, Rhodier und der König von Pergamum waren mit Rom verbündet. Ohne in Italien zu landen, gingen die afrikanischen Legionen unmittelbar nach Macedonien, fochten zwei Jahre mit abwechselndem Glück und schlugen im dritten (3787, 196 v. Chr.), unter T. Quinctius Flaminius, Philipps Heer bei Cynoscephalä aufs Haupt.

Dieser Sieg benahm dem König Kraft und Muth zu fernerem Widerstand. Er mußte jezt froh seyn, im Frieden sein Macedonien zu erhalten, mußte allen Anspruch auf die griechischen Länder in Europa und Asien aufgeben, seine Flotte ausliefern, dem Recht auswärtiger Kriege entsagen, 1000 Talente zahlen und Demetrius, seinen Sohn, als Geisel geben. Von diesem Schlag erholte sich Macedonien nimmer. Die römische Macht war jezt auch im Osten begründet.

Aber zu ihrer Befestigung schien vor Allem die Unterwerfung der Griechen nöthig. Der erste Schritt dazu war, daß man sie, um ihr Vertrauen zu gewinnen, für frei erklärte. Hierauf streute man den Samen zu ihrem Verderben aus, durch Vereinzelung der Staaten, durch heimliche Aufhezung eines gegen den andern, unter dem Schein der Vermittelung, durch Leitung ihrer Geschäfte unter schuzherrlichem und vormundschaftlichem Titel, durch Gewinnung einer Partei in allen Städten und durch Unterdrückung der Patrioten.

Diese Maßregeln wurden unterbrochen durch den syrischen Krieg, aber sein Erfolg beförderte ihr Gelingen.

Antiochus, der sogenannte Große, von Syrien war durch seine Unternehmung auf Aegypten, sodann durch die Besezung der griechischen Städte in Asien, welche Philippus hatte verlassen müssen, in ein feindliches Verhältniß gegen Rom gekommen; endlich bewirkten Thoas, Strategus der Aetoler, und Hannibal den völligen Brand. Die trozigen Aetoler fühlten sich durch

den anmaßenden Ton der Römer gekränkt. Unbedachtsam, wie sie den Weg nach Griechenland den Römern gebahnt, riefen sie jezt zu deren Verdrängung den Syrer herbei, und mehrere griechische Staaten, die allmählig die Plane Roms erkannten, vereinten sich mit ihnen. Diese Verhältnisse beobachtete von Karthago aus Hannibal, der nie schlafende Römerfeind, und baute darauf den Plan der Rache. Sollte wohl Philipp seine Demüthigung verschmerzt haben? — und was ließ sich nicht erwarten von einer Koalition Karthago's, Syriens, Macedoniens und der griechischen Völker?

Ein großes Ungewitter drohte über Rom hereinzubrechen, aber seine unermüdliche Politik zerstreute es. Ueberall waren seine Gesandtschaften thätig. Karthago mußte selbst den gefürchteten Hannibal verbannen; Philipp, die Achäer und Andere hielt man durch kleine Gefälligkeiten hin, und selbst Antiochs Hof wurde durch römische Agenten bearbeitet.

Dieser Fürst, würdiger, Xerxes Nachfolger, als Alexanders zu heißen, hoffte unter Festen und Lustbarkeiten einen Römerkrieg zu bestehen. Langsam zogen seine reichgeschmückten Schaaren nach Griechenland, wie zu einer friedlichen Besiznahme. Aber der Consul Acilius Glabrio jagte ihn mit harten Schlägen nach Asien zurück.

Bald folgten ihm die Römer dahin. L. Scipio, in Begleitung seines Bruders, des Afrikaners, führte jezt das römische Heer. Attalus von Pergamum verstärkte es. Bei Magnesia am Sipylus (3794, 189 v. Chr.), sieben Jahre nach dem Fall Macedoniens, wurde die Schlacht geliefert, welche das Reich des Seleukus stürzte. Der große Antioch trat alles Land bis an den Taurus ab, versprach 15,000 Talente an Rom und 400 an Eumenes von Pergamum zu bezahlen, die Anstifter des Krieges, insbesondere Thoas und Hannibal, auszuliefern und seinen jüngern Sohn als Geisel zu stellen. Gleich nachher wurden die Aetoler durch M. Fulvius Nobilior völlig bezwungen, und mußten hart für ihren Abfall, zur Warnung aller Bundesgenossen, büßen. Die Galater, welche gleichfalls für Antioch gestritten, erhielten einen bessern Frieden, da man sich ihrer noch zu bedienen gedachte.

Rom, noch immer den Schein der Herrschsucht meidend, gab das in Kleinasien gewonnene Land an Eumenes. Verblendete und bestochene Redner priesen die Großmuth der Weltbefreierin.

Hannibal, als seine Entweichung den König Syriens der Niederträchtigkeit enthoben, den Freund auszuliefern, zog zu dem bithynischen Prusias und führte dessen Krieg gegen Eumenes,

der Römer Freund, bis etwa die Zeit käme, gegen Rom selbst von Neuem zu kriegen. Aber eine römische Gesandtschaft verlangte die Auslieferung des 76jährigen Hannibal, welche Prusias nicht zu verweigern wagte. Hannibal tödtete sich jedoch durch Gift.

Zwei Jahre früher hatte Scipio, sein Sieger, die Wirkung des republikanischen Undanks erfahren. Er wurde vor die Volksversammlung gefordert, um einer entehrenden Anklage zu stehen. Mit edlem Troz entzog er sich seinen verachtungswerthen Richtern und ging nach Linternum, wo er in würdevoller Abgeschiedenheit seine Tage schloß. Auch Lucius Scipio wurde angeklagt und verurtheilt — ohne allen Grund, wie man später erkannte. — Eine neue Koalition schien jezt Rom zu bedrohen, und bereitete ihm nur neue Triumphe. Bald nach der Schlacht bei Magnesia fand Philippus in dem veränderten Ton der Römer Grund genug zur Reue über Antiochus Verlassung. Des Königs schmerzliche Indignation verrieth sein unwillkürlicher Ausruf: „es sei aller Tage Abend noch nicht gekommen;“ aber er erlebte den Zeitpunkt zur Ausführung der Rache nicht.

Perseus, sein Sohn, erbte des Vaters Haß, und sezte desselben Plane, sich zum Krieg gegen Rom zu stärken, durch siebenjähriges Bemühen, jedoch mit unvollständigem Erfolge, fort. Denn gleich unermüdet und mit besserem Glück arbeitete die römische Politik ihm entgegen; auch gewann es, als der Ausbruch noch zu früh für das römische Interesse erfolgte, durch einen trügerischen, von Perseus bewilligten Stillstand Zeit zur völligen Rüstung. Auch nach Erneuerung des Krieges hatte Perseus durch zwei Jahre die Oberhand. Die Völker von Epirus, von Thessalien, von Thracien, nebst vielen fremden Söldlingen (auch 30,000 Gallier zogen heran) stritten für ihn; Gentius von Illyrien half ihm mit aller Macht, und die wohlgerüstete Phalanx schien furchtbarer als je. Endlich erschien Paulus Aemilius mit verstärkter Macht. Numidische, italische, griechische und kleinasiatische Völker waren in seinem Heere; gleichwohl schien dem römischen Feldherrn jedes Hilfsmittel der Vorsicht und Anstrengung nöthig, um den Sieg zu sichern. Er selbst gestand nachmals, daß der Anblick der Phalanx, als sie, in der entscheidenden Stunde bei Pydna, in gedrängter Ordnung sich auf die Legion stürzte, ihn furchtbar erschüttert habe (3816, 167 v. Chr.). Aber es war der lezte Tag ihres Ruhmes. Nach heldenmüthiger Vertheidigung fiel der Kern des macedonischen Heeres auf dem Wahlplaz, der Ueberrest kam auf der Flucht um, oder wurde gefangen. Perseus ward gefangen und nach Rom geschleppt, wo er den Triumphzug des Siegers durch seine Trauergestalt schmückte, und

nach fünfjährigen Leiden und unerhörter Mißhandlung in den römischen Gefängnissen starb.

Auch Gentius fiel in Gefangenschaft. Illyrien und Macedonien, nachdem man sie geplündert hatte, wurden darauf, jenes in drei, dieses in vier, sogenannte Freistaaten vertheilt, und ihnen auferlegt, die Hälfte dessen, was ehedem ihre Könige bezogen, als jährlichen Tribut an Rom zu entrichten.

Perseus Schicksal machte alle Könige zittern. Auf das Gebot des römischen Gesandten Popilius Länas (die Zeit der Schonung war vorüber) verließ der syrische Antioch das halberoberte Aegypten, und dieses leztere Reich wurde durch die von Rom angeordnete Trennung der Nebenländer vom Hauptland auf beständig geschwächt. Die Prinzen von Aegypten und von Syrien kamen nach Rom, um von den Aussprüchen des Senates ihr Recht zu erhalten, oder auch, um als Geiseln in dessen Gewahrsam zu bleiben. Aber den Königen ward verboten, ohne Erlaubniß dahin zu gehen. Man kannte keine Sprache, als die des Befehlens mehr.

Um diese Zeit traten die Römer unter Opimius in das jenseitige Gallien. Jezt wurden keine Abgaben mehr von den Bürgern verlangt; es schien billig, daß der Sieger auf Unkosten der Besiegten lebe.

Der Schleier war gefallen, womit Rom seine Anmaßungen früher bedeckt hatte; es stellte sich ungescheut dar als Gebieterin der Welt; und durch zwei unerhörte Abscheulichkeiten charakterisirte und befestigte es seine Macht, die Unterjochung von Achaia und die Zerstörung Karthago's.

Vertrauensvoll hatte Griechenland sich den Siegern Philipps in die Arme geworfen, da es von einem freien Volk keine Gefahr für die Freiheit besorgte. Auch nach der Demüthigung der Aetoler — die man als verdiente Strafe des Trozes und Wankelmuthes betrachtete — blieben die übrigen, vorzüglich die Achäer, Rom ergeben, und es schien dessen Freundschaft ihrem Gedeihen förderlich. Aber schon Flaminius bereitete ihnen Fesseln durch künstliche Verwirrung aller Verhältnisse und durch Bildung einer eigentlich römischen Partei in allen Gemeinden. Die Opposition dieser gegen die patriotische Partei wurde in dem Maße fühlbar, als die mit der Macht stets zunehmende Anmaßung der Römer den Gutgesinnten die Augen über die Gefahr des Vaterlandes öffnete. Diese Partei war der Zahl, wenn auch nicht der Macht nach die größere. Man gab ihr den Namen der „macedonischen" Partei, um hierdurch ihre Maßregeln zu rechtfertigen. Billiger hätte man sie die „patriotische" geheißen; denn zwischen ihr und Macedonien bestand — wenig erkaufte Anhänger ausgenommen — blos die natürliche Freundschaft der Genossen

desselben Druckes und derselben Hoffnung. Dagegen waren die Feinde und Verräther ihres Vaterlandes durch das Palladium des römischen Namens geschützt, und gelangten, unter dem allgemeinen Hasse, zu Reichthum und Macht. Ihre Aufhezung bewog, gleich nach dem Fall des Perseus, die Römer zu der empörenden Gewaltthat, auf einmal tausend der edelsten Achäer, deren Gesinnungen verdächtig, deren Einfluß gefährlich schien, aus dem Schooß ihrer Familien und Gemeinden zu reißen und nach Italien — als zur Verantwortung für ihre Anhänglichkeit an Macedonien — zu schleppen. Siebenzehn Jahre schmachteten diese Opfer der schamlosesten Tyrannei in den Kerkern Italiens. Die meisten starben.

Zum Lohne seines Bubenstückes wurde Kallikrates — er hatte die Liste jener Patrioten verfertigt — Bundeshaupt der Achäer. Der Abscheu des Volkes lag auf ihm, aber Furcht vor Rom erhielt die Ruhe.

Endlich entbrannte die Flamme des Hasses. Der abermalige Abfall Sparta's vom achäischen Bund und Roms herrische Einmischung gaben dazu den Anlaß. Doch zögerte jezt Rom, indem es soeben in Afrika zur Vertilgung Karthago's und in Macedonien zur Stillung eines Aufruhrs kämpfte. Denn die Macedonier hatten den Andriskus, der sich für Perseus Sohn ausgab, mit Freuden als König erkannt (3835, 148 v. Chr.). Der Krieg schien so wichtig, daß Q. Metellus, der ihn siegreich endete, mit einem Triumph und dem Ehrennamen Macedonicus belohnt ward. Derselbe schlug die Achäer, welche indessen mit mehr Muth als Klugheit den Kampf begonnen. Ihr Feldherr Kritolaus tödtete sich selbst. Aber Diäus, sein Nachfolger, sezte den Widerstand als Verzweifelnder fort. Doch vergebens stritt er auf der korinthischen Landenge, der alten Griechen würdig. Dem Stärkeren verliehen die Götter den Sieg. Diäus, unter den Trümmern des fallenden Vaterlandes, gab sich und den Seinigen den Tod. Mummius, Metellus Nachfolger, rückte vor Korinth. Diese ehrwürdige, fast tausendjährige Stadt, eine der Hauptzierden Griechenlands und die reichste an Kunstwerken, wurde erobert und verbrannt (3838, 145 v. Chr.). Alle waffenfähige Einwohner wurden erschlagen, die andern als Sklaven verkauft, die Kunstwerke meist zerstört, was übrig blieb, nach Rom geschleppt. Auch Chalcis auf Euböa, so wie Theben und andere Städte wurden verbrannt. Solche Mißhandlung erfuhr ein Volk, welches die Freiheit in Europa gepflanzt, so vielen Königen getrozt, die Huldigung vieler andern empfangen und die Erde mit seinem Ruhm erfüllt hatte, durch die Hand eines gleichfalls freien und ruhmbegierigen Volkes!! —

Im dritten Jahre der 158sten Olympiade, im 608ten der Erbauung Roms, und im 145sten vor Christus nahm die Unabhängigkeit Griechenlands dieses traurige Ende. Es wurde eine römische Provinz unter dem Namen Achaja.

Dritter punischer Krieg.

In demselben Jahre, wie Korinth, fiel auch Karthago, auf noch schrecklichere Weise. So hart der zweite Friede mit Rom gewesen, so erholte doch der Staat sich schnell durch die Industrie der Bürger und Hannibals weise Verwaltung. Das Mißtrauen Roms wurde hierdurch von Neuem rege. Karthago sollte durchaus nicht mehr erstarken. Daher brachte man durch Verfolgung Hannibals dessen Flucht zuwege, und daher sah man gerne, daß Massinissa immer weiter griff, und die Entwaffnete schonungslos beraubte. Vergebens forderte Karthago, da ihm Krieg zu führen nicht erlaubt war, die Gerechtigkeit Roms zur Vermittlung auf. Der Richter war sein Feind; und als endlich Cato dahin als Gesandter ging, so vermehrte sein übermüthiges Betragen die Erbitterung, und seine Leidenschaft beschleunigte das Verderben der unglücklichen Stadt.

In derselben dauerte die Zwietracht der Parteien fort, und wurde heftiger als je. Der patriotischen stand nicht nur eine römische, sondern selbst eine numidische Partei entgegen. In gerechter Erbitterung, aber vielleicht mit unklugem Eifer, verbannte die erste alle Anhänger Massinissa's und gab hierdurch Anlaß zum Krieg. Denn als der König ihre Wiederherstellung forderte, so ergriff Karthago entrüstet die Waffen. Aber der neunzigjährige Massinissa schlug ihr Heer, und rieb es auf.

Kein günstigerer Zeitpunkt war möglich, die Nebenbuhlerin zu erdrücken. Sie hatte den Vertrag gebrochen, und ihr Heer war dahin. Also erklärte Rom den Krieg (3834, 149 v. Chr.). Auf diese Schreckensnachricht fiel Utika von Karthago ab, und unterwarf sich Rom. Die geängstigten Karthager verwiesen die Anstifter des Krieges gegen Massinissa; ja sie erklärten sich zulezt für Unterthanen der übermächtigen Feindin. Der Senat nahm, scheinbar wohlgefällig, die Unterwerfung an, versprach Karthago die Erhaltung, wenn es 300 seiner edelsten Söhne als Geiseln senden, und weiter thun würde, wie die Consuln befehlen. Die Geiseln kamen, und die Consuln gingen nach Afrika. Jezt forderte man die Auslieferung der Schiffe, der Waffen, des Kriegsgeräthes. Die Karthager gehorchten. Endlich erging der Befehl, die Stadt niederzureißen und eine andere zu bauen, weit weg vom Meere und ohne Mauern.

Als die Karthager Dieses vernahmen, ergriff sie die äußerste Verzweiflung. Einmüthig beschlossen sie, ihre theuere Stadt zu retten oder zu sterben. Niemals sonst wurde auf so glänzende Weise gezeigt, was ein auf's Aeußerste gebrachtes Volk vermag.

Gegen die sieggewohnten Legionen hielt sich die hilflose Stadt heldenmüthig bis in's dritte Jahr. Mehrere consularische Heere wurden geschlagen, es schien die Kraft der Belagerten täglich zu wachsen; fast zagten die Römer. Da ernannten sie den jungen Scipion Aemilianus (Paul Aemils Sohn, aber durch Adoption des afrikanischen Scipio Enkel) zum Consul. Die Legionen erhielten neuen Muth durch seinen Anblick, Kriegszucht durch seine Strenge, durch seinen Genius den Sieg. Die Karthager thaten mehr als glaublich ist. Der Hafen war durch einen Damm gesperrt, wunderbar schnell wurde eine neue Mündung gegraben und der Feind durch eine neue Flotte geschreckt. Zwei Mauern waren gefallen, die dritte hielt. Das Heer vor der Stadt wurde geschlagen, alle Zufuhr gehemmt; man trozte dem Hunger wie dem Schrecken des Krieges. Endlich drang Scipio bei Nacht in den lezten Hafen, der untere Theil der Stadt wurde gewonnen, die obere Stadt und das Schloß (Byrsa) ergaben sich nicht. Da stürmte Scipio, sechs Tage und sechs Nächte lang; in allen Straßen, Pläzen, Häusern floß Blut. Die Karthager, in wilder Verzweiflung, stritten fort; endlich, als alle Hoffnung verloren war, zündeten sie die Stadt an, und tödteten sich selbst in ihren Häusern, Tempeln, über den Gräbern der Väter. Siebenzehn Tage brannte die herrliche, übergroße, unglückliche Stadt; die Römer, auf Befehl des Senats, vollendeten den Ruin.

So verschwand von der Erde, nachdem es hundert und zwanzig Jahre mit Rom gewaltig gestritten, das weitherrschende, dem Handel freundliche Volk von Karthago, groß in seiner Blüte, im Falle noch größer (3838, 145 v. Chr.).

Kümmerliche Ueberreste von ihm mögen in's innere Afrika — vielleicht bis jenseits der Wüste (Tombuktu soll von ihnen den Ursprung haben) — geflüchtet seyn; Andere durch der Römer Gnade namenlos im Lande der Väter gelebt haben. Gebaut wurde dieses hinfort von Karthago's ehemaligen Unterthanen und von römischen Kolonisten. Der Handel zog sich nach Uttika. Aber es erhob sich nachmals über den Trümmern des alten ein neues Karthago, von Tiberius Gracchus schon angelegt, von Julius Cäsar vollendet, und Jahrhunderte hindurch die Hauptstadt dieser afrikanischen Küste.

Viriathus. Numantia.

Die Siegerin Karthago's und der macedonischen Reiche führte bald nachher vieljährigen, unglücklichen Krieg mit einem Räuber, mit einer kleinen Stadt, mit einer Handvoll Sklaven. Daß solche Kriege furchtbar seyn konnten, deutet auf die Abnahme der moralischen Kraft.

Durch die Verdrängung der Karthager aus Spanien hatte Rom vorerst nur einen Schauplaz der langwierigsten und blutigsten Kriege erworben. Unter den wechselvollen Scenen dieses zweihundertjährigen Kampfes der Freiheit gegen Unterdrückung ziehen für jezt insbesondere die Fehden mit Viriathus und mit Numantia unsern theilnehmenden Blick auf sich.

Viriathus, ein Gutsbesizer in Lusitanien, ergrimmt über die Erpressungen der Römer, stellte sich an die Spize seiner tapfern Landsleute, und erhob einen gefährlichen Krieg, der sich, unter vielen Niederlagen der Römer, aus dem jenseitigen bis ins diesseitige Hispanien verbreitete, und sechs Jahre lang die Legionen beschäftigte. Die Römer entledigten sich endlich des von ihnen sogenannten „Räubers" durch Meuchelmord (3844).

Numantia, eine in den altcastilischen Bergen am Duero gelegene, wohlbefestigte, aber nicht große Stadt, widerstand durch mehrere Jahre der römischen Macht, schlug mehr als ein consularisches Heer, und erlangte endlich, durch Einschließung eines solchen, unter Mancinus einen billigen Vergleich. Aber der Senat weigerte sich, ihn zu erfüllen, vermeinte durch Auslieferung des Mancinus den Göttern, welche den Meineid rächen, Genüge zu leisten, und sandte Scipio mit starker Macht, den Krieg zu erneuern. Vierzehn Jahre nach Karthago und auf ähnliche Weise fiel Numantia (3851, 132 v. Chr.), nach heldenmüthiger Gegenwehr, durch Scipio's Tapferkeit und durch die Verzweiflung der Bürger. Sie tödteten sich unter einander, und begruben sich unter den Trümmern der brennenden Stadt.

Um dieselbe Zeit hatten die Sklaven auf Sicilien einen Aufstand gemacht. Grausamkeit der Herren bewog sie dazu. Unter Anführung des verschmizten Eunus stritten sie fünf Jahre, zuerst in kleinen Haufen, endlich mit starken Heeren, gegen die Römer, bis der Consul Rupilius sie auf schreckliche Weise vertilgte (3852).

Dritte Abtheilung.

Zeitraum der Bürgerkriege.

Verfassung Roms seit Vertreibung der Könige. Verderbniß.

Die Verfassung Roms seit der Vertreibung der Könige war eine künstliche Mischung monarchischer, aristokratischer und demokratischer Formen. Die Macht des Consulates — wenn auch mit vieler Vorsicht beschränkt — verlieh, wie es der Theorie nach seyn soll, der Regierung, zumal im Krieg, die Einheit und Energie des Königthums. Die Weisheit des aristokratischen Senates und seine perennirende Gewalt gaben — bei allem Wechsel der Magistrate und der Unstätigkeit des Volkswillens — den Staatsmaximen Festigkeit, den Maßregeln Zusammenhang, dem ganzen Reich einen beharrlichen Schwerpunkt. Die Volkssouverainetät aber wurde repräsentirt durch die Tribunen, unmittelbar aber erhalten und ausgeübt in den Comitien, denen nicht nur die Gesezgebung, sondern auch die besonders wichtigen Regierungssachen, die Wahl aller hohen Magistrate, ja selbst ein Theil der Gerichtsbarkeit, überlassen blieb. Diese hochgepriesene Verfassung enthielt schon ursprünglich viele wesentlichen Gebrechen und fast unheilbare Grundübel, zumal dadurch, daß sie — vielleicht mehr als irgend eine andere — die republikanische Tugend der Bürger, auch Talent und Rechtlichkeit der Magistrate, als Bedingung ihrer Haltbarkeit und ihrer Güte voraussezte. Der beste Consul — abgesehen von allen Uebrigen — konnte schon durch einen schlechten Kollegen außer Stand gesezt werden, das Staatswohl zu fördern. Das Ansehen des Senates nährte den Stolz seiner Glieder, erhielt unter allen demokratischen Formen die Gehässigkeit der Aristokratie und die feindselige Entgegensetzung, die unablässige Reibung zweier Parteien, der Vornehmen und Geringen. Das Volk endlich hatte zu viele Gewalt. Es läuft gegen den Begriff des Rechtes, daß das Volk selbst in Staatsverbrechen, sonach in eigener Sache, Richter sey. Die Magistrate, und die es zu werden wünschten, hatten zu viele Aufforderungen, dem Volke zu schmeicheln, durch ungerechte oder gefährliche Vorschläge seine Gunst zu erkaufen, und dabei die Leichtigkeit, es oftmals durch das Organ seiner

unmittelbaren Häupter, der Tribunen, zu den verderblichsten Beschlüssen zu verleiten. Ueberall waren die Grenzen der einzelnen Gewalten nicht gehörig bestimmt, sie griffen gegenseitig eine in das Gebiet der andern ein; Kollisionen waren unvermeidlich. Bei den besten Zwecken mußte man zu Ränken, zu Täuschungen, oft zur Gewalt seine Zuflucht nehmen: es war ein unaufhörliches, feindseliges Treiben unter einander. Die Bürger wurden ihres Daseyns nicht froh. Endlich kam Allzuvieles auf den Charakter und die Talente der Magistrate an, insbesondere der Tribunen, in deren Willkür es stand, den Senat zu verwirren, alle Autoritäten zu lähmen, und Unheil über Unheil zu häufen. Gleichwohl waren sie nothwendig zu Verhütung einer aristokratischen Despotie, und daß ein solches Hilfsmittel nothwendig war, beweisen wohl die Mängel der Verfassung.

Durch die ungeheure Vergrößerung der Macht hatte nun die römische Verfassung, ohne an ihrem Gerüste eine wesentliche Veränderung zu leiden — einen durchaus andern Geist erhalten. Sie war ursprünglich eine Stadt-Verfassung, und als solche noch erträglich. Auch bei mäßiger Erweiterung der Republik, durch Einverleibung und Kolonien und Bundesverhältnisse, mochte die Verfassung bestehen, besonders so lange noch ihre Aegide, die republikanische Tugend, bestand. Als aber die Bundesgenossen der That nach Unterthanen wurden, mehr noch, als man Länder und Königreiche zu Provinzen, d. h. zum Eigenthum der herrschenden Gemeinde erklärte, so konnten die Formen nicht mehr gut seyn, welche auf eine mäßige Stadt oder auf die Gebieterin Latiums, selbst auf das Bundeshaupt Italiens passen mochten. Jene Geseze und Sitten, welche dem armen Rom genügten, mußten jezt unwirksam werden, da Rom eine weitherrschende, in ihren Ansprüchen durch Nichts beschränkte Gemeinde, und sein Volk ein Volk von Königen war. Habsucht und Herrschbegierde wurden jezt durch die Aussicht auf das unermeßlich vor ihnen liegende Aerntefeld ganz unbändig gemacht. Der Raub der Nationen strömte nach Rom und häufte sich, da meist nur den Volks- und Kriegs-Häuptern und dem Senat erlaubt war, die Provinzen zu plündern, in wenigen Familien auf, und je größer der Gewinn, desto unersättlicher die Begierde; Raub und Erpressungen wurden scham- und schrankenlos.

Die Wirkung von allem Dem war nicht blos das Aufhören der alten Mäßigung, Enthaltsamkeit und Tugendsitte, sondern zugleich eine völlige Veränderung der Machtverhältnisse. Denn die Menge, die da nicht zur unmittelbaren Plünderung der Provinzen kam, zog dafür aus ihrem Wahlrecht zu den Aemtern Gewinn. Hinfort konnte Keiner mehr zu hohen Staatswürden, also auch zur

Verwaltung von Provinzen, anders als durch Bestechung, ja fast offenbaren Kauf gelangen; es wurde der Reichthum, welcher aus der Macht geflossen, zugleich Mittel zur Erwerbung der Macht.

Und so erhob sich allmählig an die Stelle der alten Adels- und der Optimaten-Aristokratie — jene des Reichthums. Schon längstens war die erste gestürzt worden. Dafür hatten die Optimaten-Geschlechter, d. h. jene Häuser — ohne Unterschied, ob patrizischen oder plebejischen Ursprungs —, deren Glieder einmal zu den hohen Würden gelangt waren, dieselben fortwährend, wenn auch nicht ausschließungs-, doch vorzugsweise, behauptet. Auch waren derselben so viele, daß noch Spielraum genug für die freie Wahl, sowie für den Wetteifer der Tugend und des Talentes blieb. Jezt aber konzentrirte sich die Macht in den Händen der allerreichsten Bürger, und es wurde die hassenswürdigste aller Aristokratien begründet.

Denn die Aristokratie der Geburt, und noch mehr jene des Amtes, ist einer Veredlung durch hinein zu legende Ideen empfänglich. Aber die Aristokratie des Reichthums ist durchaus gehässig und verderblich, und kann kaum aufkommen oder bestehen ohne Ertödtung der moralischen Begriffe. Denn alsdann wird die Achtung, welche dem Verdienst und der Tugend gebührt, dem Geld erwiesen, und mit dem Gelde werden auch alle Mittel, zu demselben zu gelangen, geehrt. Sodann wird, je größer der Reichthum der Einen, desto vollständiger meistens die Armuth der Andern. Hierdurch theilt sich ein Volk in zwei äußerst ungleiche, feindselige Klassen; die eine, die in der Fülle des Genusses schwelgt, übermüthig und übermächtig ist; die andere, elend, unterdrückt, ohnmächtig, voll Haß gegen die Reichen und gleichwohl denselben feil. In solcher Lage wird der Staat unheilbar verderbt, welches auch seine Form sey, aber vorzüglich bei der republikanischen, als welche wesentlich eine Gemeinschaft des Sinnes, der Genüsse und Interessen, Selbstverläugnung, Verehrung der Geseze und der Tugend fordert. Diesem innern Verderben, als der natürlichen Folge der Welteroberung, sonach der Strafe für die Verlezung des Rechts und der Naturordnung, reift jezt Rom unaufhaltsam entgegen.

Zwar fehlte es nicht an Männern, welche solches Verderben erkannten, und die Rückkehr der alten Weise wünschten. Aber sie bemerkten die Wurzel des Uebels — die unbändige Vergrößerungssucht des Staates — nicht, und vermeinten, durch Vertheidigung der Formen auch den Geist festzuhalten, welcher schon längstens entflohen war.

Also der berühmte M. Portius Cato, der durch alle Strenge seiner Censur das Uebel nicht mehr gut machte, welches er durch

Aufhezung des Senates zur Zerstörung Karthago's bewirkt hatte.

Die Gracchen.

Eingreifender, aber dennoch unhaltbar und zum Verderben der Urheber ausschlagend, waren die Reformen des edlen Brüderpaares, der Gracchen, zweier Demagogen, welche durch Charakter und Schicksal höchst interessant, und durch ihren dauernden Einfluß von welthistorischer Wichtigkeit sind. Cornelia, die vortreffliche Schwester der Scipionen, hatte sie dem sehr geachteten Plebejer Sempronius Gracchus geboren. Troz der Schmähungen des Parteigeistes strahlte die politische Tugend dieser Brüder im hellsten Licht. Indessen ist offenbar der Charakter des ältern, Tiberius, edler, als jener des jüngern, Cajus; dieser glänzt mehr durch Talent hervor.

Tiberius Gracchus hatte auf seiner Heimkehr aus dem numantinischen Krieg das Elend der in drückender Abhängigkeit von den Reichen lebenden Einwohner Italiens wahrgenommen. Die dem Staat angehörigen Gründe (ager publicus), welche überall einen sehr großen Theil des Landes ausmachten, waren fast alle einigen wenigen begünstigten oder reichen Familien in Rom zum Nuzeigenthum verliehen. Durch den Schweiß armer, abhängiger Kolonien gedüngt, trugen die Aecker ihren Segen nur den vornehmen Prassern der Hauptstadt. Die geringern Bürger, d. h. die Masse des römischen Volkes, waren fast leer ausgegangen bei der Vertheilung des durch gemeine Waffen gewonnenen Landes. Steigende Noth und Verschuldung hatten sie selbst um ihre kärglichen Loose gebracht. Voll Verlangens, den Zustand des gemeinen Volkes zu verbessern, und den Uebermuth der Vornehmen (welches Wort jezt fast gleichbedeutend mit „Reich" war) zu zügeln, bewarb Tiberius sich um das Tribunat, und erhielt es.

Jezt schlug er die Erneuerung des licinischen Ackergesezes vor (3851, 132 v. Chr.), jedoch mit einigen mildernden Bestimmungen. Kein römischer Bürger sollte von den Staatsländereien mehr als 500 Morgen auf seinen eigenen Namen, und 250 Morgen für jedes in der väterlichen Gewalt befindliche Kind besizen. Was einer wirklich mehr inne habe, das sollte er an die Gemeinde zurückgeben, jedoch einen Ersaz dafür aus dem öffentlichen Vermögen erhalten. Die auf solche Weise eingezogenen Gründe sollten dann unter die Armen als Eigenthum vertheilt, und sonach nicht mehr veräußert werden. Dieses Gesez, welches allerdings das Grundübel bei seiner Wurzel angriff — aber frei-

lich auch nach den damaligen Verhältnissen Roms drückender, als zu Licinius Zeiten scheinen mußte — brachte, wie voraus zu sehen war, ungemeine Bewegung und den heftigsten Widerstand der Optimaten hervor. Dennoch ging das Gesez durch. Aber bei den vielen Hindernissen der Ausführung und dem fortwährenden Widerstand der Optimaten glaubte Tiberius die Verlängerung seines Tribunats — als welches ihn vor der Wuth der Gegner schüzte — suchen zu müssen. Aber man zitterte vor der Verlängerung seines Tribunats. Also, gleichwie einstens einem Cassius, Mälius und Manlius geschehen, warf man den Verdacht der Tyrannei auf ihn. Doch nicht auf dem gesezlichen Wege der Anklage und des Urtheils, sondern — zum erstenmale seit Rom stand — durch Tumult und Gewaltthat wurde die Rache entschieden. Denn als bereits die Tribus über die neue Wahl Wahl zu stimmen anfingen, da erhob sich, durch Leidenschaft dahin gerissen, Scipio Nasica, Pontifex Maximus, ein sonst geehrter Mann, von würdevollem Ernst, und Grachus Verwandter. „Mir nach, wer das Vaterland retten will!" rief er, und die Senatoren, viele Ritter und die reichsten Bürger mit ihren Anhängern stürzten, mit Keulen, Stühlen, und was ihnen der Zufall in die Hand gab, bewaffnet, gegen das wehrlose Volk. Ein Kollege des Grachus that auf ihn den ersten Schlag. Er fiel mit dreihundert seiner Partei; ihre Leichen wurden in die Tiber geworfen (3853, 130 v. Chr.).

Aber der allgemeine Haß lag auf den Mördern, und die Gährung dauerte fort, und kam zehn Jahre später durch Cajus Grachus zu noch heftigerem Ausbruche.

Cajus Grachus hatte das Tribunat erlangt, und erneuerte nicht nur, sondern verschärfte die Geseze seines Bruders. Andere zum Theil wohlthätige und weise, zum Theil gefährliche folgten nach. Sie waren fast alle auf die Herabsezung und Kränkung des Senates berechnet. Vorzüglich wichtig war das Gesez, wodurch das Richteramt den Rittern übertragen, und ein anderes, wonach den Bundesgenossen das Bürgerrecht ertheilt werden sollte. Jenes gab der Ritterschaft eine sehr erhöhte politische Bedeutsamkeit, und mochte leichter zur Störung, als zur Erhaltung des Gleichgewichts beitragen; dieses enthielt den Zunder des schrecklichsten Krieges, welcher jemals Italien verwüstet. Zwei Jahre behauptete Cajus durch seinen Feuereifer und seine siegende Beredsamkeit ein entschiedenes Uebergewicht. Aber es glückte seinem Gegner, den gefürchteten Mann im dritten Jahre vom Tribunat zu entfernen, worauf keine Schonung mehr nöthig schien. Der Consul Opimius war Grachus persönlicher Feind. Er ließ sich, wie bei großen Gefahren, durch den Senat die höchste

Gewalt ertheilen, griff die Bürgerschaar, die es mit Gracchus hielt, mit bewaffneter Macht an, und zerstäubte sie. Ueber 3000 Bürger fielen, unter ihnen Gracchus. Sein Haupt wog Opimius dem Mörder mit Gold auf (3863, 120 v. Chr.). Darauf ließ er frevelnd der Eintracht einen Tempel errichten, während die Gegenpartei *noch* immer verfolgt und, was die Gracchen gebaut hatten, *triumphirend* eingerissen ward. Aber das Volk bewahrte die Brüder in dankbarem Andenken, errichtete ihnen Statuen, und nannte sie Märtyrer der Freiheitsliebe. Opimius, der nachmals wegen Bestechung verurtheilt ward, starb in tiefster Verachtung.

Der Damm war gebrochen. Gewalt trat an die Stelle des Gesezes. Die Heiligkeit des Tribunats war in dem ältern Gracchus, und in seinen und seines Bruders Anhängern jene des Lebens der Bürger verlezt worden. Rom ging einer schrecklichen Zeit entgegen.

Auch während der gracchischen Unruhen hatten die Römer nach Außen gekriegt. Ein großer Theil des südlichen Galliens, bis gegen die Pyrenäen, wurde in verschiedenen Zügen erobert, die Saluvier, Allobroger, Arverner und andere Völker daselbst besiegt, und die Kolonie Narbo Martius (Narbonne) angelegt. Auch wurden die balearischen Inseln durch Q. Metellus (des Macedonicus Sohn), und durch L. Cäcilius Metellus die Dalmatier unterworfen, endlich auch gegen die Scordiscer in Thracien mit abwechselndem Glück gekriegt.

Der Krieg des Jugurtha und der Cimbren.

Jezt übertönten zwei besonders wichtige Kriege, der des Jugurtha und jener der Cimbren, eine Zeit den Parteienkampf; aber sie nährten zugleich den innern Brand, und legten den Grund zu einem schnelleren Ausbruch.

Nach Massinissa's Tod theilte Rom die Erbschaft des Königs nach Gutdünken unter dessen Söhne, und die numidischen Prinzen kamen von nun an in Abhängigkeit. Daher, als unter den Enkeln Massinissa's Streit entstand (3865), und Jugurtha, einer derselben, von seinen Vettern einen tödtete, den andern vertrieb, Rom unbedenklich als Richterin auftrat. Aber Jugurtha bestach den Senat und dessen Commissarien, und tödtete nun auch den Rivalen, der nach Rom geflohen. Zwar wurde ihm nun, auf des Tribuns C. Memmius Betreiben, der Krieg angekündigt; aber Jugurtha behauptete sich noch eine Reihe von Jahren gegen Volksbeschlüsse und Kriegsheere durch Bestechung der Häupter; ja *er war frech genug*, selbst nach Rom zu gehen, und dort noch

einen dritten Verwandten zu morden. Endlich (3874, 109 v. Chr.) wurde Q. Metellus, der Sieger Macedoniens, gegen ihn gesandt, ein unbestechlicher Mann und großer Feldherr. Jugurtha, wiewohl auch im Kriege geschickt, konnte diesem Gegner nicht stehen, und floh noch verschiedenen Niederlagen zum mauretanischen König Bochus, dessen Eidam er war.

Aber der Ruhm der Beendigung des Krieges wurde Metellus durch C. Marius entrissen, einen der merkwürdigsten Männer in Roms Geschichte. Er war zu Arpinum von niedrigem Stande geboren. Ohne Vermögen, ohne Erziehung, ohne Wissenschaft, blos durch soldatisches Verdienst und eine rauhe Größe des Charakters hervorragend, machte er durch tapfere Thaten seinen Namen im Heere berühmt, und in der Stadt durch populäre Grundsäze. Als Tribun rechtfertigte er durch seinen Eifer das Vertrauen des Volkes, und sein Gönner Metellus, der ihn als Legat nach Numidien nahm, erkannte die Wichtigkeit seiner Dienste. Aber Marius verdrängte seinen Wohlthäter durch Verunglimpfung beim Volke vom Kommando, welches er dann selbst als neugewählter Consul übernahm (3877).

Durch große Schlachten und die Eroberung der stärksten Festen brach Marius die Macht des vereinten Numidiens und Mauretaniens. Bochus lieferte den Eidam an die Römer aus. Sulla, Marius Quästor, bewirkte Solches, und von da an warf Marius seinen Haß auf Sulla. Bochus bekam jezt einen Theil von Numidien, einen andern behielt Rom, ein dritter wurde den noch übrigen Prinzen Hiempsal und Hiarbas verliehen (3878). Jugurtha ging vor dem Triumphwagen des Ueberwinders her, und litt durch Hunger im unterirdischen Kerker den Tod.

Die Freude über den Triumph wurde gestört durch die Schrecken des cimbrischen Krieges. Dieselben hatten schon in den ersten Jahren des jugurthischen begonnen, als man vernahm, daß aus Gegenden der Mitternacht ein wanderndes Volk sich heranwälze, von welchem man noch nie gehört. Dreimal hunderttausend Männer zählte der Schlachthaufe, von übergroßer Gestalt, mit blauen Augen und blond von Haaren. Ihre Weiber und Kinder führten sie mit sich, es sey ein unabsehlicher Zug. Also ein germanisches Volk, wie diese Charaktere zeigen, aber ohne nähere Bestimmung der Herkunft. Dieses ist die erste deutliche Erscheinung der Teutschen in der Geschichte. Und eine furchtbare Erscheinung! Nachdem die Cimbrer den Consul Papirius Carbo bei Noreja an der illyrischen Grenze geschlagen (3871), zogen sie durch Helvetien über den Rhein nach Gallien, und verwüstend bis jenseits der Pyrenäen in's celtiberische

Land. Die Tigurener (im Zürcherland), die Ambronen mit den Tugenern, die Tectosager (von Toulose) und endlich die ungeheure Schaar der Teutonen (eigentliche Teutsche von der Ostsee) vereinten sich mit ihnen. Vergebens hatten sie wiederholt von den Römern Land begehrt. Da wurden nach einander M. Junius Silanus und M. Aurelius Scaurus durch die Cimbrer, L. Cassius Longinus am Genfersee durch die Tiguriner, schrecklich aber und bis zur Vernichtung Cn. Manilus Maximus und Q. Servilius Cäpio geschlagen (3879). Teutoboch und Bojorich waren schrecklicher als Hannibal.

In dieser großen Gefahr schien nur durch Marius Hilfe möglich. Demnach, mit Verlezung der wichtigsten Grundgeseze, wurde er, noch in Numidien stehend, abermal, und — bei fortdauernder Furcht — vier Jahre nach einander zum Consul gewählt. Er entsprach der Hoffnung. Als die Heermassen der Feinde sich theilten, die Teutonen von Gallien, die Cimbrer von Tyrol her gegen Italien zogen, da rückte Marius an die Rhone, und stürzte auf die Barbaren bei Aquae Sextiae (Aix en Provence). Die Ueberzahl erlag der Taktik, Stärke und wilder Muth der hohen Begeisterung. Zweimal hunderttausend Barbaren wurden getödtet, 80,000, mit ihnen der riesenmäßige Teutoboch, wurden gefangen; die Nation der Teutonen verschwand (3822, 101 v. Chr.).

Indessen waren die Cimbrer — noch im Winter — durch die Alpenpässe nach Italien gedrungen. Q. Luctatius Catulus wich an die Etsch. Marius eilte ihm zu Hilfe. In den Gefilden von Verona oder von Vercellä am neunundzwanzigsten Julius des nämlichen 3882sten Jahres lieferte Marius die zweite Vertilgungsschlacht. Die Cimbrer, 150,000 Mann an Zahl, schreckend durch Gestalt und Waffen, zogen langsam in einem ungeheuren Viereck heran, 15,000 gepanzerte Reiter standen zur Seite. Als diese in verstellte Flucht sich begaben und die Römer ungestüm folgten, da stürzte plözlich die ganze Feindesmacht auf ihre getrennten Reihen und erhob ein Siegesgeschrei. Aber die jezt plözlich hervorbrechende Sonne blendete die Cimbrer, und Marius entriß ihnen den bereits halb gewonnenen Sieg. — Es erging ihnen, nach gräßlichem Widerstand, wie den Teutonen. Selbst ihre Weiber stritten noch von der Wagenburg mit heldenmüthiger Verzweiflung. Die Tiguriner, als sie solches Unglück vernahmen, zerstreuten sich. Marius, der Retter Roms, hielt einen herrlichen Triumph.

Der Bundesgenossen-Krieg.

Aber trunken von der soldatischen Größe und des Herrschens

gewohnt, glaubte er nun Anspruch zu haben auf bleibende Herrschaft. Auch ward er zum sechstenmal Consul (3883) durch die Gunst des Pöbels, dem er immerdar angehangen, und durch den Eifer zweier gleichgesinnter Demagogen, des Tribuns L. Appulejus Saturninus und des Prätors Glaucias. Diese Beiden ermordeten auf den Comitien ihre Mitbewerber um die von ihnen gesuchten Staatsämter, und bemächtigten sich des Kapitols. Aber das entrüstete Volk überwältigte sie und schleppte sie zum Tode. Hierauf entfernte sich Marius auf einige Zeit nach Asien.

Nach kurzer Ruhe veranlaßte Livius Drusus noch größern Brand. Die Ritter hatten das ihnen von C. Gracchus übertragene Richteramt schändlich geführt und als Pächter der Staatseinkünfte den öffentlichen Haß durch Erpressungen verdient. Livius Drusus, als Tribun, brachte die Theilung der Gerichtsbarkeit zwischen dem Senat und den Rittern zuwege, wogegen der erste aus den lezten ergänzt werden sollte. Aber damit machte er sich beide Parteien zu Feinden. Um einen mächtigen Anhang zu gewinnen, erneuerte er nun den Vorschlag, welchen schon Gracchus gethan, allen italienischen Bundesgenossen das Bürgerrecht zu ertheilen (3893), und sezte ihn durch, ungeachtet des Widerstandes beider Consuln. Beim Heimgehen von den Comitien stach ein Unbekannter ihn todt. Der Senat, hocherfreut, zernichtete die ihm verhaßten Geseze, und brachte Rom dadurch an den Rand des Verderbens.

Denn die Bundesgenossen geriethen jezt, nachdem abermals ihre Hoffnung getäuscht war, in fürchterliche Wuth. Sie beschlossen, durch Gewalt zu erringen, was ihnen so ungerecht verweigert ward. Es sollte nicht mehr Rom, es sollte das verbündete Italien die höchste Macht besizen und Corfinium die Hauptstadt des Bundes seyn. Fast alle Bundesgenossen (am ersten die Marser, von welchen der Krieg auch benannt wird) ergriffen die Waffen und führten durch drei Jahre mit großer Ueberzahl und mit römischer Kriegskunst Krieg gegen Rom (3894, 89 v. Chr.). Ganz Italien schwamm in Blut. Dreimalhunderttausend seiner Jünglinge wurden getödtet; Grausamkeit und gegenseitige Verrätherei schienen die Aussöhnung unmöglich zu machen.

In derselben Zeit erhob Mithridat der Große, König von Pontus, gefährlichen Krieg. Mithridat, durch seinen Geist und seine Verbindung mit vielen scythischen Völkern stark, brach hervor aus Pontus (3895, 88 v. Chr.), überschwemmte Kleinasien, ließ 80,000 Römer in diesem Land an einem Tag mittelst geheimer Befehle ermorden, ging übers Meer, besezte die

Inseln, besezte Thrazien, Macedonien, einen Theil von Griechenland mit Athen, und hatte den Plan, die Völker von Tanais bis an die Alpen in einem großen Bund zum Angriff auf Italien zu sammeln. Die Gefahr schien größer als beim cimbrischen Krieg.

Jezt ertheilte der Senat, nach einigen Siegen über die Bundesgenossen, denjenigen, welche treu geblieben (als vielen Latinern und Umbrern), hierauf solchen, welche zur Treue zurückkehrten, das Bürgerrecht. Die übrigen wurden ohne Mühe einzeln besiegt, erhielten jedoch fast gleiche Bedingungen.

Auf solche Weise wurde ganz Italien Rom; allerdings gerecht, da Rom durch Italiens Kräfte so groß geworden. Aber um so unzureichender wurden die alten Formen und um so gefährlicher die ganze Verfassung. Die Bewegungen der römischen Stadtgemeinde sezten sich nun über ganz Italien fort und wuchsen an Fruchtbarkeit wie an Umfang. Der Zusammenfluß von so ungleichen Interessen vermehrte die Entzweiungen. Hinfort wurde fast unmöglich, eine Gemeinschaft des Einflusses zu bewirken, und es mochte der verworfenste Rottenführer, wenn er in Rom übermannt war, in den Leidenschaften und Vorurtheilen Italiens eine gesezliche Stüze finden. Die allerdings weise Maßregel, wonach man aus den adoptirten Bundesgenossen, anstatt sie in die alten Tribus zu vertheilen, acht eigene Tribus bildete und hierdurch jenen das Uebergewicht auf den Comitien sicherte, verminderte zwar das Unheil, aber hob es nicht. Schon der Streit um dieses wiederholt gegebene und widerrufene Gesez tränkte mehrmals Italien mit Blut.

Erster Bürgerkrieg.

Zwischen Marius, dem Haupt der Demokraten, und L. Corn. Sulla, dem Vorfechter der Aristokratie, bestand der entschiedenste Widerstreit der Gesinnungen und Zwecke. Aber der Haß, welchen diese Gegensezung der Charaktere gegründet, entglühte noch heftiger durch Jenes, was Beiden gemein war, den unersättlichen Ehrgeiz und die wüthende Herrschsucht, und wurde verderblich für Rom durch Beider hohe Kraft, Starrsinn und Grausamkeit. Im jugurthinischen Krieg und in jenem der Cimbrer hatte, wiewohl es an Gegenständen des Neides nicht fehlte, doch Marius Ruhm den seines jüngern Nebenbuhlers weit überstrahlt; bei dem Bundesgenossenkrieg dagegen schien Sulla's Talent und Glück den alternden Marius zu verdunkeln. In ihm glaubte Rom den besten Feldherrn für den mithridatischen Krieg zu finden, und ernannte ihn dazu, da er gerade als Consul mit dem Heere vor Nola lag (3896, 87 v. Chr.).

Darüber empfand der 70jährige Marius tödtlichen Verdruß; ihn selbst gelüstete nach den pontischen Lorbeeren, und so groß war sein Anhang im Volk, daß auf des Tribuns Sulpicius Vorschlag dasselbe den Senatsbeschluß, der Sulla zum Feldherrn gemacht, tumultuarisch vernichtete und die Anführung an Marius gab.

Als Sulla dieses vernahm, führte er sein Heer feindlich nach Rom. Zum erstenmal und mit Zittern sah Rom seine Bürger, die es zu eigenem Dienste bewaffnet, verrätherisch diese Waffen gegen die Mutter kehren. Es waren nicht Roms, es waren nur Sulla's Krieger mehr; der traurige Unterschied zwischen Soldaten und Bürgern begann.

Ohne Widerstand zog Sulla in die zitternde Stadt. Marius entfloh mit Noth. Da diktirte Sulla an der Spize der Truppen ein Dekret, wornach der Ueberwinder der Cimbrer und sein Sohn und zehn seiner wichtigsten Anhänger als Feinde des Vaterlandes erklärt und Preise auf ihren Kopf gesezt wurden. Hierauf vermehrte er den Senat, schwächte durch verschiedene Geseze die Macht des Volkes und der Tribunen, die er auf ihre ursprüngliche Bestimmung — doch ohne dauernde Wirkung — zurückführte, und stellte die comitia centuriata wieder her.

Als er nun die Aristokratie befestigt, und die Stadt beruhigt glaubte, auch die neuen Consuln, Cn. Octavius und Cornelius Cinna, gewählt waren, so verließ er Rom, und zog nach dem Orient.

Aber der geächtete Marius war den Henkern entronnen und unter vielfachen Gefahren nach Afrika gelangt. Hier, in dem Land, welches der erste Schauplaz seiner Siege gewesen, irrte Marius in elender Verlassenheit umher, unaufhörlich vom Racheschwert bedroht, in Noth und Mangel, und hier war es, wo er, unter den Trümmern von Karthago ruhend, zu dem Abgeschickten des Befehlshabers der Gegend die bedeutungsvollen Worte sprach: „Sage Deinem Herrn, Du habest den Cajus Marius auf den Trümmern von Karthago gesehen.“ Endlich fand er Zuflucht auf einer einsamen Insel.

Cinna fiel bald ab von Sulla. Er schlug vor, wie schon Sulpicius gethan, die Bundesgenossen unter alle Tribus zu vertheilen, und wurde hierüber von Octavius, seinem Kollegen, nach blutigem Kampf vertrieben. Aber die Italiener sammelten sich häufig unter seine Fahnen. Da rief er Marius zurück, und zog vereint mit ihm vor Rom. Siebenzehntausend Menschen wurden vor den Thoren der Stadt erschlagen, und darauf, nach kurzer Unterhandlung, zogen die Sieger ein; Cinna mit scheinbarer Huld, Marius mit finsterem, racheverkündendem Blick. Jezt

fingen die Schreckensscenen an. Die Soldaten, wie nach Erstürmung einer feindlichen Stadt, raubten, mißhandelten, mordeten ohne Unterschied der Partei. Marius und Cinna wütheten gegen ihre persönlichen Feinde. Viele angesehene und edle Männer, die vornehmsten Senatoren, alle Häupter der sullanischen Partei wurden getödtet, Sulla selbst geächtet. Cinna, nach fünftägigem Morden, wurde des Blutvergießens satt. Aber Marius erheiterte den Todesblick nicht. Mit einer bewaffneten Schaar ging er umher. Wessen Gruß er nicht erwiederte, den machte sie nieder.

Aber die Botschaft von Sulla's Siegen und wahrscheinlich naher Rückkunft störte seinen Genuß. Das siebente Consulat, wonach das heftigste — und zugleich abergläubische — Streben seiner Seele ging, legte er sich selber bei, und gab sich Cinna zum Kollegen. Doch nur wenige Tage verwaltete er solches. Von Unruhen gefoltert, suchte er durch Wein sich zu betäuben, und starb, eines Tyrannen würdig (3898).

Fortsezung. Mithridatischer Krieg.

Indessen hatte Sulla den mithridatischen Krieg glorreich geführt. Archelaus, mithridatischer Feldherr, zog bei Annäherung der Römer seine Kriegsmacht in Böotien und in Athen, seinem Hauptwaffenplaz, zusammen. Sulla griff die Stadt an, und eroberte sie, nach verzweifelnder Gegenwehr, mit Sturm. Ueber den Leichen der Barbaren und Bürger stürzte der größte Theil der Stadt in Schutt und Asche zusammen, die Gebäude des Piräus und jene von Munichia verzehrte die Flamme. Athen, wiewohl es bald wieder aus dieser Verwüstung emporstieg, erhielt doch seinen Glanz nicht mehr.

Von da rückte Sulla in die Gefilde von Chäronea, sodann nach Orchomenos. An beiden Orten erfocht er glänzenden Sieg. Europa war für Mithridat verloren; bald zog sich der Krieg nach Asien. Auch zur See wurde gestritten.

Jezt erschien Marius Nachfolger im Consulat, Valerius Flaccus, aus Rom, mit zwei Legionen. Viele von seinem Heer gingen zu Sulla über, den er verdrängen sollte. Flaccus wurde von Flavius Fimbria, seinem Unterfeldherrn, getödtet, welcher hierauf nach Asien ging. Mithridates suchte billigen Frieden durch Unterhandlung. Aber Sulla verwarf alle Anträge, und sezte den Krieg fort, bis Mithridates das Aeußerste einging. Bythinien, Kappadocien, Asien (das pergamenische Reich), Alles, was er erobert, dazu 3000 Talente und 80 Schiffe, mußte der König als Preis des Friedens geben, und sich auf Pontus beschränken (3900). Hierauf wurde der verbrecherische Fimbria an-

gegriffen, und gab sich, verzweifelnd, den Tod. Seine Legionen erhielt Murena.

Dieß alles vollbrachte Sulla ohne Hilfe von Rom. Die Länder, wo er kriegte, trugen die Last. Kleinasien vorzüglich fühlte die Geißel der Brandschazung, der Lieferungen, des willkürlichen Raubes. Endlich mußte es noch 20,000 Talente Strafgeld wegen der gegen Rom gezeigten Abneigung zahlen. Der Verfall seiner einst so blühenden Städte kann von hier an gerechnet werden.

Aber in Rom wütheten die Schreckensmänner fort. Cinna und Carbo, der sich Consul nannte, und Norbanus und der junge Marius wurden durch Haß und Verdacht, Furcht und natürliche Grausamkeit zu unaufhörlichem Morden getrieben. Die Rückkunft Sulla's eröffnete noch blutigere Scenen. Cinna, die Seele der marianischen Partei, als er ihm entgegen zog, wurde von seinen eigenen Soldaten im Aufstand erschlagen. Sertorius war nach Spanien gegangen. Die übrigen Anführer hatten zwar gleiche Tapferkeit aber nicht gleiches Talent. Dennoch war ihre Macht furchtbar. Alle neuen Bürger hielten's mit ihnen; sie zählten 225,000 Streiter.

Gegen dieselben führte Sulla, in ruhiger Zuversicht, seine 40,000 Mann. Als er mit diesem treu ergebenen Heer von dem Landungsplaz in Apulien hinauf gegen Rom zog, strömten ihm seine alten Anhänger, Vertriebene, Flüchtlinge, viele Senatoren, Consularen, Mißvergnügte aus allen Ständen entgegen. Bei Capua schlug er den Consul Norbanus; das Heer des andern Consuls, Scipio, ging zu ihm über. Metellus Pius, Cethegus, der junge Cn. Pompejus mit einer Schaar von Klienten, verstärkten seine Macht. Sardinien, Afrika wurden gewonnen. Carbo und der 26jährige Marius, die neuen Consuln, stritten in verschiedenen Schlachten (besonders bei Sacriportus) unglücklich gegen Sulla und dessen Freunde. Marius schloß sich in Präneste ein; Carbo mit seinem Heer fiel in Sicilien durch Cn. Pompejus; Norbanus gab sich den Tod. Auch Marius tödtete sich mit seinem Freunde, dem jungen Telesinus.

Der Vater des Lezten, Pontius Telesinus, mit der Mannschaft der Lucaner und Samniter, hatte vor den Thoren Roms gegen Sulla gestritten. Seine Plane, aus angestammtem Hasse fließend, gingen auf Vertilgung der marianischen wie der sullanischen Partei und auf Zerstörung Roms. Die Schlacht war mörderisch. Schon glaubte Sulla sich besiegt, als Crassus mit dem andern Flügel Rettung brachte, und dem Feind Verderben (3902).

Bis jezt hatte Sulla Vertheidiger des Gesezes und der Freiheit gegen die Tyrannei einer Faktion geschienen. Als diese niedergeschlagen und kein Umschwung mehr zu besorgen war, so übte er selbst noch schrecklichere Tyrannei, und enthüllte ganz die schaudervolle Grausamkeit seiner unmenschlichen Seele.

Der Einzug Sulla's in Rom wurde nicht nur, wie jener des Marius, durch grausame Gewaltthat bezeichnet, sondern auch der heilige Stempel des Rechtes mißbraucht zur Besieglung und Vervielfältigung der Frevel. Tag für Tag wurden — eine scheußliche Erfindung Sulla's — Proscriptionstafeln bekannt gemacht, die langen Listen Derjenigen, deren Leben verwirkt, deren Güter verfallen wären. Der Reichthum selbst wurde Grund der Aechtung. Wer einen Geächteten erschlug, wurde mit zwei Talenten belohnt. Wer Mitleid bei einer Hinrichtung bezeigte, wurde getödtet. Eine einzige verdächtige Miene, ein ähnlicher Gesichtszug, ja selbst ein ähnlich klingender Name, brachten Verderben. Den heiligsten Naturpflichten wurde Hohn gesprochen. Kein Bruder durfte dem Bruder, kein Sohn dem Vater Zuflucht geben. Weiber verschlossen ihre Thüre vor dem geächteten Mann. Noch auf Söhne und Enkel der Proscribirten sollte die Strafe wirken, keiner derselben jemals ein öffentliches Amt erlangen. Auch an Todten äußerte sich die unbändige Wuth. Die Gebeine des alten Marius wurden ausgegraben, mißhandelt und in den Anio geworfen, seine Trophäen und Statuen zertrümmert. Sulla's Haus selbst war einem Richtplaz ähnlich, und was er sprach, waren Befehle des Todes. Aber einzelne Hinrichtungen währten ihm zu lange. Achttausend Gefangene, denen er das Leben zugesichert, wurden miteinander im Circus geschlachtet.

Auch außer Rom, durch ganz Italien erstreckten sich die Achtserklärungen, die Mordthaten, die Plünderungen. Alle Einwohner von Präneste wurden getödtet. Jene von Spoleto, Fluentia, Interamna wurden verkauft, mehrere Städte zerstört.

Diesem Blutmenschen, Sulla, gaben die Aristokraten, deren Sache er verfochten, den Namen Vater und Erretter! Er selbst, der Urheber unsäglichen Elendes, nannte sich, da ihm jeder Frevel gelungen, Faustus und Felix. Und da er, bei aller Tyrannei, das Ansehen haben wollte, die Verfassung zu ehren, so ließ er sich nach den alten Formen zum Diktator, scheinbar durch freie Wahl, jedoch auf unbestimmte Zeit ernennen, und zog mit 24 Liktoren einher. Die Güter der Proscribirten wurden unter seine 47 Legionen vertheilt, zehntausend Sklaven unter die Bürger — zur Verstärkung von Sulla's Anhang — und 300 Ritter in den Senat aufgenommen, mehrere Kolonien der Veteranen gegründet, *und so auch* außer Rom die Tyrannenmacht befestigt.

Endlich vertobte der Sturm, Sulla, als Diktator, erneuerte theils und schärfte seine früheren Geseze zur Befestigung der Aristokratie und Hintanhaltung der Pöbelmacht, theils erließ er weitere und meist vortreffliche Anordnungen zur Erhaltung der republikanischen Verfassung, der ordentlichen Folge der Magistraturen, der Sicherheit und Ruhe in Rom und den Provinzen, ertheilte dem Senat das Richteramt wieder und beschränkte das Bürgerrecht der Bundesgenossen. Murena, der, nach einem Triumphe lüstern, einen zweiten Krieg mit Mithridat angefangen, erhielt den Befehl zur Ereuerung des Friedens.

Nach zweijähriger Verwaltung der Diktatur legte Sulla seine Macht nieder, sorglos, als ob er keinen Menschen gekränkt und nichts um sich als Freunde hätte, und genoß die Freuden des Privatstandes, als ob er nicht wüßte, was Herrschen sey. Er starb, ohne die mindeste Anfeindung zu erfahren, ein Jahr nach niedergelegter Diktatur, den zweiten Tag nach Vollendung des 22sten Buches seiner eigenen Geschichte (3906, 77 v. Chr.).

Die Feindschaft des Marius und Sulla hatte Rom 150,000 Bürger gekostet. Zwölfhundert Ritter, zweihundert Senatoren, sechzig Aedilen, sieben Prätoren, dreiunddreißig Consularen waren ihr Opfer geworden; alle Provinzen des Reiches waren verwüstet.

Lepidus, einer der Consuln, ein Marianer, widersezte sich der feierlichen Beerdigung Sulla's und verlangte die Abschaffung von dessen Gesezen. Aber sein Kollege, Q. Luctatius Catulus, besiegte ihn in mehreren Treffen und zwang ihn zur Flucht nach Sardinien, wo er starb.

Die Reste des geschlagenen Heeres wurden von Perperna nach Spanien geführt, wo Sertorius eine merkwürdige Rolle spielte. Um diesen großen Mann sammelten sich die Trümmer der marianischen Partei, und es schien in seinem Lager, wo sich ein Senat von 300 Gliedern bildete, die Majestät des römischen Volkes zu seyn. Vom fernen Pontus kamen die Gesandten Mithridats, um mit Sertorius ein Bündniß gegen die in Rom herrschende Partei zu unterhandeln. Aber so groß dachte dieser wahre Römer, daß er — wiewohl bedrängt durch übermächtige Feinde, und auf die äußerste Provinz der römischen Welt beschränkt — jede Hilfe durchaus verschmähte, wofür der König auch nur die geringste Abtretung begehre. Acht Jahre behauptete Sertorius seine Herrschaft in Spanien, ungeachtet schon Sulla den kriegserfahrenen Metellus Pius mit starker Macht ihm entgegen stellte, und nachmals der große Pompejus eine noch stärkere wider ihn führte. In vielen Schlachten Sieger, und selbst nach

Niederlagen durch die Unerschöpflichkeit seines Genies und durch lokale Verhältnisse furchtbar, schien er wahrhaft unüberwindlich; und der große Preis, welchen Metellus auf seinen Kopf sezte, beweist die Furcht, so wie die Niederträchtigkeit der Römer. Endlich befreite sie der nichtswürdige Perperna, durch Ermordung seines Herrn und Freundes, von ihrem unüberwindlichen Gegner (3912). Der Verräther übernahm hierauf die Anführung. Aber die Verabscheuung seines Missethat entfernte die Spanier von ihm. Um so leichter wurde er von Pompejus überwunden, gefangen und hingerichtet.

Zur nämlichen Zeit wurde Italien durch einen schrecklichen Sklavenkrieg verwüstet. Aus der Fechtschule von Capua brechen unter Spartacus Anführung 78 Gladiatoren, meist Thrazier und Gallier, schlagen die Soldaten, die man gegen sie ausschickt, erhalten sodann gewaltigen Zulauf, und nach weitern Siegen über stärkere Truppenkorps schwillt ihr Haufe zu einem furchtbaren Heer an, welches in regelmäßigen Schlachten zwei Prätoren, zwei Consuln entscheidend schlägt und die Hauptstadt zittern macht. Endlich rieb M. Licinius Crassus das Sklavenheer in einer schrecklichen Schlacht sammt seinem Anführer auf (3913, 70 v. Chr.). Ein kleiner Haufe, der gegen die Alpen flüchtete, fiel dem aus Spanien zurückkehrenden Pompejus in die Hände und wurde vertilgt.

Pompejus, Crassus, Cäsar.

Dieser Pompejus, und neben ihm Crassus und Cäsar, treten jezt auf den Vordergrund des Schauplazes.

Cnejus Pompejus, nachdem er den rückkehrenden Sulla durch ein selbstgeworbenes Heer verstärkt, in Italien, Sicilien, Afrika die Marianer vielfältig besiegt und den numidischen König Hiarbas gefangen hatte, wurde im 24sten Jahr seines Alters von Sulla mit dem Namen Imperator und Magnus begrüßt, und hielt einen Triumph. Hierauf, als er in dem gefährlichen Kriege gegen Sertorius und in dem leichten gegen Perperna neue Lorbeeren und den Ruhm der Klugheit erworben, triumphirte er — als bloßer Ritter — zum zweitenmal, wurde Consul im 34sten Jahre, ohne die vorbereitenden Magistraturen verwaltet zu haben, und trat in den Senat nur ein, um darin den Vorsitz zu nehmen. Wie natürlich, daß er fortan Keinem mehr zu weichen gedachte! Aber bei aller Ehrsucht besaß er Rechtlichkeit genug, um die Gewaltthat zu scheuen. Auf den Glanz seines Verdienstes und auf die freiwillige Huldigung des Volkes waren seine Plane gebaut, und ohne die Rivalität eines Cäsar hätte er einer der besten Bürger

bleiben mögen, so wie er unter ihnen der größte (ja nach Cicero's Urtheil unter allen Menschen, die jemals lebten, der vortrefflichste) war. Eitelkeit, Wankelmuth und Verstellung, allzugroßes Selbstvertrauen und Mangel an Menschenkenntniß jedoch sind Schattenpartien seines Charakters.

M. Licinius Crassus, aus einem der vornehmsten römischen Geschlechter, Pompejus Kollege im Consulat (3914), war der marianischen Tyrannei mit Noth entgangen. Von Rache glühend, kämpfte er mit Auszeichnung für die Wiederherstellung Sulla's und noch eifriger für seinen eigenen Vortheil. Der Ankauf der Güter der Proscribirten, der Handel mit Sklaven und andere unrühmliche Mittel machten ihn zum Reichsten aller Römer. Viele tausend arme Bürger speisten an seinen Tafeln, und er vermaß sich, ein Heer aus Privatmitteln zu erhalten. Hierdurch, und durch das Glück seiner Waffen gegen Spartacus wurde er wichtig. Einsicht in Staatssachen, Popularität, Beredsamkeit, auch Heldenmuth in Stunden der Gefahr, erhoben Crassus über Viele; aber Habsucht machte ihn verächtlich.

Ohne den frühen Siegesglanz des Pompejus, ohne Crassus Reichthum, und lange Zeit theils durch den sullanischen Druck, theils durch eigene Ausschweifung von der Bahn der Ehre entfernt, fand C. Julius Cäsar in seinem Genie und in seinem Glück die Mittel zu noch höherem Schwung. Durch Grundsätze und Verhältnisse — er war Cinna's Eidam — an Marius Partei gefesselt, entging er nur durch mächtige Fürsprache dem Zorn des Sulla, welcher mit bewunderungswürdigem Seherblick schon in dem jungen Cäsar „viele Marius" entdeckte. Auch war er allerdings weit größer und edler als dieser rohe Soldat. Niemand übertraf ihn an Kühnheit, Beharrlichkeit, Scharfblick, Gegenwart des Geistes, Verschlagenheit, Menschenkenntniß und weiser Benüzung der Zeit: und dabei sind wenige Krieger wie er, so leutselig, menschlich und den Wissenschaften so hold und vertraut gewesen. Aber seine unbändige Ehrsucht, welche nicht nur jeden Obern, sondern auch jeden Gleichen ihm unausstehlich machte, und welche nicht nur nach dem höchsten Rang — wie etwa Pompejus —, sondern nach wahrer Herrschaft strebte, mußte ihn, fast unter jedem Verhältniß, zur Geisel seines Volkes machen. Dieser Leidenschaft willen wurde er — ungeachtet der sonst edelsten Anlagen — ein ungerechter Richter, ein böser Bürger, ein treuloser Freund, ein Würger der Menschen.

Cäsar wurde durch die Umstände an die Spize der demokratischen Partei gestellt und Pompejus ebenso zum Haupt der Aristokratie erhoben. Ihre Geschichte enthält dergestalt zugleich die

des römischen Staates und der verhängnißreich jezt über denselben hereinbrechenden Umwälzung.

Eine der wichtigsten consularischen Verhandlungen von Pompejus war die lex tribunitia gewesen, wodurch die von Sulla angeordneten Beschränkungen der tribunicischen Macht abgeschafft wurden. Aus Dankbarkeit kamen nun die Tribunen Pompejus Wünschen zuvor, und bald ergab sich der Anlaß ihn außerordentlich zu erhöhen.

Der Fall von Karthago und Korinth hatte das Aufkommen der Seeräuber begünstigt, welche seit geraumer Zeit alle römischen Meere und alle Küsten beunruhigten. Delos und Cilicien gaben ihnen Zufluchtsstätten; Haß gegen Rom und Noth — die Folgen der unsäglichen Bedrückung — vermehrten ihre Zahl. Sie hatten mehr als tausend Schiffe; alle Winkel des Meeres waren von ihnen erfüllt. Als aber auf diesem die Beute mangelte, so wurden die Küsten und alle Landstraßen, Villen, Ortschaften in der Nähe derselben geplündert. Mehr als 400 Städte traf die Verwüstung, und Rom wurde von Hunger bedroht. Zwar Servilius Vatia hatte glücklichen Krieg gegen diese Räuber zu Lande geführt, aber durch dies Alles nur kurze Abhilfe verschafft. Der ungerechte Angriff der Römer auf Creta (unter Cäcilius Metellus, Creticus) zwang die unglücklichen Cretenser zum Bund mit den Räubern, deren Republik (sie bildeten eine solche mit weit zerstreuten Gliedern, doch blieb der Hauptsiz Cilicien) jezt unüberwindlich schien.

Da schlug Gabinius, der Tribun, eine Verordnung vor, wornach Pompejus auf drei Jahre den unumschränkten Befehl über alle Meere und alle Küsten 400 Stadien (12½ d. Meilen) in's Land hinein führen, Schiffe, Geld, Legionen, soviel er brauche, nehmen, und 24 Unterfeldherren haben sollte. Fast alle Häupter des Senates erhoben sich gegen dieses Gesez, aber die Volksgunst siegte, und so groß war das Zutrauen auf Pompejus, daß am Tage seiner Ernennung zum Feldherrn die Kornpreise dermaßen fielen, als wäre der Ueberfluß schon hergestellt. Auch entsprach er der Erwartung. In 40 Tagen reinigte er das Meer und in vier Monaten war der ganze Krieg geendet (3917, 66 v. Chr.) durch Zerstörung der Raubnester und Anlegung von Landstädten, worin die gebändigten Korsaren das friedliche Leben der Bürger und Bauern lernten. Zu gleicher Zeit wurde Creta durch Metellus eine römische Provinz.

Noch dauerte die Gewalt des Pompejus fort; da that der Tribun Manilius den wichtigen und folgenreichen Vorschlag zur Verlängerung und Ausdehnung derselben über Asien zur Führung des mithridatischen Krieges. Dieser Vorschlag ging

durch, wie sehr auch Catulus und die aufgeklärtesten Patrioten dawider gestritten (3918).

Einen Feind, wie Mithridates, hatte Rom noch nie gehabt. Bald nach Sulla's Tod, welcher seine Hoffnungen erneuerte, ergriff er zum drittenmal die Waffen (3908), wegen Bithynien, welches Nikomedes den Römern vermacht hatte. Seine Zurüstungen waren unermeßlich. Viele Völker — zum Theil unter Anführung sertorischer Generale stritten für ihn. Man fürchtete bereits für Italien, dessen Angriff allerdings im Plan des Königs lag, und beide Consuln, Aurelius Cotta und L. Licinius Lucullus, wurden nach Asien geschickt, um mit vereinter Macht das Ungewitter zu beschwören. Lucullus, ein Feldherr, bei welchem natürliches Talent und Studium die Stelle der Kriegsübung ersezten, stritt überaus glorreich und glücklich gegen Mithridat, besonders bei Cyzikus zu Wasser und zu Land. Nach dem Verlust aller Eroberungen und seines eigenen Landes blieb dem König blos noch sein Muth und sein an Hilfsquellen reiches Genie. Er sammelte ein neues Heer unter den tapfern Nomadenhorden nördlich am schwarzen Meer und unter den kaukasischen Bergvölkern, drängte Lucullus, und erfuhr abermals — bei Cabira — die Tücke des Schicksals. Da warf er sich in die Arme seines Eidams, des mächtigen Tigranes, Königs von Armenien und Syrien, der aber besser Sklaven zu beherrschen, als gegen Römer zu kriegen verstand. An der Spize von 300,000 Soldknechten glaubte er den zehnmal kleineren Heerhaufen des Lucullus verachten zu können, und wurde bei Tigranocerta für seinen Uebermuth bestraft (3916, 67 v. Chr.). Aber Mithridates hatte nochmals ein Heer geworben, und suchte jezt die Römer durch Zaudern und kleine Gefechte zu schwächen. Lucullus schlägt beide Könige bei Artaxata, wird aber durch die Meuterei der eigenen Soldaten zum Rückzug gezwungen. Da zog Mithridat von neuem in Pontas ein, schlug die römischen Kriegsvölker, drang in Kappadocien, und war so furchtbar als zuvor. Lucullus, durch den fortwährenden Ungehorsam der Legionen der Frucht seiner Siege beraubt und in Rom selbst durch Neider verleumdet, wird jezt zurückberufen. Mit Mühe erhielt er, nach so vielen Siegen, einen Triumph.

Sein Nachfolger, der Consul Acilius Glabrio, wagte es nicht, dem König im Felde zu stehen. Asien schien verloren, wenn nicht ein Anführer von entschieden überlegenem Geiste kam.

Pompejus war dieser Anführer. Vergebens bot gegen ihn der mehr als 70jährige Mithridat alle Kraft und Vorsicht auf. Bei Dastira geschlagen, floh er nach Kolchis. Sein Sohn Machares war auf der Römer Seite getreten; Mithridat,

gerechtem Zorn, tödtete ihn, und führte, durch den 40jährigen Krieg noch nicht ermüdet, von neuem die Völker des Bosporus, auch die Iberer und Albaner in den ungleichen Kampf. Pompejus, durch wiederholte Siege, beruhigt den Kaukasus, und zieht nach Süden, um die Frucht von seinen und von Lucullus Thaten in ruhiger Besiznahme zu ernten. Tigranes erhielt den Frieden um den Preis Syriens, welches zur römischen Provinz gemacht ward. Kleinarmenien wurde an Dejotarus, Tetrachen Galatiens, verliehen, Paphlagonien getheilt, in Judäa die Thronstreitigkeiten willkürlich geschlichtet, und allenthalben bis zur arabischen Grenze die Herrschaft Roms befestigt.

Da erscholl die Nachricht, daß Mithridat unter den Scythen ein Heer geworben, daß er den Plan habe, mit demselben an die Donau, und an ihr hinauf gegen die Alpen zu ziehen, dann über diese in Verbindung mit den Galliern und andern gegen Rom feindseligen Völkern in Italien einzubrechen. Pompejus eilte zurück, aber er traf seinen Feind nicht mehr. Denn als auch des Königs zweiter Sohn, Pharnaces, gegen ihn sich empört und einen Theil des Heeres aufgewiegelt hatte, so gab der unglückliche Greis sich den Tod (3921, 62 v. Chr.). Pompejus machte Pontus zur römischen Provinz, und gab dem verworfenen Pharnaces das Königreich Bosporus.

Kein Römer vor Pompejus hatte so glänzende Thaten vollbracht. Er mochte von sich rühmen, daß er die Grenze des Reichs zu dessen Mittelpunkt gemacht, daß er Pontus, Armenien, Kappadocien, Paphlagonien, Medien, Kolchis, Iberien, Albanien, Cilicien, Mesopotamien, Syrien, Phönizien, Judäa, einen Theil von Arabien und Scythien siegreich durchzogen, fast alle jene Länder zu römischen Provinzen gemacht, 2000 Städte erobert, 800 Schiffe genommen, über zwei Millionen Feinde, theils erschlagen, theils gefangen, 400 Städte wiederhergestellt, 20,000 Talente in den öffentlichen Schaz geliefert und die Einkünfte des Staates mehr als verdoppelt habe. Billig wurde er mit einem überherrlichen Triumphe, und der geringste seiner Krieger mit einer ansehnlichen Geldsumme belohnt.

Catilina. Cicero.

Während Pompejus Roms Herrschaft so glorreich erweiterte, drohte einheimischer Verrath der Stadt und dem Staate Verderben. Sergius Catilina, ein vornehmer Patrizier, von glänzenden Gaben, aber lasterhaft und vermessen, machte ein Komplott, wornach an einem bestimmten Tag die Stadt Rom in Brand gesteckt, der Senat mit den Consuln ermordet, in allen

Theilen Italiens der Aufruhr erhoben und dann, bei der allgemeinen Verwirrung, Catilina's Herrschaft unter Waffengetös proklamirt werden sollte. Nachdem dieser Bösewicht sein Vermögen durch Verschwendung erschöpft, seinen Kredit durch Verbrechen eingebüßt hatte, blieb ihm zur Herstellung des Glückes kein Mittel als Raub, zur Erlangung des Ansehens keine Aussicht als die allgemeine Zertrümmerung übrig. Viele junge Leute aus den ersten Häusern befanden sich in gleichem Fall mit ihm; Andere wurden durch Privathaß und individuelle Zwecke verleitet; Viele durch das Ansehen der Hauptverschworenen, durch falsche Ideen von den Zwecken derselben gewonnen. Auch schien die Entfernung des Pompejus mit den besten Truppen das Unternehmen zu erleichtern, und der muthmaßliche Beitritt der Veteranen Sulla's (dessen beide Enkel unter den Verschworenen waren) den günstigen Erfolg zu verbürgen.

Von dieser großen Gefahr wurde Rom durch M. Tullius Cicero befreit, einen Mann, dessen Name allen Freunden des Guten und Schönen theuer, und nur durch Ihn berühmt ist. Cicero, von einer geringen, jedoch ritterlichen Familie in Arpinum geboren, wurde zu den höchsten Staatswürden Roms, die er alle in regelmäßiger Folge trug, weder durch Gunst, noch Gewalt, noch Bestechung erhoben, sondern einzig durch seinen persönlichen Werth. Auch sah man noch selten, wie bei ihm, so herrliche Geistesanlagen mit so trefflicher Ausbildung und mit so edler, so rastloser Anwendung vereinbart. Den glänzenden Muth eines Pompejus, die stoische Würde eines Cato hatte er nicht; aber er war weise und tugendhaft, und liebte innig sein Vaterland, die Freiheit und Recht. Gerne vergessen wir über so edlen Zügen, zu welchen noch sein glänzendes Verdienst um die Wissenschaften kömmt, die kleinen Schwächen der Eitelkeit, Ruhmredigkeit, des Wankelmuthes, die er so unbefangen in seinen Schriften verräth, und jene politischen Mißgriffe, wofür er selbst am meisten büßte.

Cicero, der damals Consul war, hatte die Verschwörung scharfsichtig erspäht, mit vieler Klugheit sich die Beweise derselben verschafft und durch weise Entschlossenheit den frechen Catilina zur Entfernung aus Rom gezwungen. Ein Senatsbeschluß hatte ihm, wie in großen Gefahren, die höchste Macht verliehen. Also ließ er die Schuldigen greifen, brachte sie zum Geständniß, und übergab sie der gefänglichen Haft. Von diesen Verbrechern waren Viele durch ihren Namen, Viele durch persönliches Ansehen, als Consularen, Senatoren u. s. f. wichtig, und verschiedene Geseze, wonach jedem Verbrecher die Appellation an's Volk erlaubt und ausdrücklich verboten war, ohne feierliches Verhör vor diesem

Volk irgend einen Bürger zum Tod zu führen, schienen gegen ihre Verurtheilung durch den Senat zu sprechen. Dennoch, in Betrachtung der gebieterischen Umstände, vorzüglich aber durch Cicero's und Cato's standhaften Eifer bewogen, fällte der Senat nach einer sehr merkwürdigen Berathschlagung das Urtheil des Todes, welches der Consul ohne Aufschub vollzog. Catilina selbst, der in Hetrurien einen Heerhaufen gesammelt, fiel mit allen Seinigen bei Pistoja, in einer schrecklichen Schlacht gegen Petrejus, des Consuls Antonius Legaten, nach einer so heldenmüthigen Gegenwehr, als hätten sie für die schönste Sache gestritten (3922).

Rom war dankbar gegen seinen Retter. Der Senat, auf den Vorschlag seiner edelsten Glieder, Catulus und Cato, und das ganze Volk gaben ihm die schöne, durch Schmeichelei noch unentweihte Benennung: „Vater des Vaterlandes."

Das erste Triumvirat. Cato. Cäsars gallischer Krieg.

Jezt kehrte Pompejus mit seinem siegreichen Heer aus dem Orient zurück, entließ seine Truppen, wie er in Italien landete, und begehrte nach gefeiertem Triumph blos zwei Dinge zur Belohnung: die Bestätigung seiner asiatischen Einrichtungen und Aecker für seine Krieger. Beides wurde ihm abgeschlagen, und die Kränkung, die Pompejus hierüber empfand, war wohl die Haupturfache seiner Verbindung mit Crassus und Cäsar.

Dieser Leztere hatte sich endlich von den jugendlichen Ausschweifungen zu den Staatsgeschäften gewandt. Mit Kriegsruhm, so wie mit Beute bedeckt, kehrte er so eben aus seiner Provinz, dem jenseitigen Hispanien, nach Rom zurück. Jezt that er Pompejus und Crassus, deren alte Eifersucht erwacht war, den Vorschlag, sich unter einander und mit ihm zur Behauptung der Gewalt und gemeinschaftlichen Durchsezung ihrer Absichten gegen alle Rivalen zu verbinden; wodurch, als Beide dem Vorschlag beitraten, das erste Triumvirat entstand (3924, 59 v. Chr.). Cato, wie er Kunde davon erhielt, rief klagend aus: „Es ist geschehen um die Republik, sie hat Herren erhalten!"

Dennoch wäre sie nicht gefallen, hätten Mehrere wie Cato gedacht. Unter dem allgemeinen Ruin der Sittlichkeit und Freiheitsliebe erscheint Cato's ehrwürdiges Bild als eine einsame, aus bessern Zeiten zurückgebliebene Gestalt. Nicht Geld, wie Crassus, nicht Ruhm, wie Pompejus, nicht Herrschaft, wie Cäsar, nicht Genuß, wie die meisten Andern — Tugend, Gerechtigkeit und Freiheit verlangte Cato, und nur sie; ohne Wanken, ohne Anstrengung — als welche den Widerstreit der Neigungen

oder getheilte Empfindung verräth; — es war ihm nicht gegeben, etwas Anderes zu verlangen. Ein Ideal der strengsten Tugend und des erhabensten Bürgersinns, ohne Nachsicht gegen Sich wie gegen Andere, und unfähig zum Vergleich mit den Bedürfnissen einer verderbten Zeit und mit der Schwäche der Menschen.

Von dem Bunde der drei Männer zog Cäsar allein den Vortheil. Pompejus (welchem zur Befestigung des Bundes Cäsar seine Tochter Julia zur Gemahlin gegeben) verlor die Liebe des Volkes und sank in der Achtung der Gutgesinnten; Crassus aber, mit allem Reichthum, vermochte nie der Erste zu seyn.

Die unmittelbare Frucht des Triumvirats war, daß Cäsar Consul wurde. Sein Kollege, Bibulus, war durch den Einfluß des Senats gewählt worden. Aber Cäsar, durch seine Mitverbundenen und einen zahlreichen Anhang im Volke stark, lachte der ohnmächtigen Einreden des Bibulus gegen seine Geseze, und ließ sich endlich durch das Volk — was gegen die Verfassung war, weil solches sonst immer durch den Senat geschehen — das cisalpinische Gallien sammt Illyricum zur Provinz auf 5 Jahre ertheilen; wozu hernach der erschreckte Senat noch das jenseitige Gallien that.

Cäsar betrat seine Provinz mit großen Entwürfen. Wohl erkannte er, daß hier der Schauplaz sei, worauf er Roms Herrschaft sich erkämpfen möge. Cäsar, im Gefühl seiner Kraft, versprach sich, durch seine Thaten jene des Pompejus in Vergessenheit zu bringen. Dabei mochte er mit dem Raub der Nationen sich Anhänger in Rom und die wichtigsten Freunde kaufen, endlich auch durch treffliche Uebung ein unüberwindliches Heer sich bilden, und zwar ein solches, das, Ihm allein ergeben, den Interessen Roms aber völlig fremd, das beste Werkzeug seiner herrschsüchtigen Plane wäre. Daher räumte Cäsar, als er gegen das Ende der ersten fünf Jahre eine Zusammenkunft mit Pompejus und Crassus zu Lukka hielt, diesen Beiden das Consulat, und welche Provinzen sie wollten, willig ein, sich selbst dagegen blos die Verlängerung der gallischen Provinz auf weitere fünf Jahre und eine vermehrte Zahl der Legionen bedingend.

So wichtig hiernach die Eroberung Galliens für Roms Schicksale erscheint, so mögen wir doch das Detail der cäsarischen Schlachten missen. Wir würden darin blos die nothwendige Ueberlegenheit der Disciplin, der Einheit und des Genies über die rohe Tapferkeit eines vielgetheilten Volkes, dargestellt in einer kläglichen Wiederholung von Mordscenen, erblicken.

Außer dem narbonnensischen — damals schon römischen — Gallien (von den Cevennen bis an das Mittelmeer und die Alpen) wurden noch drei Provinzen in diesem Lande gezählt;

Aquitanien von den Pyrenäen bis zur Garonne; hierauf das celtische Gallien bis zur Seine und endlich das belgische bis zum Rhein. In diesem, welches auch Helvetien in sich begriff, hausten von Argentoratum (Straßburg) bis an's Nordmeer hinab eine Menge teutscher Völkerschaften, welche von der rechten Rheinseite herüber gekommen waren, und die gallischen Stämme drängten. Die Zahl der leztern war sehr groß, und unter ihnen in ganz Gallien nur wenig Verbindung; was der Hauptgrund ihres Unglücks wurde.

Die Reihe der Besiegten eröffnen die Helvetier. Dieselben hatten damals wegen Dürftigkeit ihres Bodens den einmüthigen Entschluß gefaßt, ihre Heimath zu verlassen, und jenseits des Jura fruchtbare Wohnpläze zu suchen. Nachdem sie ihre Städte und Dörfer verbrannt hatten, sezte sich die ganze Nation in Bewegung. Aber Rom, welches die Nachrückung der gefürchteten Germanier an die von den Helvetiern verlassene Grenze besorgte, glaubte sich zur Widersezung berechtigt. Darum, als die Helvetier der Macht Cäsars durch die Engpässe des Jura entgingen, eilte er ihnen nnch, und schlug sie an der Saone fast bis zur Vertilgung.

Der elende Ueberrest der Nation wanderte traurig zurück zu den verlassenen Brandstätten, und es wurde ihr Gehorsam durch Anlegung einer römischen Kolonie (am Genfersee, wo jezt Rion) gesichert.

Bald darauf wurde Cäsar von den Galliern selbst gegen Ariovist, den mächtigen Anführer eines teutschen (suevischen) Völkerbundes zu Hilfe gerufen. Denselben hatten früher die Sequaner gegen die Aeduer um Beistand gebeten, sein starker Arm hielt jezt Freunde und Feinde nieder. — Cäsar erfocht (bei Besançon) einen glänzenden Sieg über Ariovist — und es war geschehen um die gallische Freiheit.

Denn mit vieler Kunst ließ Cäsar jezt einen Krieg aus dem andern entstehen, schlug die gallischen Völker bald vereinzelt, bald in Haufen nieder, erleichterte mitunter durch Hinterlist und Treulosigkeit den Erfolg der Waffen, ließ das Blut der braven Vertheidiger ihres Landes in Strömen fließen, und als endlich — im siebenten Jahr des Krieges — die mißhandelten Gallier noch einmal, und zwar vereint unter eines Helden, Vercingetorix, Anführung, gegen den fremden Unterdrücker sich erhoben; so siegten dennoch wieder Genie und Glück über die Verzweiflung des schon sehr verdünnten Volkes. Verblutend sank Gallien zu seinen Füßen, und nicht einen Versuch mehr — so einladend die folgenden Bürgerkriege waren — that das erschöpfte Volk zur Befreiung.

Während dieser Kriege war Cäsar zweimal über den Rhein nach Teutschland — jedoch ohne Erfolg — gebrochen; zweimal hatte er über's Meer hin seine Hand nach Britannien ausgestreckt. Er gewann auch hier Nichts als einige unfruchtbare Trophäen.

Der innere Zustand Roms zu dieser Zeit gibt einen kläglichen und fortlaufenden Beweis von dem Verderbniß seiner Bürger und von der Kraftlosigkeit der Geseze. Außer dem Druck der usurpirten Gewalt hatte es noch die Schrecken der Anarchie zu empfinden und die Gefahren eines durchaus schwankenden, von zufälligen Eindrücken, von wechselnden Leidenschaften und von Bestechung abhängenden Rechtes. Der schlechteste Bürger konnte durch ränkevolle Anwendung eines veralteten Gesezes oder einer leeren Form den Besten in's Verderben stürzen, und während das Verbrechen straflos herumging, waren die edelsten Männer, selbst die Häupter des Staates, keinen Augenblick vor entehrender Anklage oder stürmischer Verfolgung sicher. Kaum blieb eine andere Vertheidigung als Selbsthilfe übrig. Insbesondere begingen die Tribunen mit ihrer noch immer geheiligten Gewalt einen empörenden Mißbrauch. Sie liehen oder verkauften ihr Ansehen bald diesem, bald jenem Parteihaupt, sezten die schändlichsten Privatabsichten durch hinterlistige oder gewaltthätige Motionen durch und wetteiferten mit einander an Uebermuth und an Verbrechen.

Von seinen Feldlagern aus beobachtete Cäsar, und leitete zum Theil die Bewegungen der Stadt, während Pompejus auf seinen Lorbeeren eingeschlafen schien, und ohne Plan, ja selbst ohne Würde handelte. Ein wüthender Demagog, Clodius (Patrizier von Geburt, der aber — um zum Tribunat zu gelangen — Plebejer durch Adoption geworden), zerrüttete eine Zeitlang den Staat durch eine Folge gewaltthätiger Handlungen und schädlicher Geseze. Da er Alles haßte, was gut und rechtlich war, mußte er wohl Cicero's Feind seyn. Er erhob gegen den Vater des Vaterlandes eine peinliche Anklage, weil dieser zur Rettung des Staates einige Bösewichter ohne Verhör vor dem Volke hatte hinrichten lassen. Cicero ging in's Exil nach Griechenland, und Clodius wüthete gegen die Besizungen und die Familie des Verbannten. Aber nach 18 Monaten, als Clodius Kredit gesunken war, bewirkten die bessern Bürger — Pompejus an ihrer Spize — die Rückberufung Cicero's, und seine Heimkehr nach Italien und nach Rom glich dem schönsten Triumphe.

Der ruchlose Clodius, welcher, durch die Gunst des Pöbels stark, den Gesezen, Sitten und der Macht der Magistrate, selbst des Pompejus getrozet, wurde endlich von Milo ermordet. So weit war es gekommen, daß die guten Bürger diese Mordthat

billigen mußten, und Cicero ihre öffentliche Vertheidigung auf sich nehmen konnte.

Zweiter Bürgerkrieg.

Die drei Männer erneuerten ihren Bund (3928) zu Lukka in Cäsar's Winterquartieren; aber es trug solches keine guten Früchte. Pompejus und Crassus waren zwar — durch Anwendung offener Gewaltthätigkeit — Consuln geworden, und hatten die verlangten Provinzen, Jener Spanien auf fünf Jahre — und zwar mit der Erlaubniß, in Rom zu bleiben, und die Provinz durch Legaten zu verwalten —, Dieser aber Syrien erhalten: allein gleich nachher hörte mit dem Tod des Crassus das Gleichgewicht unter den Verbündeten auf. Dieser unersättliche Mann hatte, mehr aus Geld- als aus Ehrgeiz, einen muthwilligen Krieg gegen die Parther — unter den Verwünschungen der Priester und der Tribunen — begonnen. Nach anfangs gutem Erfolg wurde er in den Steppen Mesopotamiens umzingelt, sah die hoffnungslose Lage seines Heeres, den Tod des geliebten Sohnes, und starb mit Heldenmuth (3931). Cassius, mit den Trümmern des Heeres, erreichte Antiochien; ohne seinen Arm war Syrien verloren.

Schon früher hatte der Tod der edlen Julia das wichtigste Band zwischen Cäsar und Pompejus zerrissen. Doch wäre auch ohne Dieß, bei dem schroffen Entgegenstehen der beiden Hauptparteien, der Optimaten und Demokraten, an deren Spize Pompejus und Cäsar standen, die Entzweiung unvermeidlich gewesen. Cäsar war stark durch seinen persönlichen Anhang, welchen ihm Liebe, Bestechung oder Verführung gewonnen. Mit Pompejus hielten's, außer seinen persönlichen Freunden, auch die meisten guten Bürger, und welche die Freiheit und die Verfassung liebten. Denn er blieb die einzige Schuzwehr gegen Cäsars Herrscherplan, und von ihm war — wenn er auch die erste Stelle behauptete — doch minder die Entreißung der Formen zu befürchten.

Aber der Zeitpunkt nahte heran, wo mit Erlöschung von Cäsars Kommando in Gallien die große Frage über Krieg oder Frieden, über Fortbestand oder Sturz der Republik mußte gelöst werden. Sollte er anspruchslos in den Privatstand zurücktreten? Welche Belohnung sollte er für seine glänzenden Thaten erhalten? — Schon früher, und mit Pompejus Gutheißung, ward ihm das Privilegium ertheilt, auch abwechselnd sich um's Consulat bewerben zu dürfen. Aber er zog für jezt die Fortdauer der militäri-

schen Macht der Consulwürde vor: auch vermehrte er sein Heer auf 12 Legionen.

Bei der völligen Unterwerfung Galliens war dieses schon eine feindselige Stellung. Würde und Recht erheischten von dem Senat, sich durch seinen Feldherrn Nichts abtrozen zu lassen. Darum schloß er jezt mit allen hohen Magistraten sich enger an Pompejus, und schlug Cäsarn die Verlängerung des Kommandos ab: auch um's Consulat sollte sich derselbe, nach den gesezlichen Formen, in Rom bewerben.

Cäsar vermaß sich, zu unterhandeln, und der Republik die Bedingungen vorzuschreiben, welchen er zu gehorchen gedenke. „Auch Pompejus sollte seine Provinz Hispanien aufgeben." Später verlangte er wenigstens die Provinz Illyrien und zwei Legionen, endlich gar nur eine Legion. Diese Vorschläge that er theils selbst, theils mußten sie seine Freunde in Rom thun. Ihm waren neben den wohlgesinnten Demokraten, die ihm als Vorfechter ihres Prinzips anhingen, auch alle Verschwender, alle Taugenichtse und fast der ganze Pöbel ergeben. Dafür hatte Pompejus — und welchen stärkern Beweis seiner guten Sache kann es geben? — mit den übrigen vornehmen Bürgern auch Cicero und Cato auf seiner Seite.

Nach einigem Zaudern erging das Dekret: Cäsar solle auf einen bestimmten Tag sein Heer entlassen, und die Verwaltung seiner Provinz niederlegen, sonst wäre er für einen Feind des Vaterlandes zu achten.

Daß dieses Dekret gerecht war, wer mag es bestreiten? — Aber freilich heischte die Klugheit, gegen den nahenden Feind sich auch zu bewaffnen: Jezt erst, als Cäsar mit einem Theil seiner Truppen gegen die Grenze Italiens rückte, übergab der Consul Marcellus dem Feldherrn Pompejus das Schwert der Republik; es wurde beschlossen, Soldaten auszuheben, und alle Vorkehrungen wie in großen Staatsgefahren zu treffen. Gegen diese Beschlüsse protestirten mehrere Tribunen; worauf der Senat Trauerkleider anzog, die Tribunen aber Rom verließen, und in das Lager Cäsars eilten. Hierdurch wurde seine Sache populär. Der Bruch war entschieden.

Gleichwohl, als Cäsar an dem Ufer des Rubicon (Pisciatello) angekommen, welchen, nach strengen Gesezen, kein Feldherr ohne Erlaubniß des Senats in Waffen übersezen durfte, gedachte er des großen Verhängnisses, das an seinen nächsten Schritt geknüpft sey. Die Bewegung seines Gemüths ging auch auf die Soldaten über. Sie fühlten sich erleichtert, als Cäsar, plözlich entschlossen, über den Bach sezte, und den Bürgerkrieg begann (3935, 48 v. Chr.).

Auf die höchste Zuversicht der pompejanischen Partei folgte jezt bei solcher Botschaft die äußerste Bestürzung. Die Rüstungen hatten kaum angefangen, stündlich wurde der Abfall größer; der Volkshaufe in Rom war für Cäsar. Da beschlossen Pompejus und der Senat und alle hohen Magistrate die Flucht nach Capua. Wer zurück bliebe, sollte als Feind gelten. Auch Cicero und Cato verließen Rom. Cäsar, unter fortwährendem Unterhandeln, zog ohne Widerstand ein. Im Tempel des Saturnus erbeutete er den großen Schaz, den lang gehäuften Raub der Nationen, zu welchem die Consuln blos die Schlüssel mit sich genommen.

Aber auch nicht in Capua und nirgends in Italien glaubte Pompejus sich sicher, derselbe, für dessen Genesung, als er kürzlich krank lag, das ganze Land unaufgefordert öffentlich Gebete gehalten. Von Brundusium, wo er seinen Anhang gesammelt, ging er, auch hier schon von Cäsar gedrängt, nach Epirus über. In 60 Tagen war ganz Italien unblutig erobert.

Neben der Kraft des Siegers, neben der Weisheit des Staatsmanns entfaltete sich jezt die schönste Eigenschaft von Cäsars Seele, seine Güte und Großmuth; und allerdings erscheint der schonende, verzeihende, leutselige Cäsar wie ein Gott gegen Marius und Sulla. Auch geht aus Allem hervor, daß er nicht nur gütig war, wo die Politik es rieth, sondern allenthalben, wo die Herrschsucht es erlaubte.

Nach einem sehr richtigen Plan beschloß Cäsar, bevor er Pompejus verfolge, den Kern von dessen Macht, die spanischen Legionen, zu unterdrücken. Unter Afranius und dem Sieger Catilina's, Petrejus, und Varro, standen dieselben, stark an Zahl und Muth, bei Ilerda (Lerida) in der festesten Stellung. Cäsar fliegt nach Spanien, trozt der Witterung, den Strömen, dem Hunger, allen Hindernissen der Natur und Kunst, zwingt in 40 Tagen die pompejanischen Feldherren, die sich schon Sieger wähnten, zur Uebergabe ihrer Person und ihres Heeres, eilt zurück, bezwingt Marseille, wird Diktator, hierauf Consul, berührt Rom und Brundusium, und ist über dem Meer in Epirus.

Indessen hatte Pompejus den Orient, welchen er einst siegreich durchzogen, zur Vertheidigung der Republik bewaffnet. Die Statthalter der Provinzen, die verbündeten Könige und Fürsten stießen mit ihren Truppen zu ihm. Auch hatten sich fast alle Senatoren und Häupter des Staates in seinem Lager gesammelt. Doch waren seine Soldaten meistens neu geworbene Leute; Cäsars Legionen hatten schon in hundert Treffen gesiegt, und seine teutschen Cohorten schreckten durch ihren wilden Muth. Dennoch

Theilen Italiens der Aufruhr erhoben und dann, bei der allgemeinen Verwirrung, Catilina's Herrschaft unter Waffengetös proklamirt werden sollte. Nachdem dieser Bösewicht sein Vermögen durch Verschwendung erschöpft, seinen Kredit durch Verbrechen eingebüßt hatte, blieb ihm zur Herstellung des Glückes kein Mittel als Raub, zur Erlangung des Ansehens keine Aussicht als die allgemeine Zertrümmerung übrig. Viele junge Leute aus den ersten Häusern befanden sich in gleichem Fall mit ihm; Andere wurden durch Privathaß und individuelle Zwecke verleitet; Viele durch das Ansehen der Hauptverschworenen, durch falsche Ideen von den Zwecken derselben gewonnen. Auch schien die Entfernung des Pompejus mit den besten Truppen das Unternehmen zu erleichtern, und der muthmaßliche Beitritt der Veteranen Sulla's (dessen beide Enkel unter den Verschworenen waren) den günstigen Erfolg zu verbürgen.

Von dieser großen Gefahr wurde Rom durch M. Tullius Cicero befreit, einen Mann, dessen Name allen Freunden des Guten und Schönen theuer, und nur durch Ihn berühmt ist. Cicero, von einer geringen, jedoch ritterlichen Familie in Arpinum geboren, wurde zu den höchsten Staatswürden Roms, die er alle in regelmäßiger Folge trug, weder durch Gunst, noch Gewalt, noch Bestechung erhoben, sondern einzig durch seinen persönlichen Werth. Auch sah man noch selten, wie bei ihm, so herrliche Geistesanlagen mit so trefflicher Ausbildung und mit so edler, so rastloser Anwendung vereinbart. Den glänzenden Muth eines Pompejus, die stoische Würde eines Cato hatte er nicht; aber er war weise und tugendhaft, und liebte innig sein Vaterland, die Freiheit und Recht. Gerne vergessen wir über so edlen Zügen, zu welchen noch sein glänzendes Verdienst um die Wissenschaften kömmt, die kleinen Schwächen der Eitelkeit, Ruhmredigkeit, des Wankelmuthes, die er so unbefangen in seinen Schriften verräth, und jene politischen Mißgriffe, wofür er selbst am meisten büßte.

Cicero, der damals Consul war, hatte die Verschwörung scharfsichtig erspäht, mit vieler Klugheit sich die Beweise derselben verschafft und durch weise Entschlossenheit den frechen Catilina zur Entfernung aus Rom gezwungen. Ein Senatsbeschluß hatte ihm, wie in großen Gefahren, die höchste Macht verliehen. Also ließ er die Schuldigen greifen, brachte sie zum Geständniß, und übergab sie der gefänglichen Haft. Von diesen Verbrechern waren Viele durch ihren Namen, Viele durch persönliches Ansehen, als Consularen, Senatoren u. s. f. wichtig, und verschiedene Gesetze, wonach jedem Verbrecher die Appellation an's Volk erlaubt und ausdrücklich verboten war, ohne feierliches Verhör vor dieser

feiert, vier überherrliche Triumphe — wegen Gallien, Aegypten, Pontus und Afrika — verlängerten den Taumel; schwere Geldgeschenke an die Soldaten, Spiele und Gastmahle für's Volk sollten Lohn und Ersaz für die geraubte Freiheit seyn.

Aber noch einmal sammelten sich die wenigen Freunde derselben und Jene, welche Parteiwuth gegen Cäsar entflammte, unter die Fahnen von Pompejus Söhnen, Cnejus und Sextus Pompejus. Spanien, eingedenk der Wohlthaten ihres Vaters, erklärte sich für die Jünglinge. Die gefährlichste von Cäsars Schlachten wurde gegen dieselben bei Munda geliefert (3939, 44 v. Chr.). Nie wurde schrecklicher gekämpft. Hinter den Haufen der Erschlagenen, wie hinter Schanzen, stritt der gedrängte Cnejus. Umsonst! Er fiel — Sextus entfloh; Cäsar hatte gesiegt. Vor dem Anfang dieses zweiten Bürgerkrieges waren 320,000 waffenfähige Bürger gezählt worden. Nach seiner Endigung fanden sich noch 150,000. Aber wie viele von den Bundesgenossen und von den Provinzialen geblutet hatten, das wurde nicht gezählt.

Jezt wurde durch Cäsars Ernennung zum beständigen Diktator die Republik vernichtet, und der Titel Imperator, den Er fortan ausschließend führte, zeigte an, daß die militärische Macht — also Gewalt — der Grund seiner Herrschaft sey.

Viele vortreffliche Einrichtungen in jedem Zweig der Verwaltung, noch größere Plane der Gesezgebung und der Erweiterung des Reiches bezeichnen zwar den Mann, welcher die ächte Weihe des Herrschers, wie des Siegers besaß: aber alles Gute, was ein unbeschränkter Gewaltherrscher thun mag, bleibt eine prekaire Gnade, durch Ihn Selbst widerruflich, und von Nachfolgern gewiß widerrufen.

Cäsars angelegenstes Streben ging auf Befestigung der unumschränkten Gewalt und auf Vertilgung republikanischer Begriffe. Und was er nicht aus Grundsäzen that, geschah aus Eitelkeit oder auf Eingebung verworfener Schmeichelei. Er, der größer als jede Gefahr gewesen, war nicht groß genug gegen sein Glück. Den Senat, den er mit seinen Kreaturen ergänzt hatte, kränkte er durch zu auffallend geäußerte Geringschäzung, und die Liebe des Volkes verscherzte er durch sein deutlich erklärtes Verlangen „König" zu seyn. Der edlere Theil dieses Volkes bezeigte darüber seinen Unwillen auf die unzweideutigste Weise. Aber immer mehr nahm Cäsar den Ton des Königs, und täglich eine beleidigendere Härte an. Er wollte das Diadem, und der Tag war bestimmt, an welchem der Senat es ihm antragen sollte. Dieser Tag wurde sein Todestag.

M. Junius Brutus, dessen hohe Gestalt jezt auftritt, hatte den Tyrannenhaß als ein an seinen Namen geknüpftes, aus der Wiegenzeit der Republik herrührendes Erbe von seinen Vätern erhalten. Aber was bei dem Rächer Lucretiens wilder Fanatismus, zum Theil auch engherziges Standesinteresse gewesen, das war bei dem jüngern Brutus reine, hochaufstrebende Flamme der Vaterlands- und Freiheitsliebe. Die Lehren, das Beispiel seines Oheims Cato, gaben ihr noch höhere Weihe, und das Studium der Philosophie nährte und verstärkte sie durch die Kraft und Hoheit stoischer Grundsäze. In diesem leidenschaftlichen Patriotismus liegt der Schlüssel aller Handlungen des jüngern Brutus, die Individualität seines Charakters; doch darf dabei nicht unberührt bleiben der ausnehmende Reichthum seines Geistes, und dazu die zarte Empfindsamkeit seiner Seele, jene Milde und Weichherzigkeit, welche an einem Zögling Cato's Befremden erregte, und den hohen Charakter zugleich liebenswürdig machte.

Brutus Vater war von Pompejus getödtet worden; dennoch folgte der Sohn diesem in die pharsalische Schlacht, weil Pompejus für die Verfassung stritt. Cäsar suchte die Aussöhnung mit ihm, hielt ihn wie seinen Sohn, und überhäufte ihn mit Wohlthaten, um seine Liebe zu gewinnen. Auch liebte ihn Brutus, doch noch mehr die Freiheit; und als er die Hoffnung verloren, Cäsarn zur Ablegung der Herrschaft zu bewegen, als er den unheilbaren Ruin der Freiheit sah, so dämmerte in seiner Seele der Gedanke des Mordes auf, erstarkte durch Anfeurung gleich gestimmter Freunde, und wurde zum Entschluß.

C. Cassius, unter diesen Freunden der Erste, ein hochherziger Mann, in vielen Stücken Brutus ähnlich, nur minder sanft und minder edel, aber von gleicher Begeisterung für Freiheit und Vaterland; sodann Decimus Brutus, Verwandter des Marius, gleich ihm von Cäsar geliebt, und Trebonius, durch Cäsars Gunst zum Consulat erhoben, konnten nicht wohl einen andern Grund als Freiheitsliebe zur Verschwörung haben. Die übrigen Theilnehmer derselben, sechzig an der Zahl und meist senatorischen Ranges, mögen verschiedene Gründe zur That gehabt haben; aber sie spielten eine untergeordnete Rolle.

Den 15. März des 43sten Jahrs vor Christus, im 710ten nach Erbauung Roms (3940), im fünften Monat nach der Ernennung zum lebenslänglichen Diktator, begab sich Cäsar auf die Curie des Pompejus, mit Planen der Hoheit erfüllt. Als er seinen Plaz eingenommen, bei der Statue des Pompejus, griffen ihn die Verschworenen an. Cäsar, da er ihre Menge sah, und unter ihnen Brutus erblickte, gab den Widerstand auf; und,

indem er wehmüthig ausrief: „Auch du, mein Sohn Brutus!" verhüllte er sein Antliz, und fiel durch dreiundzwanzig Wunden.

Das zweite Triumvirat. Antonius, Octavianus, Lepidus.

Die Plane der Verschworenen gingen nicht weiter, als auf Cäsars Mord. Der menschliche Brutus, der keinen Tropfen Blutes mehr, als unumgänglich nöthig schien, vergießen wollte, hatte die Uebrigen, welche auch Antonius zu tödten gedachten, vermocht, desselben zu schonen. Unglückliche Schonung, welche jede Frucht der That vereitelte! Denn da Antonius die Unentschlossenheit der Verschworenen sah, so verlor er seine anfängliche Furcht, gewann die Truppen, welche Cäsar zum parthischen Feldzug nach Rom berufen hatte, und bewog auch Lepidus, der mit einer nach Spanien bestimmten Armee in den Vorstädten lag, zu einem geheimen Bund. Hierauf, um die Republikaner in Sicherheit einzuwiegen, billigte er im Senat die von Cicero vorgeschlagene Amnestie, verlangte jedoch, daß man zugleich alle Verordnungen Cäsars bestätige. Seine Würde, als jezt alleiniger Consul, und die Anhänglichkeit der Veteranen gaben ihm die höchste Macht in Rom, und er gedachte sie zu behaupten. Daher, als er den Senat bewogen, das feierliche Leichenbegängniß des Diktators zu gestatten, und das Volk durch Kundmachung der für dasselbe von Cäsar bestimmten Vermächtnisse vorbereitet war, sezte er es durch eine künstliche Leichenrede in solche Wuth, daß es — doch freilich meist nur Pöbel — mit den Feuerbränden von Cäsars Scheiterhaufen auf die Häuser der Verschworenen stürmte, und diese zur Flucht in die Provinzen zwang.

Von jezt an, ohne die Maske des Republikanismus abzulegen, vermehrte Antonius — nachdem er Cäsars Schäze sogar aus den Tempeln geraubt hatte — seine Macht zusehends durch Anlockung der Veteranen und durch Bildung einer starken Leibwache. Ein näherer Schritt war die veränderte Provinzenvertheilung, wornach er das cisalpinische Gallien, Macedonien und Syrien, welche schon durch Cäsar für Decimus und Marcus Brutus und Cassius bestimmt waren, Sich und seinem Bruder Cajus und Dolabella zuerkannte, Lepidus aber das jenseitige Gallien gab.

Aber die Erscheinung des jungen Octavianus, des Enkels von Cäsars Schwester, welchen dieser adoptirt und zum Erben seines Namens und seines Vermögens erklärt hatte, veränderte plözlich alle Verhältnisse. Von Apollonia, wo er seine Studien trieb, kam dieser 18jährige Jüngling auf die Nachricht von Cäsars Tod nach Rom, entschlossen, seinen Namen und die daran geknüpften



Ansprüche zu behaupten. Unter seinen Leidenschaften war Herrschsucht, unter seinen Gaben Verstellungskunst die erste. Sonst hatte er gute Anlagen und empfehlende Talente. Mit Antonius gerieth er gleich in Feindschaft, und darum schien er Vielen ein tüchtiges Werkzeug, die Macht des Andern zu schwächen. Die Veteranen Cäsars in Campanien erklärten sich für Octavian; auch gingen von Antonius Feldlager mehrere Legionen zu ihm über. Jener lagert sich jezt zu Alba, und nöthigt Antonius, Rom zu verlassen. Cicero, nach anfänglicher Bedenklichkeit, glaubte endlich einen guten Bürger in ihm zu erkennen, und entschloß sich, aus gerechtem Haß gegen den gewaltthätigen, tyrannischen Antonius, jenem mit seinem ganzen Kredit behilflich zu seyn.

Antonius führte sein Heer nach dem cisalpinischen Gallien, um den Decimus Brutus zu vertreiben, und belagerte diesen in Mutina (Modena). Durch den Einfluß von Cicero, welcher jezt die donnernden philippischen Reden hielt, wurde Antonius als Feind erklärt, und die beiden neuen Consuln Aulus Hirtius und Vibius Pansa, und nebst denselben Octavian als Proprätor mit seinem Truppencorps, gegen ihn gesandt. In einem zweitägigen, blutigen Treffen wird Antonius geschlagen; aber Pansa und Hirtius fallen, und Octavian bleibt allein an des Heeres Spize (3941, 42 v. Chr.).

Antonius floh über die Alpen und erhielt in Lepidus Lager Aufnahme und Schuz. Bald war er mächtiger als zuvor. Decimus Brutus, vorhin Sieger, jezt von seinen Truppen verlassen, litt auf der Flucht einen kläglichen Tod. Octavian aber, anstatt Antonius zu verfolgen, rückte feindselig auf Rom und erzwang sich das Consulat. Er war nicht 20 Jahre alt.

Jezt, zum Erstarren der Freiheitsfreunde, enthüllte sich seine wahre Gestalt. Er verurtheilt und ächtet Cäsars Mörder, und schließt auch S. Pompejus, welcher früher eine ehrenvolle Wiederherstellung erhalten, in die Achtserklärung ein. Das Dekret gegen Antonius wird zurückgenommen, und bald kommt die Aussöhnung, darauf gar ein Bündniß zwischen den drei Häuptern der Cäsar'schen Partei zu Stande.

Auf einer kleinen Insel, im Flüßchen Rhenus, unweit Bononia, kamen diese Häupter, Octavian, Antonius und Lepidus, zusammen, und in drei Tagen waren die Punkte des frevelhaften Vertrages im Reinen. Unter dem Titel: Triumviri reipublicæ constituendæ nahmen sie sich gemeinschaftlich auf fünf Jahre die höchste Gewalt über Rom und die Provinzen. Zur unmittelbaren Regierung sollte Octavian Afrika, Sicilien und Sardinien, Lepidus Spanien und das narbonnensische Gallien, Antonius die beiden übrigen Gallien

erhalten. Aber vor Allem sollten Octavian und Antonius, jeder mit 20 Legionen gegen die Mörder Cäsars ziehen, und Lepidus indessen Rom mit drei Legionen decken. Wäre der Krieg geendet, dann sollten 18 der besten Städte in Italien sammt ihren Ländereien unter die Soldaten vertheilt werden, zur Belohnung für das Niedertreten der Republik.

Um das Maß des Frevels zu füllen, wurde der Tyrannenbund durch das edelste Blut besiegelt. Die Freunde der Freiheit und der Triumvirn persönliche Feinde sollten sterben. Dreihundert Senatoren, zweitausend Ritter, eine unzählige Menge der besten Bürger wurden geächtet. Wenn unter denselben sich auch Lepidus Bruder Paulus, und Antonius Oheim Lucius Cäsar befanden, so wurden sie gleichwohl durch ihrer Verwandten Macht der Vollstreckung entzogen. Aber Octavian gab — nach verstellter Weigerung — seinen Wohlthäter, durch den Er groß geworden, den edlen Cicero hin. Im 64sten Jahr des Alters, auf seiner formianischen Villa, von wo er nach Macedonien flüchten wollte, starb Cicero, durch die Hand des Legiontribuns Popilius Länas, welchem er vordem durch gerichtliche Vertheidigung das Leben gerettet, mit Würde, und von allen Guten beweint.

Und es erneuerten sich die Schrecken der sullanischen Zeit, und abermal fielen nicht blos der Tyrannei, es fielen auch dem Privathaß und der Raubsucht Opfer. In den Armen der Freunde, am Hausaltar, in den Tempeln wurden die Proscribirten geschlachtet. Ihnen Zuflucht zu geben, galt für Hochverrath. Die Henker waren den Triumvirn vorangezogen. Das Morden begann in der Nacht, welche mit gleichem Schleier die Gräuel der Tyrannei, wie die Wuth der Privatleidenschaften deckte. Am Morgen zogen die Triumvirn, jeder mit einem Truppencorps, in die bluttriefende Stadt. Unter dem Zujauchzen der Soldaten war der Bund geschlossen worden; nun kamen sie, die Erstlinge des Raubes zu verschlingen.

Schlachten von Philippi.

Indessen hatten die Häupter der Verschwornen im Orient eine große Macht gesammelt. Bald war Syrien, Kleinasien, der ganze Orient für die Freiheit gewonnen. Kleopatra, die Freundin der Triumvirn, wurde geschreckt; Macedonien, Griechenland durch Brutus behauptet. Dieser war dabei unablässig bemüht, die Leiden des Krieges zu mildern, und verschmähte harte Maßregeln, selbst wenn die gerechteste Rache und auch die Klugheit sie zu heischen schienen. Während Cassius die Mittel des

Kriegs in reicher Fülle aus den Provinzen zog, blieb Brutus der alle Erpressungen scheute, arm und bei allen Siegen in Bedrängniß.

In den Feldern von Philippi, in Macedonien, wurde zum leztenmal um die Freiheit gestritten (394, 41 v. Chr.). Hier hatten sich, bei Annäherung der Triumvirn, Brutus und Cassius gelagert. In einer ersten Schlacht drang Brutus siegreich in Octavians Lager. Aber auf dem andern Flügel wurde Cassius geschlagen und tödtete sich in voreiliger Verzweiflung. Auch in der zweiten Schlacht errang Brutus Vortheile gegen Octavians Truppen; allein der Ruin des Flügels, welcher gegen Antonius stand, zog auch den seinigen ins Verderben. In dieser Schlacht fiel Cato's Sohn, seines Vaters würdig, der junge Lucullus, Hortensius, Varus und viele Andere. Edleres Blut und in schönerem Kampf ist nie geflossen. Brutus, im Geleit weniger Getreuen, entrann den Verfolgern. Aber sollte Brutus die Freiheit überleben? Indem er klagend ausrief: „O Tugend, nicht du — das Geschick herrscht hienieden!" gab er sich den schönen Tod, zu welchem nur ein Leben wie das seine berechtigt.

Schlacht bei Actium.

Das hohe Interesse der römischen Geschichte endet sich mt der Schlacht bei Philippi. Durch den Sturz der Freiheit war der Zweck des Triumvirats erreicht. Was blieb noch übrig, als daß die Räuber über der Theilung der Beute zerfielen und Einer allein sie davon trug? — Aber welcher auch siegte, das Ergebniß war dasselbe — unumschränkte Herrschaft eines Einzigen.

Nach verübten schrecklichen Grausamkeiten trennten sich die Sieger. Antonius ging nach Asien, um einige Reste der Republikaner zu zertreten; Octavian nach Rom, um den Occident zu regieren und die Soldaten zu belohnen. Er gab, in den schönsten Provinzen Italiens, die Landgüter unschuldiger Bürger den übermüthigen Truppen preis.

Ueber diese unerhörten Bedrückungen entstand ein kurzer Krieg. Perusia war der Siz des Aufstandes. Octavian zwang es zur Uebergabe und ließ 400 Bürger den Manen Cäsars schlachten!

Antonius, in den Armen der Wollust gefangen, mischte sich etwas später in diesen Krieg. Kleopatra, Königin von Aegypten, hatte ihn durch ihre Buhlerkünste besiegt. Antonius sank völlig zum Sklaven herab. Seine Mannskraft erstarb in grenzenloser Schwelgerei, und er schien kein Ziel mehr zu haben, als Genuß. Um so geneigter war er zum Frieden, welcher mit genauerer Bestimmung Antonius den Orient bis Scodra in

Illyrien, Octavian den Occident mit Ausschluß Italiens, welches Beiden offen seyn, und Afrika's — welches Lepidus gehören sollte — anwies, und durch die Vermählung der vortrefflichen Octavia, Octavianus Halbschwester, an Antonius befestigt ward.

Durch diesen Frieden sah S. Pompejus, welcher früher eine Allianz mit Antonius geschlossen, sich auf seine eigene Macht beschränkt. Er war Herr Siciliens und des Mittelmeers, und erzwang von den Triumvirn noch die Abtretung von Sardinien, Korsika und dem Peloponnes (3945). Aber in einem zweiten Krieg erlag, nach anfänglichem Glück, der nicht unwürdige Sohn des großen Pompejus der Tapferkeit des octavianischen Admirals Agrippa, floh nach Asien und wurde auf Antonius Befehl getödtet (3948, 35 v. Chr.).

Lepidus sprach einen Theil von Pompejus Ländern an. Er verließ sich auf seine 22 Legionen. Aber alle gingen zu Octavian über, als er mit diesem gebrochen. Lepidus bat fußfällig um sein Leben. Man ließ es ihm sammt der Würde des Hohenpriesters.

Unverrückten Blickes ging Octavian seinem Ziele zu. Das römische Volk wurde durch eine sorgfältige Regierung, durch populäre Sitten und durch Beibehaltung der republikanischen Formen gewonnen. Aber in gleichem Maß, wie Er Achtung gewann, verlor Antonius dieselbe. Denn, gefühllos für Octavia's hohen Werth, nahm er von Neuem die Fesseln der Buhlerin auf, beleidigte sein verderbtes Zeitalter durch unerhörte Ueppigkeit und die unterjochten Römer durch den Pomp orientalischer Despotie. Der parthische Krieg (3946—3950) unterbrach die Lust nur wenig, da sogar auf einigen Feldzügen Kleopatra seine Begleiterin war. Mit immer steigendem Unsinn verschenkte er römische Provinzen und Königreiche an die Aegypterin und ihre Kinder, und beleidigte dagegen Octavia auf die schamloseste Weise. Endlich schied er sich von ihr, worauf das Volk und der Senat, welche Octavian schon lange bearbeitet und durch die vorgehaltene Schmach der weiblichen und ausländischen Herrschaft empört hatte, die Absezung des Antonius von seiner Würde und die Kriegserklärung gegen Kleopatra beschlossen (3951, 32 v. Chr.).

Und noch immer erwachte Antonius nicht. Zwar ein großes Heer und eine mächtige Flotte brachte er zusammen; aber Lustbarkeit und Schwelgerei herrschten fort, und Kleopatra mußte ihn begleiten in den verhängnißreichen Kampf. Octavians abendländische Legionen waren jedoch tapfer, und der treffliche Agrippa führte die Flotte. Eine Schlacht entschied den Krieg. Im 723sten Jahr der Erbauung Roms, 478 Jahre nach Gründung der Republik, stritten bei dem Vorgebirg Actium die Flotten des An-

schen Macht der Consulwürde vor: auch vermehrte er sein Heer auf 12 Legionen.

Bei der völligen Unterwerfung Galliens war dieses schon eine feindselige Stellung. Würde und Recht erheischten von dem Senat, sich durch seinen Feldherrn Nichts abtrozen zu lassen. Darum schloß er jezt mit allen hohen Magistraten sich enger an Pompejus, und schlug Cäsarn die Verlängerung des Kommandos ab: auch um's Consulat sollte sich derselbe, nach den gesezlichen Formen, in Rom bewerben.

Cäsar vermaß sich, zu unterhandeln, und der Republik die Bedingungen vorzuschreiben, welchen er zu gehorchen gedenke. „Auch Pompejus sollte seine Provinz Hispanien aufgeben." Später verlangte er wenigstens die Provinz Illyrien und zwei Legionen, endlich gar nur eine Legion. Diese Vorschläge that er theils selbst, theils mußten sie seine Freunde in Rom thun. Ihm waren neben den wohlgesinnten Demokraten, die ihm als Vorfechter ihres Prinzips anhingen, auch alle Verschwender, alle Taugenichtse und fast der ganze Pöbel ergeben. Dafür hatte Pompejus — und welchen stärkern Beweis seiner guten Sache kann es geben? — mit den übrigen vornehmen Bürgern auch Cicero und Cato auf seiner Seite.

Nach einigem Zaudern erging das Dekret: Cäsar solle auf einen bestimmten Tag sein Heer entlassen, und die Verwaltung seiner Provinz niederlegen, sonst wäre er für einen Feind des Vaterlandes zu achten.

Daß dieses Dekret gerecht war, wer mag es bestreiten? — Aber freilich heischte die Klugheit, gegen den nahenden Feind sich auch zu bewaffnen: Jezt erst, als Cäsar mit einem Theil seiner Truppen gegen die Grenze Italiens rückte, übergab der Consul Marcellus dem Feldherrn Pompejus das Schwert der Republik; es wurde beschlossen, Soldaten auszuheben, und alle Vorkehrungen wie in großen Staatsgefahren zu treffen. Gegen diese Beschlüsse protestirten mehrere Tribunen; worauf der Senat Trauerkleider anzog, die Tribunen aber Rom verließen, und in das Lager Cäsars eilten. Hierdurch wurde seine Sache populär. Der Bruch war entschieden.

Gleichwohl, als Cäsar an dem Ufer des Rubicon (Pisciatello) angekommen, welchen, nach strengen Gesezen, kein Feldherr ohne Erlaubniß des Senats in Waffen übersezen durfte, gedachte er des großen Verhängnisses, das an seinen nächsten Schritt geknüpft sey. Die Bewegung seines Gemüths ging auch auf die Soldaten über. Sie fühlten sich erleichtert, als Cäsar, plözlich entschlossen, über den Bach sezte, und den Bürgerkrieg begann (3935, 48 v. Chr.).

Dritter Zeitraum.

Geschichte von Augustus bis Theodosius M.

oder:

von der Schlacht bei Actium bis zur großen Völkerwanderung.

Vom Jahr der Welt 6953 (30 v. Chr.) bis 395 nach Christi Geburt.

I.

Allgemeiner Ueberblick.

Summe der politischen Begebenheiten.

Nachdem die Römer unter der langen Gewalt des aus Klugheit gütigen Augustus die Freiheit vergessen, hierauf unter seinen nächsten Nachfolgern alle Schmach und alle Schrecken der Tyrannei ertragen gelernt, endlich in der Folge eines Domitian auf einen Titus den auffallendsten Beweis von dem schwankenden Loos eines durch unbeschränkte Alleinherrscher regierten Volkes erfahren hatten; trug es sich durch eine außerordentliche — in der Geschichte aller Länder und aller Zeiten isolirte — Fügung zu, daß sie fast hundert Jahre lang in unabgebrochener Reihe lauter vortreffliche Monarchen erhielten, bei deren Weisheit und Güte die unbeschränkte Gewalt ein Glück schien, da sie ihrer Tugend freien Wirkungskreis verlieh, und ihnen, gleich den Göttern, zu dem

Willen auch die Macht ertheilte, dem ganzen Geschlecht wohlthätig zu sein. Gleichwohl, was haben sie mit ihrem unermüdlichen Eifer, mit ihrer wahrhaft väterlichen Liebe, mit den liberalsten Regierungsmaximen bewirkt? — Ordnung, Ruhe, Wohlhabenheit, Flor des Ackerbaus und der Gewerbe, ungestörten Verkehr über alle ihre weiten Länder und Verschönerung derselben durch stolze Monumente einer geschmackvollen, meist auch nützlichen Pracht in Tempeln, Palästen, Heerstraßen, Brücken, Wasserleitungen, Bädern und andern Gegenständen bürgerlicher Verfeinerung. Aber bei allem Dem, und obschon, die Grenzprovinzen abgerechnet, ein tiefer Friede die vielen einst feindseligen, nun aber brüderlich und fest zu einem Staat verbundenen, Völker beglückte — war — selbst unter einem Trajan und Marc Aurel — die Abnahme des Genies, der physischen und moralischen Kraft, sonach der Menschenwürde — welche wohl mehr werth ist, als Wohlhabenheit und Friede — in der ganzen römischen Welt zu bemerken. Und es kann uns Dieses nicht befremden, denn die Geschichte lehrt mit hundert Zeugen, daß Nichts in Despotien gedeihen kann, was Erhebung und Kraft erheischt, und daß nothwendig, weil beides eine Wurzel hat, solche Staaten so arm an Tugend, als an Talenten werden.

Um wie viel mehr, wenn das Desotenreich zugleich ein Weltreich ist? — Denn in einem solchen hört auch der Nationalwetteifer und jene Anstrengung auf, welche die Folge der Noth ist, oder einer gefahrvollen Stellung zwischen feindseligen Mächten. Das kleine Athen, das nur 20,000 Bürger zählte, hat in einigen Menschenaltern mehr und größere Künstler, Weise und Helden erzeugt, als der ungeheure römische Staat, welcher wohl 120 Millionen Einwohner enthielt, in einem halben Jahrtausend hervorbrachte!! Auch wird, je größer das Reich, und je schwerer demnach für einen Einzigen dessen Ueberschauung ist, die Gewalt der Statthalter um so unumschränkter, und desto größer die Gefahr für den Bürger seyn, selbst unter einem guten Fürsten tyrannisirt zu werden. Endlich hört in der Universalmonarchie auch die letzte Zuflucht der Gedrückten, die Verlassung der bedrängten Heimath auf. Man ist nicht rettungslos, so lange noch irgend an einem zugänglichen Ort die Freiheit blüht; nur dann wird die Tyrannei ohne alle Scheu ihr Haupt erheben, wenn sie weiß, daß ihr nicht zu entrinnen ist.

Die Römer, welche jenseits ihres Staates nichts als Meer oder Wüstenei oder unwirthbare Länder von Barbaren sahen, befanden sich in dieser traurigen Lage, und lernten ganz deren Schrecknisse kennen, als nach Marcus Tod auch die Tugenden der Antonine verschwanden, und eine Folge von meist bösen, zum

Theil verworfenen Kaisern das ganze Gewicht der Sklaverei auf die zahmen Völker legte; während die wenigen guten oder mittelmäßigen Fürsten nur eine vorübergehende und theilweise Linderung brachten.

In dem Fortgang und der Ausbildung dieser Despotie und in der Abspannung, welche von einem Weltreich unzertrennlich ist, haben wir die Hauptursache von dem Verfall und der Auflösung eines Staates zu suchen, welcher, nachdem er einmal in solcher Ausdehnung errichtet und befestigt war, nach der in ihm enthaltenen Masse physischer Kräfte und nach seiner von den weisesten Fürsten erhaltenen Organisirung und innigen Verknüpfung unerschütterlich begründet auf die längste Dauer schien. Jedoch kamen noch mehrere, theils innere, theils äußere Umstände hinzu, welche den Ruin beschleunigten, und vollständiger machten. Auch von jenen Umständen sind die meisten als Folgen der Despotie im Allgemeinen, oder als nähere Bezeichnung der römischen Despotie zu betrachten.

Die Gewalt der Kaiser beruhte in ihrem Ursprung und so auch in der Fortdauer auf militärischer Macht. Hieraus floß jene ausnehmende Begünstigung des Soldatenstandes, welche die Quelle unsäglicher Bedrückung für die Bürger wurde und zulezt auch dem Thron Gefahr brachte. Die Soldaten, im Bewußtseyn ihrer Stärke, hielten sich für befreit von der Unterthanspflicht, und sahen sich bald als Herren des Reiches an. Die Ordnung der Nachfolge oder der Wahl des Kaisers war nicht durchs Gesez bestimmt; die Soldaten maßten mit Beziehung auf die veralteten Verhältnisse das Recht sich an, den „Imperator" zu ernennen. Die Prätorianer — die kaiserliche Garde — gaben das Beispiel, die übrigen Armeen folgten. Ihre widerstreitenden Ansprüche brachten verderbliche Kriege hervor. Welche Maßregeln auch einsichtsvolle und kräftige Fürsten gegen dieses Grundübel ergriffen — es war unheilbar; immer blieb der Präfectus Prätorio dem Kaiser gefährlich, und jeder General, nach dem Maß seines Verdienstes, mochte Furcht erwecken. Um so mehr, da bei den eingetretenen Veränderungen des Kriegswesens weder der Name Roms, noch die Idee eines gemeinsamen Vaterlandes den Truppen mehr Scheu gebot. Schon längstens waren die weichlichen Römer des Kriegsdienstes entwöhnt, aus Provinzialen, meist in den wildern Grenzländern, wurden die Legionen gebildet, und diese Streiter — zwar auch „Bürger" dem Namen nach, seit Caracalla's Zeit — waren doch ohne Interesse für Rom, das sie nicht kannten, und zum Theil voll ererbten Hasses gegen dasselbe, oder unter einander. Zulezt wurden Barbaren, sogar in ganzen Haufen und unter ihren eigenen Anführern, in

Sold genommen, wodurch denselben der Weg zu den obersten Staatswürden geöffnet und Gelegenheit zum gefährlichsten Verrath gegeben wurde. Die Erhebung der christlichen Religion und die Verlegung der Residenz nach Konstantinopel, da sie alle alten Verhältnisse störten, wurden weitere Gründe der Schwäche; und die Theilung des Reiches, die anfangs nur vorübergehend, dann aber bleibend geschah — vollendete sie. Doch erhielt sich das morgenländische Reich durch die Festigkeit seiner Hauptstadt und andere Umstände, freilich bedrängt und langsam dahinschwindend, bis auf die osmanische Zeit; aber das abendländische erlag jezt schon seiner eigenen Erschöpfung und der aus Norden hereinbrechenden Flut.

Germanische Völker waren es, welche unmittelbar diese große Revolution bewirkten, wiewohl auch asiatische Horden daran Theil nahmen. Jenseits des Rheins und der Donau hatten die Römer niemals festen Fuß gewonnen. Die Natur hatte hier in Wäldern und Wildnissen ein starkes Volk aufgezogen, welches das morsche Gebäude der Weltherrschaft zertrümmern, ein neues Geschlecht pflanzen, und den Boden zu einer neuen Ordnung der Dinge bereiten sollte. Schon in dem Zustand der Vereinzelung boten die Teutschen den Waffen der Weltbesieger Troz. Als sie sich in größere Massen vereinten, wurden sie furchtbar auch im Angriff. Verschiedene Ursachen, insbesondere der Stoß anderer Völker aus dem tiefen Norden und Osten, trieben die Germanier auf's römische Gebiet. Ein Schwarm drängte den andern. Auch Scythien ergoß seine Schaaren, und die Allgemeinheit der Bewegung machte sie unwiderstehlich. Germanier theilten sich in das abendländische Reich.

Minder glücklich stritten die Parther gegen Rom. Trajan demüthigte sie. Aber eine innere Revolution, die eine persische Dynastie auf den Thron Mittelasiens sezte, gab dieser Macht ihre Furchtbarkeit wieder. Dennoch blieb der Euphrat ihre, wie vom Verhängniß bestimmte, Grenze.

In den Bewegungen Hoch- und Nordasiens haben neuere Schriftsteller den Grund der Völkerwanderung gefunden. Sina blieb eine eigene Welt.

II.

Detaillirte Geschichte. — Geschichte des römischen Reichs.

Charakteristik.

Die Armuth dieser Geschichte, verglichen mit jener der vorigen Periode, fällt allererst uns auf. Die Nachrichten, die wir haben, geben uns meist nur über die Person des Kaisers und über seine nächsten Umgebungen, über die Angelegenheiten der Hauptstadt, und in den Provinzen nur über jene Bewegungen Kunde, die auf Thronfolge oder Usurpation oder Einfälle der Barbaren Bezug haben; aber wir können auch mit Billigkeit viel mehr nicht verlangen. Durch die Vereinigung so vieler Völker unter eine Herrschaft verloren sie alle mit ihrer Selbstständigkeit auch ihren gesonderten Kreis des Wirkens und des Leidens. Sie kommen fortan nur als Theile des großen Ganzen in Betrachtung, welches selbst nur durch seine Centralgewalt Persönlichkeit hat und lebt. Und was lassen sich also in den einzelnen Provinzen eines solchen zum sklavischen Gehorsam gewöhnten Reiches für besondere Ereignisse denken, als die zufällige Folge guter oder böser Statthalter, die leidende Theilnahme an den Umwälzungen der Hauptstadt und der blutbezeichnete Lauf feindlicher Heere? — Aber selbst durch ihre Dürftigkeit und traurige Gestalt kann eine Geschichte lehrreich werden; denn sie enthält in treuer Darstellung das Leben der Völker oder ihren Todesschlummer, und die Gründe von beiden.

Geschichte von Augustus bis Commodus.

Augustus Regierung.

Weit günstiger als Cäsars Lage nach geendetem Bürgerkrieg war jene des Octavian nach der Schlacht bei Actium. Schon in den Feldern von Philippi war die Freiheit zernichtet worden. Ihre lezten Vertheidiger fielen in der Schlacht oder durch Proscription. Auch war man der langen Erschütterungen müde, und verlangte Ruhe um jeden Preis. Nebstdem waren die wichtigsten Bürger an das cäsar'sche Haus durch Dankbarkeit, gegenwärtiges Interesse oder Hoffnung gefesselt, und den Armen däuchten „Brod und Spiele“ mehr als die Freiheit werth. Gleichwohl hatte Octavian das Bild des ermordeten Cäsar unablässig vor

Augen, und glaubte, die Herrschaft nur durch die künstliche Politik gewinnen und behaupten zu können.

Anfangs äffte er den Senat, an dessen Spize er sich gestellet hatte, und das Volk durch die Erklärung, daß er die höchste Gewalt, die er nur nothgedrungen zur Rettung des Staates übernommen, jezt wieder in den Schooß der republikanischen Autoritäten niederzulegen gedenke. Der Senat sollte noch betteln um das Joch, das ihm bereitet war, und that es; worauf Octavian, nach einigem Widerstreben, sich gefallen ließ, unter dem Namen und mit der ausgedehnten Gewalt eines Imperators über alle Armeen, Herr des Reiches zu bleiben. Doch nur auf 10 Jahre; nach deren Verfluß jedesmal das Spiel wiederholt ward. Dabei wurden die Formen der Republik, die Comitien, die Wahlen der Magistrate nicht angetastet; nur behielt der Fürst (princeps), zu welchem Lieblingstitel ihm noch der Name Augustus (der Erhabene, Erlauchte) ertheilt ward, die consularische, tribunicische und censorische Gewalt, nebst jener des Pontifix maximus, vereint für sich und auf lebenslang. Eine starke Leibwache, das Kriegskommando selbst in Rom und die Ernennung der Statthalter in jenen Provinzen, wo die Kernlegionen lagen, befestigten die Gewalt. Aber sie sollte dem Volk ein Geheimniß bleiben. Durchaus durfte man ihn nicht „Herr" nennen. Fern vom Gepränge der Majestät in Ton und Lebensweise, tolerant gegen freimüthige Rede und Schrift, und den Launen des Volkes vielfältig nachgebend, schien er in planmäßig geübter Leutseligkeit und Güte nur zum Wohlthun mächtig. Die Römer vergaßen allmählig seine frühern Grausamkeiten, freuten sich seiner Geschenke, seiner Popularität und des Namens der Freiheit; die Provinzialen rühmten die Ordnung, Ruhe und den friedlichen Geist seiner Herrschaft; Dichter und Gelehrte endlich, die er ehrte und belohnte, erhoben den erlauchten Musenfreund zum Himmel. Aber ein strengeres Urtheil hat die unbefangene Nachwelt gefällt; sie hat in Allem, was Augustus that und sprach, von seiner ersten Erscheinung auf dem Welttheater bis zum späten Hintritt, nur eine einstudirte Rolle, keineswegs eine Tugend erkannt.

An dem Ruhm von Augustus weiser und glücklicher Verwaltung hatten seine Minister Cilnius Mäcenas, Vipsanius Agrippa und Messala Corvius den größten Theil. Allen Freunden des Guten und Schönen ist Mäcenas, der humane, freigesinnte, den Künsten und Wissenschaften freundliche Günstling des Weltgebieters, theuer. Die Kriegssachen leitete Agrippa, der Sieger des S. Pompejus und des Antonius, anerkannt der erste Mann im Staat nach Augustus und dessen Eidam. Auch Mes-

sala war groß in den Künsten des Kriegs und des Friedens, und den Musen vertraut.

Der Umsturz der Republik hatte den Geist der auswärtigen Politik so sehr, als jenen der innern Regierung geändert. Augustus, zufrieden mit dem Besitze der römischen Welt und, wie jeder kluge Despot, alle größere Bewegung scheuend, beschloß zwar den Muth der Legionen durch kleine Kriege und Behauptung der Grenzen zu üben, aber doch im Großen den Umfang des Reichs nicht mehr zu erweitern; und dieser Grundsaz der Mäßigung wurde von den meisten Imperatoren nach ihm befolgt. Rom führte fortan fast nur Vertheidigungskriege. Aber zu solchen konnte freilich bei der ungeheueren Ausdehnung der Grenzen selten der Anlaß fehlen, und Augustus selbst, wiewohl er dreimal den Tempel des Janus schloß, zählte mehr Kriegs- als Friedensjahre.

Auch erfuhr er mehr als einmal den Wechsel des Glücks. Zwar die Parther gaben die gegen Crassus eroberten Adler zurück. Auch wurden durch Besiegung der Cantabrer und Asturier (welche allein noch in Spanien widerstanden), durch Eroberung von Rhätien, Vindelicien, und Noricum — welche Drusus und Tiberius vollbrachten —, durch Unterwerfung Mösiens und Pannoniens — was einen blutigen Kampf erheischte — die Grenzen gerundet; aber ein Heer ging in der arabischen Wüste verloren, ein anderes focht ohne Erfolg gegen Aethiopien und ein drittes, unter Varus, wurde von den Teutschen vernichtet.

Viel größer noch war Augustus häusliches Unglück. — Er hatte keinen Sohn; seine Tochter Julia schändete sich durch Ausschweifungen, und ihre Söhne starben. Livia, seine zweite Gemahlin, war ein ränkevolles Weib, und von den Stiefsöhnen, welche sie ihm zubrachte, betrübte Drusus ihn durch seinen Tod, und Tiberius durch sein Leben. Diesen Lezten — wiewohl er dessen böse Gemüthsart durchschaute — mußte er zum Sohn und Erben annehmen, damit die Herrschaft nicht an völlig Fremde käme. Und so starb der glücklich gepriesene Augustus, nachdem er seine Freuden alle überlebt hatte, im 76sten Jahr des Alters und im 44sten seiner ungetheilten Gewalt (J. Chr. 14).

Augustus Haus.

Nachdem der tückische, argwöhnische, in Ränken beinahe ergraute Tiber zuerst durch eine — wohl unnöthige, aber in seinem Charakter liegende — Verstellung den Senat geäfft, hiernächst den Aufruhr der pannonischen und teutschen Legionen (der lez-

tern durch Germanicus, seines Neffen, Treue) gedämpft hatte, tilgte er den lezten Schein der Volksmacht durch die Verlegung der Comitien in den Senat, und umgab sich mit den Schrecken des Majestätsgesezes. Hinfort wurden nicht nur die kleinsten Handlungen, sondern auch Worte und Schrift — wenn sie nicht unbedingten Sklavensinn athmeten — Gedanken sogar, die man in den vertrautesten Ergießungen belauschte, zu Verbrechen gestempelt; die Heiligkeit gerichtlicher Formen zum Dienst der blutigsten, schamlosesten Tyrannei mißbraucht; alle Bande der Natur, der Liebe, des Vertrauens zerrissen. Nur die Scheu vor dem edlen Germanicus, welchen das Volk liebte, und das Heer vergötterte, hielt noch eine Zeit den vollen Ausbruch der Wuth zurück. Der Held starb vergiftet, und mit ihm sah das Volk verzweifelnd seine lezte Hoffnung sinken. Tiberius, welchem vom Menschen nur die Gestalt geblieben schien, theilte seine Zeit unter Handlungen der ausgesuchtesten Grausamkeiten und der unnatürlichsten Wollust. Aelius Sejanus, Präfectus Prätorio, der würdige Günstling eines solchen Herrn, unterhielt und verschärfte noch die Blutscenen in Rom, während Tiber auf Caprea in thierische Schwelgerei versank. Aber Sejanus, selbst nach dem Throne lüstern, ward Verräther, und litt dafür den Tod mit seinem Haus und seinen Freunden. Noch ein Jahrzehnd wüthete und schwelgte Tiberius fort, ohne Sättigung für seinen Blutdurst, ohne Aufheiterung für die düstere Stimmung seiner Seele. Er starb im 78sten Jahre seines Alters (37) — man sagt gewaltsam — nachdem er 23 Jahre den Thron geschändet, und hinterließ den Ruhm eines vollendeten Tyrannen.

Cajus (Caligula), Germanicus Sohn, wurde von den Prätorianern zum Imperator ausgerufen. Der Senat und das Volk — des Vaters gedenkend — erkannten ihn mit Freuden. Aber, nach kurzer Täuschung durch verstellte Güte, erblickten sie in ihm ein Ungeheuer ohne Gleichen, das alle, selbst widerstreitende Laster vereinte, und bei welchem blos zweifelhaft war, ob Grausamkeit oder Verworfenheit oder Unsinn vorherrsche. Einige Verschworene, Cassius Chärea an der Spize, erhoben sich endlich gegen den Unmenschen, und tödteten ihn (41).

Der Senat, im Taumel der Freude, vermaß sich, die Wiederherstellung der Freiheit und die Verwünschungen der Cäsaren zu dekretiren. Aber in Tagesfrist ward ihm gelehrt, daß nicht Er, sondern die prätorianische Garde Herr des Reiches sey. Noch immer war dieselbe dem cäsar'schen Hause ergeben. Also erhielt Claudius den Thron, des Cajus Oheim, gleich schwach an Leib und Seele, von der Geburt an eine elende Menschenfigur, woran, nach seiner eigenen Mutter Ausdruck, die Natur zur Stümperin

geworden. Jezt wurden die Mörder des Cajus hingerichtet, und eine Regierung begann, deren Schmach stolzen Gemüthern noch unerträglicher, als die Schrecken des Cajus schien. Daher die, wiewohl fruchtlose, Empörung des Befehlshabers in Dalmatien, Camillus, deren Geschichte durch die Großthat der heldenmüthigen Arria verherrlicht ist. Zum erstenmal sah die Gebieterin der Welt sich ganz offenbar von liederlichen Weibspersonen und verworfenen Freigelassenen niedergetreten. Messaline und Agrippine hießen die Frauen des Halbmannes; ihre Namen gelten noch heute zur Bezeichnung weiblicher Verworfenheit. Die Erste, nach unerhörten Schandthaten, wurde umgebracht, auf Befehl des Freigelassenen Narcissus. Agrippina bewog den Kaiser, ihren Sohn aus erster Ehe, Domitius Nero, mit Zurücksezung des edlen Britannicus, welchen ihm Messaline geboren, zu adoptiren, und tödtete endlich den Gemahl, um dem Sohn die Herrschaft zu sichern (54).

Auch erhielt er dieselbe durch die Prätorianer und deren Oberhaupt Burrhus, führte sie anfangs mit großem Lob, und endete als ein Scheusal. Er schlachtete nach einander seinen Halbbruder Britannicus, dem er das Reich geraubt, seine Mutter, die um seinetwillen so viele Verbrechen begangen, seine Gemahlin Octavia, die seiner Buhlerin verhaßt war, diese Buhlerin Poppäa selbst, in einem Anfall von Wuth, seinen Vormünder Burrhus, dem er die Herrschaft verdankte, seinen Lehrer Seneka, der ihn früher zum Guten gelenkt. Der tugendhafte Thrasea, der geistvolle Lucanus, viele Senatoren, Ritter und Bürger aus den geringfügigsten Anlässen, eine Menge Juden und Christen unter dem Vorwand jener berüchtigten Brandlegung, die Er selber veranstaltet, wurden getödtet, und diese Blutscenen wechselten ab, mit beispiellosen Sünden der Lust und verächtlicher Gaukelei.

Endlich brach fast allgemeiner Aufstand aus, in Spanien, Gallien und in Rom selbst. Der feige Wüthrich, von seiner Garde verlassen, vom Senat als Verbrecher verurtheilt, verbarg sich in dem Haus eines Freigelassenen, und gab sich beim Herannahen der Feinde verzweifelnd den Tod (68). Mit ihm erlosch das Haus des Augustus.

Bei aller Verworfenheit dieser Cäsarn und bei aller Tyrannei, die sie in Rom selbst und in ihren nähern Umgebungen übten, genossen doch die Provinzen unter der nun regelmäßigern Verwaltung, und gegen die Erpressungen des republikanischen Roms gehalten, ein vergleichungsweises Glück. Auch nach Außen war wenigstens keine Abnahme der Macht zu verspüren. Zwar die Teutschen schreckten durch ihren wilden Muth, aber das hatten sie selbst unter dem großen Cäsar gethan; und in den Kriegen der

ersten Kaiser war, ungeachtet der varischen Niederlage, dennoch im Ganzen die Ueberlegenheit der römischen Waffen sichtbar. Entscheidender war ihr Fortgang an den übrigen Grenzen. Mauretanien, welches die Waffen ergriffen, um seinen von Caligula ermordeten König zu rächen, wurde unter Claudius erobert. Im Osten gewann Nero's Legat, Corbulo, Armenien gegen die Parther; und jenseits des Meeres wurde Cäsars Plan — die Unterwerfung Britanniens — endlich in Erfüllung gesezt. Jedoch nicht vollständig; denn nachdem die Legaten des Claudius die Icener, Briganten und den tapfern Karaktakus, König der Siluren, bezwungen; nachdem, unter Nero, Suetonius Paulinus auf Mona (Anglesey) den grauenvollen Hauptsiz der Druidenmacht zerstört und an der Themse die Schaaren der heldenmüthigen Boadicea bis zur Vertilgung geschlagen hatte; nachdem weiters — unter den folgenden Regierungen — der vortreffliche Agricola in glücklichen Feldzügen bis nach Caledonien (Schottland) gedrungen: so blieben dennoch die nördlichen Stämme unbesiegt, und fielen durch Einfälle den südlichen Provinzen schwer. Später, bei allmählig sinkender Stärke des Reichs, war Eroberung weniger möglich. Auch beschränkten sich die folgenden Kaiser, nach den glücklichsten Kriegen, auf die Behauptung Südbritanniens (ungefähr 4/5 der Insel), welche sie mühsam und nur unvollständig, selbst durch Wall und Mauer, gegen die Streifereien der Caledonier deckten.

Geschichte der Juden.

Da noch unter Nero der Krieg sich erhob, welcher den jüdischen Staat und Tempel zerstörte, so werfen wir gleich den Blick hier auf die schreckensreiche Geschichte.

Herodes M. der Würger des makkabäischen Hauses, König von Judäa, während der römischen Bürgerkriege jedesmal der Freund der siegenden Partei, und zulezt von Augustus mit ansehnlicher Gebietsvermehrung begnadigt, gab seinem Reiche Wohlstand und Glanz, stellte den Tempel mit großer Pracht wieder her, verschönerte Jerusalem und viele Städte des Landes. Er starb im zweiten Jahr unserer Zeitrechnung.

Seine drei Söhne, Archelaus, Philipp und Antipas, theilten das Land nach Augustus Ausspruch. Doch verfuhren die Römer darin bereits als Herren, bis der lobenswürdige Herodes Agrippa, ein Enkel des großen Herodes, durch Cajus und Claudius Gunst wieder den ganzen Staat zur eigenen Verwal-

tung als König, erhielt. Nach seinem Tod (44) hörte der Schein der Selbstständigkeit wieder auf. Römische Statthalter regierten das Land, wiewohl man dem jüngern Agrippa einen kleinen Theil prekarisch überließ.

Bei aller Unterdrückung durch Waffen und Machtsprüche hatten doch die Juden seit langer Zeit in Rom selbst eine wichtige Rolle gespielt, als Mäkler, Wechsler, Kaufleute, oder auch als zahlreicher Pöbelhaufe, dessen Geschrei und Arme listige Parteihäupter benuzten: Im Ganzen waren sie von den Römern gehaßt, selbst verachtet, aber ihr Geld lockte zu Plünderungen an. Fortwährende Erpressungen der Statthalter vermehrten den Widerwillen der Juden gegen das römische Joch. Alte Weissagungen von einem kommenden Messias nährten die Hoffnung der Befreiung. Endlich entstand gegen die allzuschreiende Bedrückung des Statthalters Gessius Florus ein allgemeiner Aufruhr der Juden (66). Jerusalem und alle Festen des Landes fielen in ihre Gewalt; der Präfekt von Syrien wurde geschlagen. Da sandte Nero den Feldherrn Vespasianus gegen sie mit großer Macht. Vergebens war der Eifer der Juden, ihre Wuth, ihre Verzweiflung. Es wurde erfüllt, was mit Seherblick verkündet worden, und was unausweichlich war nach dem Geist des Volkes und den Umständen der Zeit. In einer Reihe blutiger Gefechte schrecklich hingewürgt, ließen die Verzweifelten nicht ab vom ungleichen Kampf. Noch blieb ihnen die Hauptstadt; da wurde Vespasian von seinem Heer zum Imperator ausgerufen, zog nach Rom, und überließ dem Sohn Titus die Beendigung des Krieges. Welche Schrecknisse die schwärzeste Phantasie zu ersinnen vermag, häuften sich in der unglücklichen Stadt. Die Spaltung in verschiedene Parteien vollendete das Unheil. In förmlichen Schlachten zerrissen sich unter einander die Vertheidiger derselben Stadt und forderten durch gehäufte Frevel den Grimm des Siegers auf. Nur stürmend, durch Flammen und über Berge von Leichen, konnte er den Weg sich bahnen durch die Straßen Jerusalems. Unter dem Geheul der Verzweiflung sank die Stadt Davids, sank der ehrwürdige Tempel in Schutt und Asche. Eilfmalhunderttausend Menschen sollen nach Josephus Flavius umgekommen seyn in diesem Krieg. Hunderttausend wurden gefangen. Der Rest der Nation wurde zerstreut über die Länder, verlor aber bei aller Erniedrigung die Anhänglichkeit an's mosaische Gesez, den fanatischen Eifer und die Hoffnung auf einen Messias nicht. Gegen Kaiser Hadrianus, der da auf der geheiligten Stätte Jerusalems eine profane Stadt, Aelia Capitolina, und auf Zion einen Tempel Jupiters bauen ließ, führte Bar-Cocheba (Sohn des Sternes), der vermeinte Messias, herbeigeströmte, zahllose Schaaren zum

verzweifelten Kampf. Aus Britannien berief Hadrian die Legionen gegen den wüthenden Feind. An sechsmalhunderttausend Menschen verloren das Leben. Viele wurden als Sklaven verkauft; der Uebrigen Loos war völlige Zerstreuung, Druck und Schmach. Aber fortan, und bis auf den heutigen Tag, haben sich die Nachkommen dieser merkwürdigen Nation, ohne Vermischung mit den übrigen Völkern, unter denen sie meist in Verachtung und gegenseitiger Abneigung leben, erhalten, hartnäckig den überlieferten Lehren und Satzungen anhängend, allem Neuen widerstrebend, ohne Nachgiebigkeit gegen den Geist der Zeiten und Orte, lebendige Mumien der alten Welt.

Vespasian. Titus. Domitian.

Wir kehren nach Rom zurück. Hier wurde nach Nero's Tod der 70jährige Sulpitius Galba, welchen die spanische Armee zum Imperator ausgerufen, von dem Senat bestätigt. Die Prätorianer ermordeten den strengen Herrn, und gaben das Reich an Salvius Otho. Schon früher hatte auch die germanische Armee ihren Feldherrn Aulus Vitellius zum Imperator ernannt. Seine Truppen zogen über die Alpen. Da verlor Otho ein Treffen bei Bedriacum, und gab sich den Tod, um des Bürgerbluts zu schonen. Vitellius nahm vom Thron Besitz, um ihn durch thierische Völlerei zu schänden. Bald bezahlte er die Freuden der Tafel mit einem schmählichen Tod (69).

Flavius Vespasianus, dessen Truppen solches Strafgericht übten, war von der morgenländischen Armee mit dem Purpur bekleidet worden, und verdiente seine Erhebung. Er ehrte den Senat, ließ von demselben sich die Gewalt bestätigen, beruhigte das Reich, verschönerte Rom, füllte die erschöpfte Schatzkammer, und kriegte gegen die Juden, Parther und Briten glücklich; zweifelhaft gegen die Bataver. Herrische Strenge und etwas engherzige Geldliebe sind jedoch Flecken seiner (neunjährigen) Regierung.

Dagegen erfreute Titus (79), sein Sohn, das Menschengeschlecht durch die volle Liebenswürdigkeit einer schönen Seele. Nur zwei Jahre besaß er den Thron; noch waren sie durch natürliche Unglücksfälle getrübt. Aber sie haben hingereicht, den Namen des Fürsten, welcher „den Tag für verloren achtete, an dem er Niemanden Gutes erwiesen," mit unvergänglicher Glorie zu schmücken.

Sein ihm unähnlicher Bruder Domitianus (81) ahmte die verworfenen Cäsarn nach. Er war Lüstling, Räuber und Tyrann, und ließ mit frechem Uebermuth sich Herr und Gott nennen,

während er Sklave seiner Verschnittenen und der Zeichendeuter war, und — was in Rom nach nie geschehen — von einem barbarischen Feind den Frieden kaufte. Diurbaneus Decebalus, König von Dacien, war es, der solchen Tribut erpreßte, nachdem er die Legionen geschlagen und einige Provinzen verwüstet hatte. Domitianus wurde ermordet, auf Anstiften seiner Gattin (96).

Nerva bis M. Aurel.

Vom jezt an, fast hundert Jahre lang, genossen die Römer das wunderwürdige Glück einer fortwährend weisen und väterlichen Regierung. Die Fürsten, welche in dieser Zeit den Scepter führten, gelangten nicht durch den Zufall der Geburt zur Herrschaft, und wurden nicht in der Jugend schon durch Hoheitsgedanken verderbt. Adoption, welche nur das Verdienst bestimmte, brachte immer den Würdigsten zur Thronfolge; Dankbarkeit, Nacheiferung, Ehrgeiz, dem Vertrauen zu entsprechen, munterten zur Pflicht auf. Der Cretenser Coccejus Nerva, ein tugendhafter Greis, vom Senat zum Nachfolger Domitians ernannt, wurde der Wohlthäter der Welt dadurch, daß er den vortrefflichen M. Ulpius Trajanus — Spanier von Geburt und damals Feldherr in Teutschland — zum Sohn, Reichsgehilfen und Thronfolger erklärte.

Trajan (98), der „beste Fürst“ — Zeitgenossen und Nachwelt nannten ihn also —, dessen Tugenden man nach Jahrhunderten noch den Kaisern als hohes Vorbild pries (durch den Zuruf: Sis felicior Augusto, sis *melior Trajano*), stellt uns in seinem Charakter die schönste Vereinigung aller großen und liebenswürdigen Eigenschaften dar. Während er mit hellem Blick und väterlichem Sinn alle Zweige der Verwaltung seines unermeßlichen Reiches durchdrang, und was die Weisheit eingegeben, kraftvoll, beharrlich vollführte, mit dem treuesten Eifer über die öffentliche Wohlfahrt, so wie über die Rechte der Einzelnen wachte und nur darum zu regieren schien, um der Welt die gute Seite der Alleinherrschaft im strahlendsten Lichte zu zeigen: huldigte er selbst mit liberalem Geist den Grundsäzen der Republik, vermaß sich nicht, wie seine Vorfahren, über dem Gesez zu stehen, gab dem Senat Freiheit durch seinen Willen, Würde durch seine Achtung wieder, stellte die Volkswahlen und das selbstständige Ansehen der Magistrate her, ließ die Majestätsgeseze schweigen und entfernte von sich das niederdrückende Schaugepränge der unumschränkten Gewalt. Allen Bürgern zugänglich und unter ihnen wie der Vater unter geliebten Kindern, wie der Freund unter Freunden lebend, schien er blos durch höhere Tugend ausgezeichnet: so wie er selbst keinen Maßstab der Gunst als jenen des Verdienstes kannte. Mit so

vielen Friedenstugenden verband Trajan auch glänzenden Kriegs-ruhm. In zwei Kriegen gegen den trozigen Decebalus rächte er Domitianus Schmach. Ganz Dacien wurde eine römische Provinz. Der König, über den Trümmern seiner Macht, gab sich den Tod. Noch glorreicher waren die parthischen Züge. Seit Crassus Zeit war der Parther Name den Römern schrecklich gewesen; unverwischt zeigte Syrien die Spuren alter und neuer Verwüstungen. Trajan führte seine Legionen über den Euphrat, unterwarf sich Armenien, Mesopotamien, sezte über den reißenden Tigris, eroberte die Königssize Seleucia und Ctesiphon, und drang bis zum persischen Meerbusen. Vielleicht hätte Asien durch Trajan ein bleibendes Gesez erhalten, wären nicht durch den Tod seine großen Plane vereitelt worden. In dem kritischen Zeitpunkt einer abermals über alle Eroberungen ausbrechenden Empörung starb der Kaiser (117), und es stürzte zusammen, was er hier mühsam gebaut hatte.

Denn Aelius Hadrianus, sein Nachfolger durch Verwandtschaft und vermuthetete Adoption, gab alle Eroberungen jenseits des Euphrat zurück, und beschränkte seinen Ruhm auf Erhaltung der innern Wohlfahrt und Stärke. Wenige Fürsten glichen ihm an umfassender Kenntniß der Geschäfte, Wenige an Thätigkeit und Eifer. Alle Provinzen seines weiten Reiches durchreiste er zu Fuß, und ließ einer jeden den Segen wohlthätiger Einrichtungen zurück. Auch gelehrt und den Künsten freundlich war er, aber minder sanft und liebenswürdig als Trajan. Er wußte, daß er Herr sey, und ließ es fühlen. Die lezte Periode seines Lebens ist von Härten, selbst von Ungerechtigkeiten nicht frei, so daß nach seinem Tode der Senat, der von Trajans Güte den Maßstab nahm, anstand, seinem Andenken die gewöhnlichen Ehren zu erweisen (138).

Hadrian hatte in der Person des adoptirten Titus Antoninus Pius sich den tugendhaftesten aller Menschen zum Nachfolger gegeben. Während seiner 23jährigen Verwaltung herrschte Ruhe, Ueberfluß und — bis auf unbedeutende Grenzirrungen — Friede in der römischen Welt. Unterthanen und Magistrate schienen die stillen Tugenden ihres Fürsten nachzuahmen. Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Ordnungsliebe beglückten das Reich; gehässige Leidenschaften, unsittliche Triebe verbargen sich. Auch äußere Völker faßten Achtung und Zutrauen für einen Monarchen, welcher „lieber einem Bürger das Leben erhalten, als tausend Feinden es nehmen" mochte, und schlichteten ihre Fehden nach seinem Ausspruch. Seit Numa, mit welchem man ihn billig verglich, hatte Rom keinen solchen Gewalthaber besessen.

Antoninus hatte gleich bei seiner Erhebung und auf Ha-

Detaillirte Geschichte. — Geschichte des römischen Reichs.

Charakteristik.

Die Armuth dieser Geschichte, verglichen mit jener der vorigen Periode, fällt allererst uns auf. Die Nachrichten, die wir haben, geben uns meist nur über die Person des Kaisers und über seine nächsten Umgebungen, über die Angelegenheiten der Hauptstadt, und in den Provinzen nur über jene Bewegungen Kunde, die auf Thronfolge oder Usurpation oder Einfälle der Barbaren Bezug haben; aber wir können auch mit Billigkeit viel mehr nicht verlangen. Durch die Vereinigung so vieler Völker unter eine Herrschaft verloren sie alle mit ihrer Selbstständigkeit auch ihren gesonderten Kreis des Wirkens und des Leidens. Sie kommen fortan nur als Theile des großen Ganzen in Betrachtung, welches selbst nur durch seine Centralgewalt Persönlichkeit hat und lebt. Und was lassen sich also in den einzelnen Provinzen eines solchen zum sklavischen Gehorsam gewöhnten Reiches für besondere Ereignisse denken, als die zufällige Folge guter oder böser Statthalter, die leidende Theilnahme an den Umwälzungen der Hauptstadt und der blutbezeichnete Lauf feindlicher Heere? — Aber selbst durch ihre Dürftigkeit und traurige Gestalt kann eine Geschichte lehrreich werden; denn sie enthält in treuer Darstellung das Leben der Völker oder ihren Todesschlummer, und die Gründe von beiden.

Geschichte von Augustus bis Commodus.

Augustus Regierung.

Weit günstiger als Cäsars Lage nach geendetem Bürgerkrieg war jene des Octavian nach der Schlacht bei Actium. Schon in den Feldern von Philippi war die Freiheit zernichtet worden. Ihre lezten Vertheidiger fielen in der Schlacht oder durch Proscription. Auch war man der langen Erschütterungen müde, und verlangte Ruhe um jeden Preis. Nebstdem waren die wichtigsten Bürger an das cäsar'sche Haus durch Dankbarkeit, gegenwärtiges Interesse oder Hoffnung gefesselt, und den Armen däuchten „Brod und Spiele“ mehr als die Freiheit werth. Gleichwohl hatte Octavian das Bild des ermordeten Cäsar unablässig vor

aufstrebend, durch einheimische Kraft aus unverdorbener Naturanlage entwickelt, die Frucht eines freien und freudigen Lebens der Völker. Die römische Kultur dagegen war das Produkt der Macht und Staatskunst der Weltgebieter, des übermüthigen Reichthums, der unersättlich nach erhöhten Genüssen strebte, auf einer; des leidenden Gehorsams, der gelehrig die vorgezeichnete Bahn verfolgte, auf der andern Seite, und überhaupt entstellt durch Verderbniß und Schwäche.

Zwar nicht mit Unrecht mochten die Freunde des Weltreiches rühmen, daß die Vereinigung so vieler Völker unter Eine Herrschaft alle Hindernisse weggeräumt habe, welche für die Fortschritte der Einzelnen theils in der Beschränktheit ihrer Hilfsmittel, theils in dem feindseligen Verhältniß zu den übrigen lagen; sie mochten rühmen, daß unter dem Schuz eines tiefen Friedens, und durch die Weisheit einer über so viele Länder mit gleicher Fürsorge waltenden Regierung, alle feinern Künste, alle Verbesserungen des Ackerbau's und der Gewerbe ihre Segnungen über den wichtigsten Theil der Welt ergossen, daß durch die begünstigte Verpflanzung von Früchten, Kräutern, Bäumen und Thieren, durch den ermunterten Kunstfleiß, dann durch die Wohlthaten eines regen Handels und die gegenseitig von einer Provinz der andern in Zeiten vorübergehender Bedürfnisse geleistete Aushilfe der Wohlstand aller gesichert, und allmählig das unermeßliche Reich durchaus mit herrlichen Städten geschmückt, von trefflichen Straßen in vielfacher Richtung durchschnitten, an Fruchtbarkeit einem Garten ähnlich, reich an Monumenten einer gemeinnüzigen Pracht in Anstalten und Gebäuden, und der glückliche Wohnsiz einer gedrängten, in ruhiger Eintracht und wohlgeleiteter Emsigkeit lebenden Volksmenge geworden sey.

Doch hätten solche Lobredner, bei genauerer Betrachtung, auch die Schattenseite dieses Zustandes nicht verkannt, sie würden bemerkt haben, daß die Ruhe und Ordnung im Reiche blos die Folge der Erschlaffung und der maschinenartigen Folgsamkeit, der Ueberfluß nur der Antheil der unvergleichbar geringern Zahl und alle Verfeinerung und Pracht nur schwache Hüllen des Verderbnisses und der Noth waren. Zwei Dritttheile der Bevölkerung bestanden aus Sklaven, und auch die sogenannten Freien waren der tyrannischen Willkür preis. In den Hauptstädten, zumal in Rom, herrschte grenzenloser Luxus und unbeschreibliche Korruption; in den Provinzen oder auf dem Lande war Armuth und Verminderung der Menschen fühlbar; der auffallende Mangel an Geist und Leben zeigte an, daß an den edlern Theilen eine geheime Krankheit nage, und daß kein weiteres Gedeihen, sondern der Verfall bevorstehe.

Zu den charakteristischen Zügen dieser einerseits glanzvollen, anderseits unglücklichen Kaiserzeit gehört auch der anfängliche Flor und der schnell nachgefolgte Verfall der Kunst und Wissenschaft.

Unter den Ursachen, welche im vorigen Zeitraum die Wissenschaften hoben, war eine der wichtigsten, die Freiheit, geschwunden. Dagegen schien nur durch den bereits gesammelten Schaz von Kenntnissen die Aufklärung fester begründet. Sie hatten sich über mehrere Menschenklassen und über eine größere Zahl von Völkern verbreitet, und die Vereinigung derselben unter der römischen Macht bot den Künsten und Wissenschaften eine Unermeßlichkeit von Hilfsmitteln dar. Der tiefe Friede, welcher von August an, durch lange Zeit, wenigstens die innern Länder des Reichs beglückte, ermunterte durch Ruhe und Sicherheit den stillen Fleiß; eine vermehrte Zahl von Schulen und Unterrichtsanstalten, von öffentlichen und Privat-Bibliotheken kam dem Genie hilfreich entgegen, und das gemeinsame Organ der griechischen — als der gelehrten — und der römischen — als der herrschenden — Sprache erleichterte die Mittheilung der Ideen, den Gemeinbesiz der Geisteswerke und die Gleichförmigkeit des Fortschreitens. Endlich waren mehrere Kaiser — wie gleich anfangs Augustus, dann Vespasian, Trajan, Hadrian und die Antonine — eifrige Beschüzer, zum Theil selbst Vertraute der Musen; andere beförderten wenigstens durch Prachtliebe den Flor der Kunst; und der Wetteifer der großen Städte, selbst die Eitelkeit oder Liberalität von reichen Privatpersonen, beschäftigte und ermunterte das Talent.

So viele begünstigende Umstände konnten wohl nicht ohne Früchte bleiben. Augustus Jahrhundert ist eine der glänzendsten Perioden in der Geschichte der Wissenschaften und des Geschmacks. Die Musen Latiums eiferten den griechischen nach, und beide, schwesterlich vereint, brachten Licht und Anmuth an die Ufer des Ebro, des Rheins und der Themse. Ihr Reich blieb unvermindert — dem Umfang nach — bis auf die Zeiten der barbarischen Einbrüche, und wenn gleich die Begeisterung schon frühe zu erkalten schien, so versagten sie doch, bis auf das Zeitalter der Antonine herab, den Schriftstellern ihren Beistand nicht.

Aber vom dritten Jahrhundert an fielen die Künste und Wissenschaften wie im Sturze von der lange behaupteten Höhe herab. Vor dem Ende des Zeitraums war im Abendland — Italien ausgenommen — die völlige Nacht eingebrochen; und im Morgenland streute die zusehends ermattende Flamme nur noch ein Dämmerlicht umher.

Auch ist nicht schwer, von diesem traurigen Umschwung die Ursachen zu finden. Wie begünstigend die äußeren Umstände seyn mögen: sie reichen allein nicht hin zur Hervorrufung genialischer

Werke. Die innere Kraft des Geistes, die schöpferische ist hiezu nöthig; und solche gedeiht bei aller Aufmunterung nicht, wo die erste Bedingung, die Freiheit, fehlt; so wenig bei der sorgfältigsten Pflege eine Pflanze gedeiht, wenn ihr der geeignete Boden und die Sonne fehlten. Ein Despot, wenn er auch wollte, kann den Seelen seiner Knechte jenen Schwung nicht geben, wozu nur die Freiheit Kraft verleiht. Und wie könnte er es wollen, ohne Widerspruch mit sich selbst? — Er wird sich nicht verbergen, daß aufgeklärte Bürger zwar die besten Unterthanen, aber unwillige Knechte sind. Daher wird er die Wissenschaft hassen. Jedenfalls drückt das Gewicht der Sklaverei auch den Geist nieder, und wir mögen unbedenklich die so auffallende Abnahme des Genies unter den Kaisern als nothwendige Folge der despotischen Verfassung betrachten. Die großen Alten, voll gerechten Selbstgefühls und persönlicher Würde, mochten unbesorgt dem Strom ihrer Gedanken und Gefühle Worte geben, und aus Allem, was sie umgab, den Stoff der Begeisterung schöpfen: die spätern Römlinge konnten die Erbärmlichkeit ihres — freilich nicht unverdienten — Zustandes sich nicht verbergen; die gewohnte Erniedrigung nahm ihrem Geiste die Schwungkraft, und sie mochten fühlen, daß die Sprache des freien Mannes nicht für Sklaven tauge.

Zudem verloren sich (wir wollen des natürlichen Zusammenhanges willen unsern Blick hier gleich über den ganzen Zeitraum werfen) nach und nach die guten Verhältnisse der frühern Kaiserzeit: An die Stelle des Friedens trat eine traurige Folge von innern und äußern Kriegen. Die Musen flohen beim Anblick der Verwüstung, und die verarmten Einwohner, denen es an Mitteln der physischen Existenz gebrach, konnten nicht an Verschönerung ihres Daseyns denken. Solchem Elend der Provinzen sprach die Verschwendung der Hauptstädte Hohn; aber die edlere Kunst verschmäht es gleichfalls, blos Dienerin des übermüthigen Luxus zu seyn. Indessen schärfte sich fortwährend die Geißel der Despotie. Es kehrten keine Antonine wieder. Selbst diejenigen Kaiser, deren Energie und Tugend den Verfall des Reichs zurückhielt, (Claudius, Aurelian, Probus, Diocletian &c.) waren den Wissenschaften fremd, und nur in Lagern oder in Handhabung der Geschäfte groß. Gewohnheit und Drang der Umstände führten zur Verachtung des friedlichen Talents. Nur die Rechtsgelehrsamkeit, deren Studium die künstlichere Staatsverwaltung nothwendig und einträglich machte, wurde mit Erfolg getrieben. In der Arzneikunde, welche gleichfalls unentbehrlich schien, trat man den alten Meistern nach; endlich aber verschlang — was schon früher zum Theil der Eklektik gethan — die mystische und Streit-Theologie die noch aufkommenden Talente.

Die Künste und Wissenschaften der Heiden schienen so innig mit ihrem verabscheuten Religionssystem verbunden, in ihren Werken des Geistes und des Geschmackes stieß man so unausgesezt auf mythologische Gräuel, daß bei den von noch frischem Eifer beseelten Christen ganz natürlich der Haß von Einem auch auf's Andere überging. Kunstwerke und Bücher der Heiden wurden der Gegenstand einer frommen Verfolgung (früher hatten die Kaiser die Bücher der Christen bekriegt), manches der Unsterblichkeit Würdige ging unwiederbringlich zu Grunde. Die Barbaren, welche in die Provinzen stürmten, und ohne Unterschied das Profane wie das Heilige zerstörten, beförderten unabsichtlich die Wünsche der Zeloten. Zu arm an Genie, um etwas Neues zu schaffen, hatte man kaum den Geschmack mehr, das Bessere zur Abschrift auszuwählen. Die Manuscripte verschwanden, und der Geist der Menschen, dem es nun vollends an Nahrung und Erhebung gebrach, versank in Lethargie.

Aber weit später, und weniger vollständig als im Abendland, geschah solches in den Ländern der griechischen Zunge. Noch spät traten einzelne Schriftsteller auf, deren das Zeitalter Alexanders sich nicht hätte schämen dürfen; noch ehrte, noch liebte hier eine große Menschenzahl Gelehrsamkeit und Kunst. Solche Neigung war durch die Art und Weise, wie überhaupt die hellenische Geisteskultur sich erhoben hatte, ein wesentlicher Zug im Nationalcharakter der Griechen geworden. Die Nachkommen Derjenigen, welche anerkannt die Lehrer der Menschen gewesen, fühlten sich aufgefordert, den ererbten Ruhm zu behaupten; Patriotismus oder Nationalstolz trieb sie an, über die verhaßten Gebieter, deren Waffen und Politik sie hatten weichen müssen, wenigstens an Geist und Geschmack sich fortwährend zu erheben. Dagegen waren die Wissenschaften und Künste in Rom niemals wahres Nationalbesitzthum gewesen. Selbst die Sprache hatte hier nicht durch die Volkskultur, sondern nur durch das Genie einzelner Männer, welche Griechenland ihre Bildung verdankten, die Vervollkommnung erhalten.

Indessen konnte auch Griechenland dem allgemeinen Zeitgeist nicht entweichen. Immer seltener und seltener erschienen wahrhaft erleuchtete Männer. Der Streit mit den großen Alten war zu ungleich. Muth und Kraft fehlten, um neue Bahnen mit Erfolg zu brechen. Matte Nachahmung blieb allein noch übrig. Nicht die Fortführung der Wissenschaft, nur die Erklärung der vorhandenen Bücher wurde das Geschäft der Gelehrten. Anstatt der schöpferischen Genien, welche in schönern Zeiten geglänzt, füllten sich die Schulen und Bibliotheken mit Grammatikern, Kunstrichtern und Commentatoren.

Von Commodus bis zum Untergang des abendländischen Reichs.

Anfang des Verfalls.

M. Aurels einziger Sohn, Aurelius Commodus, der ihm folgte, war der erste im Purpur geborne Prinz auf dem römischen Kaiserthron. Seine Laster machten mit den Tugenden des Vaters den schrecklichsten Kontrast. So wie einst Nero, fing er mit zügelloser Ausschweifung an, nnd endete mit entsezlicher Grausamkeit und Unsinn. Eine Menge der edelsten Senatoren und Bürger wurden Opfer seines ungereizten Blutdurstes, welchem er mitunter auch seine eigenen Creaturen und die Genossen seiner Lüste schlachtete. Und immer verworfener wurde sein Gemüth. Nicht eine gute Empfindung, nicht eine ehrbare Neigung blieb in demselben zurück. Seine Zeit brachte er entweder in schändlicher Lust, oder bei den Spielen des Amphitheaters zu, nicht als Zuseher, sondern als Kämpfer, anfangs gegen wilde Thiere, darauf gegen Menschen. Berauscht von dem Ruhme des Gladiators, entweihte er die Majestät des Throns durch öffentliche Ausübung eines mit natürlicher und gesezlicher Schande gebrandmarkten Gewerbes. Sieben hundert fünf und dreißig Mal sahen die Römer ihren Kaiser und den Sohn des Marcus auf der Arena kämpfen. In den Fechtschulen that er es täglich, ja er ließ sich sogar einen (freilich kaiserlich erhöhten) Sold aus der Fechterkasse abreichen, und zählte mit abenteuerlichem Stolz die vielen Siege auf, die er — mit ungleichen Waffen — über seine mitleidswürdigen Gegner erkämpfte.

Diesen Fürsten ertrug das römische — an die Verwaltung der Antonine gewöhnte — Volk dreizehn Jahre! Ja noch länger hätte es ihn ertragen, wäre er nicht durch einen von seiner Buhlerin bestellten Ringer erwürgt worden (193). Jezt erst, als der Tyrann todt war, brach die lang verhaltene Wuth in laute Verwünschungen aus.

Commodus hatte bald nach seines Vaters Tod den Frieden von den Teutschen erkauft, da er die Mühseligkeiten der Feldzüge scheute. Aber fortwährende Einfälle barbarischer Nationen in's römische Gebiet, denen man mühsam widerstand, verkündeten den herannahenden Verfall.

Die Verschworenen gegen Commodus, unter ihnen Lätus, der Präfect der prätorischen Garde, hatten zu dessen Nachfolger den Präfectus Urbi Helvidius Pertinax auserseben, einen ehrwürdigen Greis, welcher von dem gemeinsten Stand blos durch

tung als König, erhielt. Nach seinem Tod (44) hörte der Schein der Selbstständigkeit wieder auf. Römische Statthalter regierten das Land, wiewohl man dem jüngern Agrippa einen kleinen Theil prekarisch überließ.

Bei aller Unterdrückung durch Waffen und Machtsprüche hatten doch die Juden seit langer Zeit in Rom selbst eine wichtige Rolle gespielt, als Mäkler, Wechsler, Kaufleute, oder auch als zahlreicher Pöbelhaufe, dessen Geschrei und Arme listige Parteihäupter benuzten: Im Ganzen waren sie von den Römern gehaßt, selbst verachtet, aber ihr Geld lockte zu Plünderungen an. Fortwährende Erpressungen der Statthalter vermehrten den Widerwillen der Juden gegen das römische Joch. Alte Weissagungen von einem kommenden Messias nährten die Hoffnung der Befreiung. Endlich entstand gegen die allzuschreiende Bedrückung des Statthalters Gessius Florus ein allgemeiner Aufruhr der Juden (66). Jerusalem und alle Festen des Landes fielen in ihre Gewalt; der Präfekt von Syrien wurde geschlagen. Da sandte Nero den Feldherrn Vespasianus gegen sie mit großer Macht. Vergebens war der Eifer der Juden, ihre Wuth, ihre Verzweiflung. Es wurde erfüllt, was mit Seherblick verkündet worden, und was unausweichlich war nach dem Geist des Volkes und den Umständen der Zeit. In einer Reihe blutiger Gefechte schrecklich hingewürgt, ließen die Verzweifelten nicht ab vom ungleichen Kampf. Noch blieb ihnen die Hauptstadt; da wurde Vespasian von seinem Heer zum Imperator ausgerufen, zog nach Rom, und überließ dem Sohn Titus die Beendigung des Krieges. Welche Schrecknisse die schwärzeste Phantasie zu ersinnen vermag, häuften sich in der unglücklichen Stadt. Die Spaltung in verschiedene Parteien vollendete das Unheil. In förmlichen Schlachten zerrissen sich unter einander die Vertheidiger derselben Stadt und forderten durch gehäufte Frevel den Grimm des Siegers auf. Nur stürmend, durch Flammen und über Berge von Leichen, konnte er den Weg sich bahnen durch die Straßen Jerusalems. Unter dem Geheul der Verzweiflung sank die Stadt Davids, sank der ehrwürdige Tempel in Schutt und Asche. Eilfmalhunderttausend Menschen sollen nach Josephus Flavius umgekommen seyn in diesem Krieg. Hunderttausend wurden gefangen. Der Rest der Nation wurde zerstreut über die Länder, verlor aber bei aller Erniedrigung die Anhänglichkeit an's mosaische Gesez, den fanatischen Eifer und die Hoffnung auf einen Messias nicht. Gegen Kaiser Hadrianus, der da auf der geheiligten Stätte Jerusalems eine profane Stadt, Aelia Capitolina, und auf Zion einen Tempel Jupiters bauen ließ, führte Bar-Cocheba (Sohn des Sternes), der vermeinte Messias, herbeigeströmte, zahllose Schaaren zum

verzweifelten Kampf. Aus Britannien berief Hadrian die Legionen gegen den wüthenden Feind. An sechsmalhunderttausend Menschen verloren das Leben. Viele wurden als Sklaven verkauft; der Uebrigen Loos war völlige Zerstreuung, Druck und Schmach. Aber fortan, und bis auf den heutigen Tag, haben sich die Nachkommen dieser merkwürdigen Nation, ohne Vermischung mit den übrigen Völkern, unter denen sie meist in Verachtung und gegenseitiger Abneigung leben, erhalten, hartnäckig den überlieferten Lehren und Satzungen anhängend, allem Neuen widerstrebend, ohne Nachgiebigkeit gegen den Geist der Zeiten und Orte, lebendige Mumien der alten Welt.

Vespasian. Titus. Domitian.

Wir kehren nach Rom zurück. Hier wurde nach Nero's Tod der 70jährige Sulpitius Galba, welchen die spanische Armee zum Imperator ausgerufen, von dem Senat bestätigt. Die Prätorianer ermordeten den strengen Herrn, und gaben das Reich an Salvius Otho. Schon früher hatte auch die germanische Armee ihren Feldherrn Aulus Vitellius zum Imperator ernannt. Seine Truppen zogen über die Alpen. Da verlor Otho ein Treffen bei Bedriacum, und gab sich den Tod, um des Bürgerbluts zu schonen. Vitellius nahm vom Thron Besitz, um ihn durch thierische Völlerei zu schänden. Bald bezahlte er die Freuden der Tafel mit einem schmählichen Tod (69).

Flavius Vespasianus, dessen Truppen solches Strafgericht übten, war von der morgenländischen Armee mit dem Purpur bekleidet worden, und verdiente seine Erhebung. Er ehrte den Senat, ließ von demselben sich die Gewalt bestätigen, beruhigte das Reich, verschönerte Rom, füllte die erschöpfte Schatzkammer, und kriegte gegen die Juden, Parther und Briten glücklich; zweifelhaft gegen die Bataver. Herrische Strenge und etwas engherzige Geldliebe sind jedoch Flecken seiner (neunjährigen) Regierung.

Dagegen erfreute Titus (79), sein Sohn, das Menschengeschlecht durch die volle Liebenswürdigkeit einer schönen Seele. Nur zwei Jahre besaß er den Thron; noch waren sie durch natürliche Unglücksfälle getrübt. Aber sie haben hingereicht, den Namen des Fürsten, welcher „den Tag für verloren achtete, an dem er Niemanden Gutes erwiesen," mit unvergänglicher Glorie zu schmücken.

Sein ihm unähnlicher Bruder Domitianus (81) ahmte die verworfenen Cäsarn nach. Er war Lüstling, Räuber und Tyrann, und ließ mit frechem Uebermuth sich Herr und Gott nennen,

während er Sklave seiner Verschnittenen und der Zeichendeuter war, und — was in Rom nach nie geschehen — von einem barbarischen Feind den Frieden kaufte. Diurbaneus Decebalus, König von Dacien, war es, der solchen Tribut erpreßte, nachdem er die Legionen geschlagen und einige Provinzen verwüstet hatte. Domitianus wurde ermordet, auf Anstiften seiner Gattin (96).

Nerva bis M. Aurel.

Vom jezt an, fast hundert Jahre lang, genossen die Römer das wunderwürdige Glück einer fortwährend weisen und väterlichen Regierung. Die Fürsten, welche in dieser Zeit den Scepter führten, gelangten nicht durch den Zufall der Geburt zur Herrschaft, und wurden nicht in der Jugend schon durch Hoheitsgedanken verderbt. Adoption, welche nur das Verdienst bestimmte, brachte immer den Würdigsten zur Thronfolge; Dankbarkeit, Nacheiferung, Ehrgeiz, dem Vertrauen zu entsprechen, munterten zur Pflicht auf. Der Cretenser Cocceius Nerva, ein tugendhafter Greis, vom Senat zum Nachfolger Domitians ernannt, wurde der Wohlthäter der Welt dadurch, daß er den vortrefflichen M. Ulpius Trajanus — Spanier von Geburt und damals Feldherr in Teutschland — zum Sohn, Reichsgehilfen und Thronfolger erklärte.

Trajan (98), der „beste Fürst“ — Zeitgenossen und Nachwelt nannten ihn also —, dessen Tugenden man nach Jahrhunderten noch den Kaisern als hohes Vorbild pries (durch den Zuruf: Sis felicior Augusto, sis *melior Trajano*), stellt uns in seinem Charakter die schönste Vereinigung aller großen und liebenswürdigen Eigenschaften dar. Während er mit hellem Blick und väterlichem Sinn alle Zweige der Verwaltung seines unermeßlichen Reiches durchdrang, und was die Weisheit eingegeben, kraftvoll, beharrlich vollführte, mit dem treuesten Eifer über die öffentliche Wohlfahrt, so wie über die Rechte der Einzelnen wachte und nur darum zu regieren schien, um der Welt die gute Seite der Alleinherrschaft im strahlendsten Lichte zu zeigen: huldigte er selbst mit liberalem Geist den Grundsäzen der Republik, vermaß sich nicht, wie seine Vorfahren, über dem Gesez zu stehen, gab dem Senat Freiheit durch seinen Willen, Würde durch seine Achtung wieder, stellte die Volkswahlen und das selbstständige Ansehen der Magistrate her, ließ die Majestätsgeseze schweigen und entfernte von sich das niederdrückende Schaugepränge der unumschränkten Gewalt. Allen Bürgern zugänglich und unter ihnen wie der Vater unter geliebten Kindern, wie der Freund unter Freunden lebend, schien er blos durch höhere Tugend ausgezeichnet: so wie er selbst keinen Maßstab der Gunst als jenen des Verdienstes kannte. Mit so

vielen Friedenstugenden verband Trajan auch glänzenden Kriegsruhm. In zwei Kriegen gegen den trozigen Decebalus rächte er Domitianus Schmach. Ganz Dacien wurde eine römische Provinz. Der König, über den Trümmern seiner Macht, gab sich den Tod. Noch glorreicher waren die parthischen Züge. Seit Crassus Zeit war der Parther Name den Römern schrecklich gewesen; unverwischt zeigte Syrien die Spuren alter und neuer Verwüstungen. Trajan führte seine Legionen über den Euphrat, unterwarf sich Armenien, Mesopotamien, sezte über den reißenden Tigris, eroberte die Königssize Seleucia und Ctesiphon, und drang bis zum persischen Meerbusen. Vielleicht hätte Asien durch Trajan ein bleibendes Gesez erhalten, wären nicht durch den Tod seine großen Plane vereitelt worden. In dem kritischen Zeitpunkt einer abermals über alle Eroberungen ausbrechenden Empörung starb der Kaiser (117), und es stürzte zusammen, was er hier mühsam gebaut hatte.

Denn Aelius Hadrianus, sein Nachfolger durch Verwandtschaft und vermuthetete Adoption, gab alle Eroberungen jenseits des Euphrat zurück, und beschränkte seinen Ruhm auf Erhaltung der innern Wohlfahrt und Stärke. Wenige Fürsten glichen ihm an umfassender Kenntniß der Geschäfte, Wenige an Thätigkeit und Eifer. Alle Provinzen seines weiten Reiches durchreiste er zu Fuß, und ließ einer jeden den Segen wohlthätiger Einrichtungen zurück. Auch gelehrt und den Künsten freundlich war er, aber minder sanft und liebenswürdig als Trajan. Er wußte, daß er Herr sey, und ließ es fühlen. Die lezte Periode seines Lebens ist von Härten, selbst von Ungerechtigkeiten nicht frei, so daß nach seinem Tode der Senat, der von Trajans Güte den Maßstab nahm, anstand, seinem Andenken die gewöhnlichen Ehren zu erweisen (138).

Hadrian hatte in der Person des adoptirten Titus Antoninus Pius sich den tugendhaftesten aller Menschen zum Nachfolger gegeben. Während seiner 23jährigen Verwaltung herrschte Ruhe, Ueberfluß und — bis auf unbedeutende Grenzirrungen — Friede in der römischen Welt. Unterthanen und Magistrate schienen die stillen Tugenden ihres Fürsten nachzuahmen. Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Ordnungsliebe beglückten das Reich; gehässige Leidenschaften, unsittliche Triebe verbargen sich. Auch äußere Völker faßten Achtung und Zutrauen für einen Monarchen, welcher „lieber einem Bürger das Leben erhalten, als tausend Feinden es nehmen" mochte, und schlichteten ihre Fehden nach seinem Ausspruch. Seit Numa, mit welchem man ihn billig verglich, hatte Rom keinen solchen Gewalthaber besessen.

Antoninus hatte gleich bei seiner Erhebung und auf Ha-

drians Verlangen den hoffnungsvollen Marcus Aurelius und den L. Verus adoptirt. Der Beschluß des Senats bestimmte den Ersten zum Nachfolger des hingeschiedenen Kaisers (161); aber er erklärte alsogleich den L. Verus zum Mitherrscher und Augustus. Doch Verus überließ seinem Thronkollegen, dessen Ueberlegenheit er anerkannte, ohne Einspruch die Leitung der Geschäfte und sich selbst der Thatlosigkeit und dem Genusse der Lust. Nur in dem parthischen Krieg, der bald nach Antoninus Tod begonnen, ermunterte er sich zu einiger Anstrengung. Doch nicht sowohl Er, als sein Legat Avidius Cassius war Sieger der Parther und drang bis Ctesiphon. Schon im achten Jahr des Reichs starb Verus.

Desto ungetheilter war der Eifer, die Thätigkeit und der Ruhm des großen Marcus, der an Tugend, Rechtlichkeit und Milde Antoninus glich, an Kraft der Seele ihn übertraf, wenigstens geprüfter war, und mit dem Glanz der Herrschergaben die Würde der erhabensten Philosophie verband. Sein ganzes Leben war der schönste praktische Commentar der Grundsäze Zeno's, welche der kaiserliche Weise auch sonst durch Rede und Schrift verkündete.

Unter diesem Kaiser erfuhr das Reich den ersten nachdrücklichen Stoß von den Völkern des Nordens. Auf Dacien stürmten Bastarner und Alanen, von den hinter ihnen befindlichen Gothen gedrückt, und die Donauvölker, in einen großen Bund vereint, brachen ins römische Land. Bis Aquileja wälzte sich der Strom, und zu diesem Schrecken der Markomannen (Sie waren die stärksten des Bundes) gesellte sich eine Pest in Italien, Aufruhr in mehreren Provinzen und der fortdauernde parthische Krieg. Nach einem achtjährigen müh- und gefahrvollen Kampf und verschiedenem Glückswechsel schloß der tapfere Marcus (174) einen rühmlichen Frieden. Ein neuer Ausbruch des teutschen Krieges hielt den Kaiser bei den Legionen zurück. Seine Seele litt beim Anblick der Verwüstung, und sein Körper erlag der unaufhörlichen Mühe. Er starb zu Sirmium (180), beweint wie Trajan, und empfing noch von späten Geschlechtern den Tribut einer dankbaren, religiösen Verehrung.

Kulturzustand. Kunst und Wissenschaft.

Das Glück und die Kultur der römischen Welt von Trajans bis M. Aurels Zeit, so wie früher unter Augustus, gibt uns den freundlichen, erquickenden Anblick nicht, wie jene, die wir im vorigen Zeitraum in den Ländern der griechischen Zunge und auch im freien Italien blühen sahen. Dieselbe war vielseitig und

aufstrebend, durch einheimische Kraft aus unverdorbener Naturanlage entwickelt, die Frucht eines freien und freudigen Lebens der Völker. Die römische Kultur dagegen war das Produkt der Macht und Staatskunst der Weltgebieter, des übermüthigen Reichthums, der unersättlich nach erhöhten Genüssen strebte, auf einer; des leidenden Gehorsams, der gelehrig die vorgezeichnete Bahn verfolgte, auf der andern Seite, und überhaupt entstellt durch Verderbniß und Schwäche.

Zwar nicht mit Unrecht mochten die Freunde des Weltreiches rühmen, daß die Vereinigung so vieler Völker unter Eine Herrschaft alle Hindernisse weggeräumt habe, welche für die Fortschritte der Einzelnen theils in der Beschränktheit ihrer Hilfsmittel, theils in dem feindseligen Verhältniß zu den übrigen lagen; sie mochten rühmen, daß unter dem Schuz eines tiefen Friedens, und durch die Weisheit einer über so viele Länder mit gleicher Fürsorge waltenden Regierung, alle feinern Künste, alle Verbesserungen des Ackerbau's und der Gewerbe ihre Segnungen über den wichtigsten Theil der Welt ergossen, daß durch die begünstigte Verpflanzung von Früchten, Kräutern, Bäumen und Thieren, durch den ermunterten Kunstfleiß, dann durch die Wohlthaten eines regen Handels und die gegenseitig von einer Provinz der andern in Zeiten vorübergehender Bedürfnisse geleistete Aushilfe der Wohlstand aller gesichert, und allmählig das unermeßliche Reich durchaus mit herrlichen Städten geschmückt, von trefflichen Straßen in vielfacher Richtung durchschnitten, an Fruchtbarkeit einem Garten ähnlich, reich an Monumenten einer gemeinnüzigen Pracht in Anstalten und Gebäuden, und der glückliche Wohnsiz einer gedrängten, in ruhiger Eintracht und wohlgeleiteter Emsigkeit lebenden Volksmenge geworden sey.

Doch hätten solche Lobredner, bei genauerer Betrachtung, auch die Schattenseite dieses Zustandes nicht verkannt, sie würden bemerkt haben, daß die Ruhe und Ordnung im Reiche blos die Folge der Erschlaffung und der maschinenartigen Folgsamkeit, der Ueberfluß nur der Antheil der unvergleichbar geringern Zahl und alle Verfeinerung und Pracht nur schwache Hüllen des Verderbnisses und der Noth waren. Zwei Dritttheile der Bevölkerung bestanden aus Sklaven, und auch die sogenannten Freien waren der tyrannischen Willkür preis. In den Hauptstädten, zumal in Rom, herrschte grenzenloser Luxus und unbeschreibliche Korruption; in den Provinzen oder auf dem Lande war Armuth und Verminderung der Menschen fühlbar; der auffallende Mangel an Geist und Leben zeigte an, daß an den edlern Theilen eine geheime Krankheit nage, und daß kein weiteres Gedeihen, sondern der Verfall bevorstehe.

Zu den charakteristischen Zügen dieser einerseits glanzvollen, anderseits unglücklichen Kaiserzeit gehört auch der anfängliche Flor und der schnell nachgefolgte Verfall der Kunst und Wissenschaft.

Unter den Ursachen, welche im vorigen Zeitraum die Wissenschaften hoben, war eine der wichtigsten, die Freiheit, geschwunden. Dagegen schien nur durch den bereits gesammelten Schaz von Kenntnissen die Aufklärung fester begründet. Sie hatten sich über mehrere Menschenklassen und über eine größere Zahl von Völkern verbreitet, und die Vereinigung derselben unter der römischen Macht bot den Künsten und Wissenschaften eine Unermeßlichkeit von Hilfsmitteln dar. Der tiefe Friede, welcher von August an, durch lange Zeit, wenigstens die innern Länder des Reichs beglückte, ermunterte durch Ruhe und Sicherheit den stillen Fleiß; eine vermehrte Zahl von Schulen und Unterrichtsanstalten, von öffentlichen und Privat-Bibliotheken kam dem Genie hilfreich entgegen, und das gemeinsame Organ der griechischen — als der gelehrten — und der römischen — als der herrschenden — Sprache erleichterte die Mittheilung der Ideen, den Gemeinbesiz der Geisteswerke und die Gleichförmigkeit des Fortschreitens. Endlich waren mehrere Kaiser — wie gleich anfangs Augustus, dann Vespasian, Trajan, Hadrian und die Antonine — eifrige Beschüzer, zum Theil selbst Vertraute der Musen; andere beförderten wenigstens durch Prachtliebe den Flor der Kunst; und der Wetteifer der großen Städte, selbst die Eitelkeit oder Liberalität von reichen Privatpersonen, beschäftigte und ermunterte das Talent.

So viele begünstigende Umstände konnten wohl nicht ohne Früchte bleiben. Augustus Jahrhundert ist eine der glänzendsten Perioden in der Geschichte der Wissenschaften und des Geschmacks. Die Musen Latiums eiferten den griechischen nach, und beide, schwesterlich vereint, brachten Licht und Anmuth an die Ufer des Ebro, des Rheins und der Themse. Ihr Reich blieb unvermindert — dem Umfang nach — bis auf die Zeiten der barbarischen Einbrüche, und wenn gleich die Begeisterung schon frühe zu erkalten schien, so versagten sie doch, bis auf das Zeitalter der Antonine herab, den Schriftstellern ihren Beistand nicht.

Aber vom dritten Jahrhundert an fielen die Künste und Wissenschaften wie im Sturze von der lange behaupteten Höhe herab. Vor dem Ende des Zeitraums war im Abendland — Italien ausgenommen — die völlige Nacht eingebrochen; und im Morgenland streute die zusehends ermattende Flamme nur noch ein Dämmerlicht umher.

Auch ist nicht schwer, von diesem traurigen Umschwung die Ursachen zu finden. Wie begünstigend die äußeren Umstände seyn mögen: sie reichen allein nicht hin zur Hervorrufung genialischer

Werke. Die **innere** Kraft des Geistes, die schöpferische ist hiezu nöthig; und solche gedeiht bei aller Aufmunterung nicht, wo die erste Bedingung, die Freiheit, fehlt; so wenig bei der sorgfältigsten Pflege eine Pflanze gedeiht, wenn ihr der geeignete Boden und die Sonne fehlten. Ein Despot, wenn er auch wollte, kann den Seelen seiner Knechte jenen Schwung nicht geben, wozu nur die Freiheit Kraft verleiht. Und wie könnte er es **wollen**, ohne Widerspruch mit sich selbst? — Er wird sich nicht verbergen, daß aufgeklärte Bürger zwar die besten **Unterthanen**, aber unwillige **Knechte** sind. Daher wird er die Wissenschaft hassen. Jedenfalls drückt das Gewicht der Sklaverei auch den Geist nieder, und wir mögen unbedenklich die so auffallende Abnahme des Genies unter den Kaisern als nothwendige Folge der despotischen Verfassung betrachten. Die großen Alten, voll gerechten Selbstgefühls und persönlicher Würde, mochten unbesorgt dem Strom ihrer Gedanken und Gefühle Worte geben, und aus Allem, was sie umgab, den Stoff der Begeisterung schöpfen: die spätern Römlinge konnten die Erbärmlichkeit ihres — freilich nicht unverdienten — Zustandes sich nicht verbergen; die gewohnte Erniedrigung nahm ihrem Geiste die Schwungkraft, und sie mochten fühlen, daß die Sprache des freien Mannes nicht für Sklaven tauge.

Zudem verloren sich (wir wollen des natürlichen Zusammenhanges willen unsern Blick hier gleich über den ganzen Zeitraum werfen) nach und nach die guten Verhältnisse der frühern Kaiserzeit: An die Stelle des Friedens trat eine traurige Folge von innern und äußern **Kriegen**. Die Musen flohen beim Anblick der Verwüstung, und die verarmten Einwohner, denen es an Mitteln der physischen Existenz gebrach, konnten nicht an **Verschönerung** ihres Daseyns denken. Solchem Elend der Provinzen sprach die Verschwendung der Hauptstädte Hohn; aber die edlere Kunst verschmäht es gleichfalls, blos Dienerin des übermüthigen Luxus zu seyn. Indessen schärfte sich fortwährend die Geißel der Despotie. Es kehrten keine Antonine wieder. Selbst diejenigen Kaiser, deren Energie und Tugend den Verfall des Reichs zurückhielt, (**Claudius**, **Aurelian**, **Probus**, **Diocletian** rc.) waren den Wissenschaften fremd, und nur in Lagern oder in Handhabung der Geschäfte groß. Gewohnheit und Drang der Umstände führten zur Verachtung des friedlichen Talents. Nur die **Rechtsgelehrsamkeit**, deren Studium die künstlichere Staatsverwaltung nothwendig und einträglich machte, wurde mit Erfolg getrieben. In der **Arzneikunde**, welche gleichfalls unentbehrlich schien, trat man den alten Meistern nach; endlich aber verschlang — was schon früher zum Theil der **Eklektik** gethan — die **mystische** und **Streit-Theologie** die noch aufkommenden Talente.

Die Künste und Wissenschaften der Heiden schienen so innig mit ihrem verabscheuten Religionssystem verbunden, in ihren Werken des Geistes und des Geschmackes stieß man so unausgesezt auf mythologische Gräuel, daß bei den von noch frischem Eifer beseelten Christen ganz natürlich der Haß von Einem auch auf's Andere überging. Kunstwerke und Bücher der Heiden wurden der Gegenstand einer frommen Verfolgung (früher hatten die Kaiser die Bücher der Christen bekriegt), manches der Unsterblichkeit Würdige ging unwiederbringlich zu Grunde. Die Barbaren, welche in die Provinzen stürmten, und ohne Unterschied das Profane wie das Heilige zerstörten, beförderten unabsichtlich die Wünsche der Zeloten. Zu arm an Genie, um etwas Neues zu schaffen, hatte man kaum den Geschmack mehr, das Bessere zur Abschrift auszuwählen. Die Manuscripte verschwanden, und der Geist der Menschen, dem es nun vollends an Nahrung und Erhebung gebrach, versank in Lethargie.

Aber weit später, und weniger vollständig als im Abendland, geschah solches in den Ländern der griechischen Zunge. Noch spät traten einzelne Schriftsteller auf, deren das Zeitalter Alexanders sich nicht hätte schämen dürfen; noch ehrte, noch liebte hier eine große Menschenzahl Gelehrsamkeit und Kunst. Solche Neigung war durch die Art und Weise, wie überhaupt die hellenische Geisteskultur sich erhoben hatte, ein wesentlicher Zug im Nationalcharakter der Griechen geworden. Die Nachkommen Derjenigen, welche anerkannt die Lehrer der Menschen gewesen, fühlten sich aufgefordert, den ererbten Ruhm zu behaupten; Patriotismus oder Nationalstolz trieb sie an, über die verhaßten Gebieter, deren Waffen und Politik sie hatten weichen müssen, wenigstens an Geist und Geschmack sich fortwährend zu erheben. Dagegen waren die Wissenschaften und Künste in Rom niemals wahres Nationalbesitzthum gewesen. Selbst die Sprache hatte hier nicht durch die Volkskultur, sondern nur durch das Genie einzelner Männer, welche Griechenland ihre Bildung verdankten, die Vervollkommnung erhalten.

Indessen konnte auch Griechenland dem allgemeinen Zeitgeist nicht entweichen. Immer seltener und seltener erschienen wahrhaft erleuchtete Männer. Der Streit mit den großen Alten war zu ungleich. Muth und Kraft fehlten, um neue Bahnen mit Erfolg zu brechen. Matte Nachahmung blieb allein noch übrig. Nicht die Fortführung der Wissenschaft, nur die Erklärung der vorhandenen Bücher wurde das Geschäft der Gelehrten. Anstatt der schöpferischen Genien, welche in schönern Zeiten geglänzt, füllten sich die Schulen und Bibliotheken mit Grammatikern, Kunstrichtern und Commentatoren.

Von Commodus bis zum Untergang des abendländischen Reichs.

Anfang des Verfalls.

M. Aurels einziger Sohn, Aurelius Commodus, der ihm folgte, war der erste im Purpur geborne Prinz auf dem römischen Kaiserthron. Seine Laster machten mit den Tugenden des Vaters den schrecklichsten Kontrast. So wie einst Nero, fing er mit zügelloser Ausschweifung an, nnd endete mit entsezlicher Grausamkeit und Unsinn. Eine Menge der edelsten Senatoren und Bürger wurden Opfer seines ungereizten Blutdurstes, welchem er mitunter auch seine eigenen Creaturen und die Genossen seiner Lüste schlachtete. Und immer verworfener wurde sein Gemüth. Nicht eine gute Empfindung, nicht eine ehrbare Neigung blieb in demselben zurück. Seine Zeit brachte er entweder in schändlicher Lust, oder bei den Spielen des Amphitheaters zu, nicht als Zuseher, sondern als Kämpfer, anfangs gegen wilde Thiere, darauf gegen Menschen. Berauscht von dem Ruhme des Gladiators, entweihte er die Majestät des Throns durch öffentliche Ausübung eines mit natürlicher und gesezlicher Schande gebrandmarkten Gewerbes. Sieben hundert fünf und dreißig Mal sahen die Römer ihren Kaiser und den Sohn des Marcus auf der Arena kämpfen. In den Fechtschulen that er es täglich, ja er ließ sich sogar einen (freilich kaiserlich erhöhten) Sold aus der Fechterkasse abreichen, und zählte mit abenteuerlichem Stolz die vielen Siege auf, die er — mit ungleichen Waffen — über seine mitleidswürdigen Gegner erkämpfte.

Diesen Fürsten ertrug das römische — an die Verwaltung der Antonine gewöhnte — Volk dreizehn Jahre! Ja noch länger hätte es ihn ertragen, wäre er nicht durch einen von seiner Buhlerin bestellten Ringer erwürgt worden (193). Jezt erst, als der Tyrann todt war, brach die lang verhaltene Wuth in laute Verwünschungen aus.

Commodus hatte bald nach seines Vaters Tod den Frieden von den Teutschen erkauft, da er die Mühseligkeiten der Feldzüge scheute. Aber fortwährende Einfälle barbarischer Nationen in's römische Gebiet, denen man mühsam widerstand, verkündeten den herannahenden Verfall.

Die Verschworenen gegen Commodus, unter ihnen Lätus, der Präfect der prätorischen Garde, hatten zu dessen Nachfolger den Präfectus Urbi Helvidius Pertinax auserseben, einen ehrwürdigen Greis, welcher von dem gemeinsten Stand blos durch

Verdienst zu den höchsten Stellen sich emporgeschwungen hatte, und auch sogleich die freudige Anerkennung des Senats und des Volkes erhielt. Nicht also die Prätorianer, welche, allein mißvergnügt unter dem allgemeinen Jubel, den Tyrannen zurückwünschten, der ihrem Uebermuth geschmeichelt hatte. Sie ermordeten den tugendhaften Pertinax.

Hierauf, mit unerhörter Frechheit, versteigerten die Prätorianer das Reich. Didius Julianus, ein reicher Senator, that das höchste Gebot — 1300 Thaler auf den Mann —, und es ward ihm gehuldigt. Aber die Heere in Illyricum und Syrien riefen ihre Generale Septimius Severus und Pescennius Niger zu Imperatoren aus. In Britannien erklärte Clodius Albinus sich für die Freiheit. Severus rückte auf Rom, wo der unglückliche Julian, von den Prätorianern verlassen und vom Senat verurtheilt, für seinen vermessenen Kauf unter dem Schwert des Henkers büßte (194). Auch Niger und Albinus, beide getäuscht durch Severs verstellte Freundschaft, erlagen Einer nach dem Andern dem großen Kriegstalent und der gewissenlosen Tücke dieses streng soldatisch gesinnten Fürsten. Derselbe haßte Ton und Formen der Republik, trat in Staub den Senat, welcher das Recht der Berathschlagung, wohl gar der Vorstellung, sich anmaßte, verachtete das Volk, als welches blos zum Dienen und Tragen vorhanden, und vermehrte durch Geseze und Gunst das früher schon drückende Uebergewicht der Soldaten. Zwar die prätorische Garde, welche das Reich verkauft hatte, wurde hart von ihm bestraft, durch Demüthigung und Entlassung; aber er erwählte sich eine neue, die viermal stärker war, und aus einem Ausschuß aller Legionen bestand. Mit derselben gedachte er nicht nur Rom und Italien, sondern auch die Armeen zu schrecken, wenn sie etwa aufrührisch würden. Und er erreichte seinen Zweck, aber gab auch seinen Nachfolgern in dem Präfectus Prätorio selbst den fürchterlichsten Feind.

Bassianus Antoninus, den man Caracalla nannte, und Septimius Geta, seine Söhne, wurden durch den Willen des Vaters und den Zuruf des Heeres gemeinschaftlich zu Kaisern ernannt und hierdurch zu unversöhnlichen Feinden gemacht. Bei einer Zusammenkunft, in den Armen der Mutter, welche Vermittlerin seyn wollte, wurde Geta von seinem Bruder getödtet. Dieser ruchlose, wollüstige, jedoch mit Thatkraft versehene Bösewicht brachte an 20,000 Menschen, als Anhänger, Diener oder Freunde des Geta, um, und tyrannisirte noch fünf Jahre; bis ihn Opilius Macrinus, sein Präfectus Prätorio, tödtete (217).

Dieser mit seinem Sohn nahm den Purpur, und wurde gestürzt durch den Einfluß einer Frau, der listigen Mösa —

Schwester von Severus Gemahlin, Julia Domna (218). Dieselbe verschaffte ihrem 14jährigen Enkel, dem syrischen Sonnenpriester, Avitus Bassianus Heliogabalus den Thron, welchen er durch unsägliche Ausschweifungen und Laster schändete. Die Prätorianer befreiten die Welt von ihm, und riefen seinen Verwandten, den edlen und liebenswürdigen Alexian (Alexander Severus) zum Kaiser aus (222). Aber auch ihn tödteten die Soldaten (230).

Maximinus, ein Thrazier von Geburt, in seiner Jugend ein Viehhirt, nachmals durch Leibesstärke und Tapferkeit im Heere berühmt, war das Haupt der Verschworenen, und wurde als Imperator erkannt. Sein Talent war Morden und Rauben, das er an Bürgern wie an Feinden übte. Gegen ihn wurden in Afrika der alte Gordianus und sein Sohn, in Rom vom Senat Pupienus und Balbinus, Männer von hohem Verdienst, zu Kaisern erkoren. Aber Gordianus erschlugen Maximinus Freunde, die vom Senat erwählten Kaiser wurden durch die Prätorianer getödtet, und auch Maximin fiel in einem Aufstand seiner Soldaten, worauf der Enkel Gordian den Thron erhielt (238). Er focht mit Glück gegen Perser und Gothen, und erregte schöne Erwartungen. Aber Philipp, der Araber, Präfectus Prätorio, stürzte ihn verrätherisch in den Tod unter dem Getümmel der Gothenschlacht.* Dasselbe widerfuhr diesem durch den Statthalter Pannoniens, den edlen Messius Decius (250), welcher nach Jahresfrist in einem Krieg gegen die Gothen durch Verrätherei des Trebonianus Gallus blieb.

Gallus und noch zwei andere Kaiser starben nach einander gewaltsam, worauf die Soldaten den Licinius Valerianus mit dem Purpur bekleideten (253). Dieser zog gegen die Perser, welche den Orient verwüsteten, fiel in Gefangenschaft des Königs Shapur (261), und litt nach dreijähriger Mißhandlung einen schrecklichen Tod. Dessen kümmerte sich Gallienus, sein Sohn, so wenig als der öffentlichen Noth, und genoß der Lust, während von allen Seiten die Barbaren in die Provinzen stürmten, und gehäufte Empörungen der Völker und Statthalter das Maß des Elends füllten. Achtzehn Kaiser zugleich erhoben das Haupt. Mit Hinzurechnung einiger frühern und spätern Rebellen, mag man die Zahl der 30 Tyrannen herausbringen, wovon Trebellius Pollio spricht. Sie bezahlten insgesammt eine kurze und drangvolle Hoheit mit einem gewaltsamen Tod. Posthumius (Vater und Sohn) in Gallien, Tetricus ebendaselbst, Aureolus in Illyrien und vor Allen Odenatus im Orient zeichneten sich aus. Dieser tapfere

* 244. Im vierten Jahre seiner Thronbesteigung feierte Philipp das tausendjährige Jubelfest von Rom.

palmyrenische Senator, durch Hilfe einiger Stämme der Wüste, hemmte den Siegeslauf des übermüthigen Shapur, und trieb ihn über den Euphrat zurück. Zum Lohn so großer That ernannte ihn Gallienus zum Mitkaiser. Der Orient, welchen er gerettet, verehrte seine Macht; aber häuslicher Verrath tödtete ihn, worauf seine heldenmüthige Gattin, Zenobia, in deren Adern das Blut Kleopatra's floß, die Zügel ergriff.

Während dieser Stürme wurde der thatlose Gallienus ermordet durch seine eigenen Leute (268).

Claudius II., sein Nachfolger, rettete das Reich, welchem ein fürchterlicher Einbruch der Gothen den schnellen Untergang drohte, durch den glänzendsten Sieg. Bei Naissa ward er erfochten, den Ueberrest der Gothen fraßen Hunger und Seuchen. Aber die Donauländer und jene des Hämus erholten sich nie mehr von diesem verwüstenden Krieg. Die Götter vergönnten Claudius nicht, sein Werk zu vollenden; die Seuche, die von dem gothischen Lager ausbrach, raffte ihn weg. L. Domitius Aurelianus erfüllte hierauf, was Claudius begonnen.

In wenig mehr als 4 Jahren überwand dieser große Krieger den Gegenkaiser Tetricus, welcher in Gallien, Spanien und Britannien herrschte, die tapfere Zenobia im Orient und Firmus in Aegypten, die Alemannen, Gothen* und andere auswärtige Feinde, stillte verschiedene Empörungen, und wurde der Wiederhersteller des erschütterten Reiches.

Gegen die Morgenländer unternahm der kriegerische Kaiser noch einen zweiten Zug, um an den Persern Valerianus Schmach zu rächen; aber einige Feldhauptleute, die seine Strenge fürchteten, tödteten ihn in einer Verschwörung (275).

Das Heer selbst erschrak über solchen Frevel, und bat den sonst verachteten Senat, Aurelianus Nachfolger zu bestimmen. Der Senat ernannte aus seiner Mitte den tugendhaften Claudius Tacitus, einen würdigen Abkömmling des großen Geschichtschreibers. Aber dieser 75jährige Greis starb im 7ten Monat seiner Verwaltung.

Da rief die syrische Armee den Aurelius Probus zum Kaiser aus (276), welcher, sowie Claudius und Aurelian, aus einem illyrischen Bauerngeschlecht stammte, aber seine Erhöhung durch Talent und Tugend verdiente. Als seine Wahl von dem Senat, um dessen Beifall der bescheidene Kaiser mit Unterwerfung gebeten, einstimmig war bestätigt worden, so verdunkelte er durch eine Reihe glorreicher Kriegsthaten den Ruhm Aurelians, während die Liberalität seiner Gesinnungen an Marcus erinnerte. Er schlug in vielen Schlachten die Perser, die Blemmyer und zumal die

* Doch gab er denselben Dacien preis, weil er für unmöglich hielt, solches zu behaupten.

Teutschen, denen er nur nach großen Demüthigungen und Opfern den Frieden gab, und suchte die schwächste Seite der römischen Grenze durch eine von Regensburg bis zur Neckarmündung gezogene Reihe von Verschanzungen zu decken.* Dieser im Lager erzogene, und mit solchem Kriegsruhm bedeckte Held hatte gleichwohl eine so rein vernünftige Ansicht der Dinge und so viele Menschlichkeit beibehalten, daß er das Bauen dem Zerstören und die Friedenskünste den blutigen Trophäen vorzog. Er suchte durch Wiedererbauung der zerstörten Städte (über 70 wurden von ihm theils neu erbaut, theils wieder hergestellt) die Wunden der frühern Kriege zu heilen, und die theuer bezahlten Arme der Soldaten zu gemeinnüzigen Arbeiten zu verwenden. Er ließ durch die Legionen Weinberge in Gallien und Pannonien anlegen, Brücken, Kanäle, Heerstraßen in allen Theilen des Reiches bauen, Sümpfe austrocknen u. s. f.; aber er erregte hierdurch und überhaupt durch strenge Zucht den Unwillen dieser längst verderbten Krieger. Sie ermordeten ihn (282).

Aurelius Carus, Präfectus Prätorio, sein Nachfolger, glich zwar Probus an Tapferkeit, aber nicht an Güte. Ein Bliz — nach der gewöhnlichen Erzählung — tödtete ihn (283).

Von seinen beiden Söhnen wurde der sanfte Numerianus durch seinen Schwiegervater, Aper, ermordet; der wilde und wollüstige Carinus fiel durch die Hand eines Tribunes, dessen Frau er geschändet. Sein Tod gab C. Valerius **Diocletianus** die Alleinherrschaft (284).

Diocletian bis Constantin.

Derselbe war aus dem niedrigsten Stand entsprossen, denn sein Vater war Haussklave (des Senators Anulinus), und Diocletians Name nur von dem Geburtsort seiner Mutter (Doclea in Dalmatien) abgeleitet. Aber frühe hatte er sich in dem Heere ausgezeichnet, eine Stufe nach der andern erklommen und nach Numerians Tod, welchen er an Aper gerächt, die einstimmige Anerkennung, daß er der Würdigste des Thrones sey, erhalten.

Diocletian, wiewohl sein Geist das Ganze seiner Obliegenheiten durchschaute, und gerade deswegen, erkannte die Unmöglichkeit, zugleich allenthalben zu wirken, und die Gefahr ausgedehnter Vollmachten in Unterthanshänden. Darum beschloß er, sich einen Reichsgehilfen zu geben, und ernannte dazu den Maximianus Her-

* Das Land zwischen dem Rhein und der Donau war zu Cäsars und Augustus Zeiten von seinen teutschen Bewohnern verlassen, und darauf von gallischen Auswanderern und andern Abenteurern besezt worden. Dieselben erkannten die römische Hoheit, und entrichteten den Zehnten, weßwegen sie **Decumates** genannt wurden.

culius, einen gemeinen Pannonier, tapfer und thätig, aber minder weise und gebildet, als er selbst. Der Name Augustus und die volle Kaisergewalt sollte Beiden gemein seyn. Dann wurden noch zwei Cäsarn (Anwärter der Augustuswürde) ernannt, Maximianus Galerius, ein Dacier, abermals von der niedrigsten Geburt, und der edle Constantius Chlorus, durch seine Mutter aus dem Hause des Kaisers Claudius II. stammend.

Diese Maßregel, zu deren unschädlicher Durchführung das überlegene, von den Thronkollegen willig anerkannte Ansehen Diocletians gehörte, wurde später eine Quelle von Bürgerkriegen und zulezt von bleibender Theilung, außerdem, daß die vervielfachten Hofhaltungen eine unerschwingliche Last für das erschöpfte Reich waren.

Mit starker Hand schlugen die vier Kaiser die vielen Feinde des Reichs und mehrere Gegenkaiser. Nur Carausius in Britannien erzwang sich die Anerkennung, und blieb Kaiser bis an seinen Tod.

Die Entfernung des Kaisers von Rom (Diocletian hatte Nicomedia im Orient zur Residenz erhoben) trug mittelbar zu noch größerer Vernachlässigung des Senats und zum Verfall aller noch vorhandenen republikanischen Einrichtungen bei, deren Reste nur zu Rom befindlich und von Bedeutung waren. Die Kaiser achteten jezt des Senats gar nicht mehr, und berathschlagten von nun an blos mit ihren Ministern. So wurde jezt das System der Alleinherrschaft völlig befestigt und die Erniedrigung des Volkes auch unverholen durch Sprache und Ceremoniel verkündet. Von jezt an wurde nicht nur der — von den bessern Kaisern einst verabscheute — Titel Dominus, welcher das Verhältniß der Knechtschaft ursprünglich bezeichnet, zum ordentlichen Kanzleistyl, man fügte demselben sogar Ausdrücke bei, welche auf religiöse Verehrung und göttliche Würde deuteten, und der ganze Pomp des orientalischen Hofgepränges, das Diadem, die Gewänder von Seide und Gold, die Menge der Hofbeamten und Verschnittenen, die Unzugänglichkeit der Person des Kaisers und, wenn man vorgelassen wurde, das Niederwerfen zur Erde. — Alles machte dem Volk die Erhabenheit des Monarchen fühlbar, und — was wohl die Absicht Diocletians bei Einführung dieser morgenländischen Gebräuche war — hielt die Frechheit des Pöbels und der Soldaten, so wie die Ausbrüche der Freiheitsliebe und der Leidenschaften durch die zur Gewohnheit werdende Erniedrigung zurück.

Nach mehr als zwanzigjähriger, kraftvoller und glücklicher Verwaltung legte Diocletian seine Kaiserwürde nieder, und zog sich in die reizende Einsamkeit des bei Salona von ihm erbauten Palastes und Gartens zurück (305).

Hierauf folgte eine wechselvolle und stürmische Zeit. Das Band

der Einigkeit war seit Diocletians Abdankung zerrissen. Galerius und Constantius Chlorus, die nun Augusti waren, ernannten zu Cäsarn den Severus und Maximinus Daza. Zwischen diesen und Galerius und dem Sohn des früh verstorbenen Constantius, Constantin, dann dem alten Maximian, welcher, des Privatstandes überdrüssig, den Purpur von Neuem genommen, Maxentius, seinem Sohn, den in Rom die Prätorianer damit bekleidet, endlich Licinius, welchen Galerius zum Augustus ernannt hatte, herrschte blutige Zwietracht; und in verworrenem Wechsel sah die römische Welt sich bald durch 2, bald durch 4, bald durch 6 Augustus bedrückt. Galerius wurde als der Erste geachtet. Er schändete solchen Rang durch Grausamkeit, und wurde allmählig durch das wachsende Glück des jungen Constantinus verdunkelt. Die Tugenden seines Vaters hatten diesem jugendlichen Helden die Gunst des Heeres erworben, welches ihn gegen Galerius, seines Verfolgers, Willen in Britannien zum Augustus ausrief (306). Galerius drohte; doch erhielt Jener die Anerkennung als Cäsar, und behauptete sich nicht nur in den Provinzen seines Vaters (Britannien, Gallien und Hispanien), sondern fand bald Gelegenheit zur Erweiterung der Macht.

Maxentius, Maximians Sohns, tyrannisirte Italien und Afrika. Gegen ihn riefen die Römer den Constantin zu Hilfe. Dieser entschloß sich zum Kampf. Auf solchem verhängnißreichen Zug scheint er — die Legende sagt, bewogen durch eine wunderbare Erscheinung — den Entschluß gefaßt zu haben, durch Annahme des Christenthums, welchem er schon früher hold gewesen, sich die bleibende Anhänglichkeit einer starken Partei in dem ganzen Reich zu verschaffen, und den Eifer seiner vielen christlichen Soldaten für den bevorstehenden Kampf zu begeistern.

Doch ist der eigentliche Zeitpunkt seiner Bekehrung sehr ungewiß, und es sind Spuren vorhanden, daß er, auch nach dem römischen Sieg, noch lange Zeit zwischen dem heidnischen Aberglauben und der neuen Lehre hin und her geschwankt und nur allmählig ganz auf die Seite des Christenthums übergetreten sey. Der Krieg gegen Maxentius wurde nach Wunsch geendet. Die Unthätigkeit des Tyrannen erleichterte dessen Besiegung. Erst als Constantinus sich der Hauptstadt näherte, ermannte jener sich zum Streit, verlor eine Schlacht an der milvischen Brücke und auf der Flucht sein Leben, worauf der Sieger unter dem Freudenruf des Volkes in Rom einzog (312).

Im Orient herrschte jezt Licinius, als Galerius Erbe und Besieger mehrerer Gegenkaiser. Die bisherige Eintracht zwischen ihm und Constantinus hörte nun auf. Jezt vorzüglich kam

dem Leztern die Fahne des Kreuzes zu Statten. Es war ein wirklicher Religionskampf, nach den Gesinnungen der Streitenden und den angewandten Mitteln. In einem ersten Krieg erzwang sich der abendländische Kaiser die Abtretung von Illyricum, Dardanien, Macedonien, Griechenland und Mösien; in einem zweiten bekam er Licinius gefangen und ließ ihn tödten (324) mit seinen Ministern und Generalen, wiewohl er eidlich ihm Sicherheit versprochen.

Religionsgeschichte.

Aeltere Religionsgeschichte.

Laßt uns, bevor wir Constantinus Geschichte weiter führen, einen Blick zurückzuwerfen auf die Entstehung, Ausbildung und den Charakter des von nun an welthistorisch wirkenden Christenthums.

Die Religion, welche den Menschen gegeben, und so alt unter ihnen als das menschliche Daseyn ist, mag wohl — ob Adam ein wirkliches oder symbolisches Wesen sey — als von einer Ihm, dem Stammvater des Geschlechtes, zu Theil gewordenen Offenbarung herrührend dargestellt werden. Ob diese Offenbarung bestimmt und vollständig, ob sie einer weitern Entwicklung und Fortbildung bedürftig gewesen, ist eine kühne Frage, deren muthmaßliche Beantwortung verschieden ausfallen muß, je nachdem uns Adam mit den Zügen der vollendeten Menschheit, oder mit jenen der Kindheit und des rohen Naturzustandes erscheint. In der Geschichte treten allenthalben die Völker zuerst mit rohen Ideen auf, die nur allmählig geläutert, oft auch weiter verunstaltet werden, oder gar nur mit dunkeln Ahnungen, welche erst durch äußere Anlässe geweckt und entwickelt, langsam in ein bestimmteres Bewußtseyn oder lebhafteres Gefühl übergehen. Aber bei aller Rohheit, bei aller Verunstaltung bleibt immer die Grundanlage kenntlich, welche, gleich einem schlafenden Funken, nur Anfachung und günstige Umstände heischt, um zur welterleuchtenden Flamme zu werden.

Ursprung der heidnischen Religionen.

Es ist unverkennbar, daß die erste Aufnährung dieses Funkens von den Erscheinungen der Sinnenwelt herrühre. Frühe erwacht — jedoch anfangs mehr bei solchen Erscheinungen, die den gewöhn-

lichen Lauf der Natur unterbrechen, und vorzüglich bei der Erfahrung schreckender oder verderbender Kräfte — die Aufmerksamkeit des Menschen und das Gefühl seiner Schwäche. Er späht nach der Ursache jener Erscheinungen, und seine, dem später reifenden Verstand voraneilende Einbildungskraft schreibt sie der willkürlichen Thätigkeit mächtigerer Wesen zu. Furcht, so lehrt uns die Form der meisten noch rohen und selbst verschiedener schon ausgebildeter Gottesverehrungen, Furcht hat zuerst des Menschen Gemüth erschüttert und die religiöse Stimmung erzeugt, welche, fortschreitend auf der einmal geöffneten Bahn, sich bald auch gegen die wohlthätigen Naturkräfte, und gegen diese mit Liebe und Dank, so wie gegen die drohenden mit Schrecken und scheuer Bitte wandte; endlich aber, mit diesen hehren Eindrücken Dasjenige verbindend, was leise und heilig aus dem Innersten des eigenen Herzens ihnen entgegen tönte, in jenen unbekannten Gewalten auch die moralischen Gebieter, so wie die Beherrscher der Natur erkannte, und auf ihre geheimnißvolle Macht die kühne Hoffnung der Unsterblichkeit baute.

In allen alten Religionen ist solche Verehrung von Gegenständen, Kräften oder Erscheinungen der Natur (man heißt sie mit einem allgemeinen, jedoch nicht bestimmt genug sie bezeichnenden Namen Fetischmus) als Grundlage, und oft noch später in ihrem verfeinerten Zustande als vorherrschende Form erkennbar; aber die Gegenstände selbst mußten verschieden seyn, und so auch der Grad ihrer Verehrung, nach Verschiedenheit des Landes und Klima's, der Bedürfnisse und Sitten. Sturm und Donner, Wasser und Feuersgewalt, überhaupt die Elemente und Meteore; oder der ernährende Boden, der durch Ueberschwemmung bald befruchtende, bald verheerende Fluß; im kleineren Kreise selbst eine lebende Quelle oder ein Baum, der wirthbaren Schatten gab und süße Früchte; wohl gar geringere Pflanzen, freundliche und feindselige Thiere und leblose Massen; aber vor allen andern die Sonne, die Quelle des Lichtes, der Fruchtbarkeit und des Lebens, der Mond, dessen sanfte Majestät zu allen Herzen spricht, und alle hohen Gestirne.

Diese Verehrung der Gestirne kann als eine eigene Hauptgattung der Religionsformen betrachtet werden, weil sie an sich schon edler ist, als der gemeine Fetischmus, und das Gemüth viel hebt; denn auch, weil sie mittelbar durch die Forschungen der Astronomie, die sie veranlaßte oder an die sie sich anschloß, die Mutter von weit künstlicheren Systemen geworden ist, und ganz vorzüglich die Dogmen und Gebräuche der historisch wichtigsten Völker bestimmt hat.

Denn nachdem man angefangen hatte — welches wahrscheinlich zuerst in Aegypten geschah — den Lauf der Gestirne und die Perio-

den desselben kunstmäßig zu erforschen, und in den wechselnden Konstellationen ein sicheres Maß des Jahres und der Jahreszeiten zu suchen, so war man genöthigt, die verschiedenen Sterne und Sternenhaufen, besonders diejenigen, durch welche der scheinbare Lauf der Sonne und der Planeten ging, durch besondere Namen und imaginäre Bilder zu unterscheiden, welche auf die natürlichste Weise von den Verrichtungen des Ackerbaues, von den Phänomenen der Jahreszeiten oder anderen irdischen Gegenständen hergenommen wurden, die sich durch eine leichte Verknüpfung der Ideen an die Konstellation, je nach ihrer Zeit oder Gegend, anreihen ließen. Auch wurden sonst noch figürliche Ausdrücke gewählt, um die verschiedenen Erscheinungen am Himmel, wie die wechselnden Fernen und Nähen der Gestirne unter sich und gegen die Sonne, anzudeuten, als Vereinigung und Trennung, Liebe und Haß, Herrschaft und Ueberwältigung u. s. w. Durch den häufigen Gebrauch solcher Ausdrücke wurde fast unvermeidlich Vergessenheit ihrer ursprünglich blos figürlichen Bedeutung veranlaßt, und die Verwechslung des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Irdischen mit dem Himmlischen hervorgebracht.

Sodann veranlaßten jene figurlichen, meistens von der Analogie menschlicher Eigenschaften und Verhältnisse genommenen, Ausdrücke, daß man, wie freilich schon bei dem gemeinen Fetischmus geschah, die Begriffe menschlichen Wirkens und Leidens auf die Götter anwandte, eine Folge symbolischer Säze als eine Reihe von wirklichen Ereignissen ansah, Göttergeschichten nach Art der Menschengeschichten formte, und hierdurch eine dritte Klasse von Religionssystemen schuf.

Es ist dieses die Vergötterung verstorbener Menschen. Denn wie einmal die Götter zu den Menschen herabgezogen, und als unterworfen den menschlichen Neigungen, Schwächen und Schicksalen gedacht wurden, wie man sich angewöhnt hatte, die Götter als einst auf Erden gewesene Menschen sich vorzustellen; so war nichts natürlicher, als daß man auch wirkliche Menschen, welche etwa durch Weisheit und Tugend, durch Kraft und Wohlthun sich ausgezeichnet, und sonach über die gemeine Natur erhoben hatten, für Götter oder Götterkinder hielt, und sie nach ihrem Tod aus freier Dankbarkeit, oder aus knechtischer Schmeichelei, oder auf das Machtgebot der Gewaltigen in den Himmel versezte.

Gleichwohl ist die Zahl vergötterter Menschen (die griechische und später die römische Religion ausgenommen) niemals sehr groß gewesen. Der gesunde Menschenverstand sträubte sich gegen solche Apotheose, und bei Religionssystemen, die Philosophie

und Spekulation zur Grundlage hatten, konnte sie gar nicht aufkommen.

Desto allgemeiner riß der Gözendienst oder die Abgötterei in strengerem Sinne ein. Wir finden diesen Gözendienst sowohl mit dem Fetischmus, als mit der Verehrung vergötterter Menschen gepaart, hier und da fast allein vorherrschend, ja selbst in jene Religionen eingeschlichen, die auf einer geistigen Grundlage ruhen.

Wenn wir jedoch jene Naturkörper oder rohen Kunstprodukte (als Schlangen, Steine, behauene Holzstücke u. s. w.), welche von ganz einfältigen Völkern als Fetische (und zwar nicht sowohl göttlich, als blos religiös — etwa die Talismane, Amulette u. s. w. —) verehrt wurden, ausnehmen, so finden wir, daß die Gözen eigentlich nirgends, nach den Grundsäzen einer herrschenden Volksreligion, als Götter, sondern nur als Bilder der Gottheit verehrt wurden. Schon Voltaire hat richtig bemerkt, daß der Name Gözendiener nur eine von den Genossen einer reinern Religion aufgebrachte, aber ungerechte Brandmarkung der heidnischen Nationen sey, und daß niemals eine derselben die Giltigkeit einer solchen Benennung nach der vollen Bedeutung des Wortes würde anerkannt haben. Die eigentlichen Dogmen — die z. B. nur einen Jupiter annahmen, der in Olympus thronte — lagen ja offenbar im Widerspruch mit der göttlichen Verehrung der tausend Statuen seines Namens, die in so vielen Tempeln prangten.

Und sonach ist klar, daß die Gözen nicht Götter, sondern nur Vorstellungen der Gottheit waren, und seyn sollten. Auch kluge und einsichtsvolle Männer verehrten solche Bilder, da eine heilige Bedeutung und ein heiliger Zweck auf ihnen ruhten. Bald fühlte die Andacht der Menge sich geneigt, denselben höhere und wunderthätige Kräfte zuzutrauen; die Priester begünstigten solchen Glauben, weil er ihnen — den Hütern der Bilder — Ansehen und Reichthum brachte, und es schlich sich durch eine natürliche Steigerung der Andacht und eine listig erhöhte Verblendung allmählig bei dem Pöbel, und zwar bei dem, welcher durch alle Klassen lief, — eine Verwechslung des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Bildes mit der Gottheit ein, worüber der Philosoph sich scheuen wird, ein allzustrenges oder einseitiges Verdammungsurtheil auszusprechen.

Nationalreligion. Priester. Mythen.

Alle Religionen des alten Heidenthums lassen sich auf eine oder die andere dieser Klassen zurückführen: doch sind nirgends die

Charaktere derselben unvermischt anzutreffen, und nur nach dem, was vorherrschend ist, kann die Unterscheidung geschehen. Bevor aber was immer für ein System mit bestimmten und dauernden Formen sich bilden konnte, mußte die Religion aufgehört haben, Privatsache zu seyn; sie mußte Nationaleigenthum geworden, und zu ihrer Bewahrung eine Priesterschaft vorhanden seyn. Gleichförmige Begriffe, gleichförmige Gottesverehrungen kamen auf unter zahlreichen Menschenhaufen, und es wurde solche Gemeinschaft das kostbarste Besizthum, das wichtigste Band der Nationen. Aehnliche Erfahrungen der Bewohner einer Gegend über den Einfluß derselben Naturgegenstände, Fortpflanzung alter Tradition durch alle Glieder eines sich ausbreitenden Geschlechtes, Ueberredung und Lehre einzelner Männer von überlegenem Geist, besonders fremder Ankömmlinge aus civilisirteren Gegenden, vorzüglich aber die Bemühungen weiser Gesezgeber und der von ihnen oft eingesezten, und meist begünstigten, manchmal auch ohne ihr Zuthun entstandenen Priesterschaft bewirkten diese in der Menschengeschichte so merkwürdige Revolution.

Die Erscheinung dieser Priester macht eine Hauptepoche in der Religion und in dem Gesammtzustande der Menschen. Sie treten schon auf im frühen Dämmerlicht der Geschichte. Gleichwohl haben sie die Religion nicht gemacht, sie sind vielmehr selbst durch Religion entstanden. Aber gepflegt und großgezogen haben sie den schlummernden Keim, und ihm Richtung und Gestalt gegeben. Durch sie ist, was vorhin schwankend und unstät war, bestimmt und dauernd, die Ahnung zur Lehre, der Traum zur positiven Wahrheit geworden; den Glauben haben sie durch Formeln, die Andacht durch Gebräuche erhalten, an die Stelle der Freiheit den Gewissenszwang gesezt und die geheimsten Gedanken ihrer Herrschaft unterworfen. Da nun, was den Laien blos flüchtiger Eindruck, vorübergehende Rührung war, das Hauptgeschäft ihres Lebens ausmachte, so konnten sie leicht, geleitet oder verführt durch Spekulation und Phantasie, den Faden heiliger Ueberlieferung weiter spinnen, den einfältigen Naturglauben in künstliche Systeme verwandeln, und nach Maß ihrer Aufklärung oder ihres guten Willens Veredlung oder Verderbniß in die heilige Anlage des Menschen bringen. Jezt erst kamen gelehrte Religionen, es kamen Symbole und Mythen in Menge auf, wodurch die religiösen Ideen der Bekenner wie in einen Zauberkreis gebannt, das Natürliche dem Positiven untergeordnet — oftmals von ihm erstickt — scharfe Absonderungen zwischen den verschiedenen Religionssystemen bewirkt, und die Zahl der leztern ausnehmend vervielfältigt wurde.

Aber es ist eine höchst wichtige Wahrnehmung, und die auf das heiligste Anliegen der Menschheit ein überraschendes, strahlendes Licht wirft, daß, bei aller dieser Mannigfaltigkeit und bei allem Wechsel, gleichwohl viele Hauptzüge gleichförmig und die Grundideen beharrlich erfunden werden. Hieraus geht für den philosophischen Beobachter die deutlichste Unterscheidung der Schale von dem Kern, der Hülle von dem Wesen und zugleich das interessante Erkennen der geheimsten Menschennatur hervor.

Für's Erste sehen wir allenthalben den Menschen, wiewohl auf die Sinnenwelt im Wirken und Leiden beschränkt, dennoch über ihre Grenzen hinaus ahnend und verlangend blicken; höhere, lebendige, moralische Gewalten über den blinden Naturkräften anerkennen, bei dem Triumph übermächtiger Bosheit auf eine Zeit der Vergeltung hoffen, und, umgeben von Bildern der Verwesung, eine Fortdauer jenseits des Grabes glauben.

Aber dieser Gotterfunke in der menschlichen Seele, ein Zeuge der höhern Abkunft, wie schlecht sehen wir ihn meistens gepflegt! Seine Erweckung ist das Werk des Zufalls, ungeläutert ist seine Nahrung, Dummheit und Betrug ersticken seinen Glanz. Die hohen Ideen, die lebendigen Gefühle der natürlichen Religion, das kostbarste Angebinde unseres Geschlechtes, werden in todte Formeln verwandelt.

Die Harmonie der Natur verkündet einen höchsten, waltenden Geist. Aber der gemeine Verstand vermag nicht, sich zur Majestät eines Gottes aufzuschwingen, welcher in allen Naturkräften lebt, und mit seiner Gegenwart Himmel und Erde erfüllt. Daher nimmt er gerne so viele Götter an, als er Naturkräfte kennt, also gute und böse und auch besondere Götter für jedes Land, wohl gar für jede Gemeinde und jedes Haus. Selbst wo ihm durch die Lehre einzelner Weisen oder aufgeklärterer Priester Ein höchster Gott verkündet wird, behält er den Glauben an Untergötter bei, und richtet vertrauensvoller an diese sein Fleh'n.

Und unter welchem Bilde stellt der Mensch seinen Gott sich vor? — Anfangs unter keinem, oder doch unter keinem bestimmten, so lang er sich nicht viel mit ihm beschäftigt, und nur bei einzelnen Anlässen seine Abhängigkeit von höheren Gewalten empfindet. Doch bald fühlt er das Bedürfniß, von den Wesen, die er verehrt, sich deutlichere Begriffe und bestimmtere Bilder zu entwerfen. Er nimmt sie aus der Sinnenwelt, weil jenseits derselben der Flügelschlag seines Geistes ermattet; also leiht er ihnen meistens eine körperliche Hülle; und da in dem ganzen Gebiet der Erfahrung keine edlere Gestalt als die des Menschen erscheint, und zugleich kein würdigeres Emblem des göttlichen

Geistes als der menschliche ersonnen werden mag; so sehen wir den Begriff von Gott in keiner Volksreligion höher gebracht, als auf eine Steigerung menschlicher Vollkommenheit. Aber bald nahm man nicht nur die Vorzüge der menschlichen Natur, sondern auch ihre Beschränkungen und Mängel in dem Begriff von Göttern auf, schrieb ihnen sogar Leidenschaften und Laster zu, und hatte nun durchaus menschenähnliche Götter. Dieser Anthropomorphismus ist in allen Religionen bemerklich. — Selbst die Ideen von dem Verhältniß der Götter unter sich wurden von menschlichen Verhältnissen entnommen, und in den Vorstellungen von ihrer Rangordnung und von den Abstufungen ihrer Macht treffen wir meistens einen Abdruck an von der bürgerlichen Verfassung jener Nation, bei welcher jene Vorstellungen galten.

Zum Dienste dieser Götter nun und zur Ausbreitung und Erhaltung der religiösen Begriffe sehen wir allenthalben einen Priesterstand eingesezt, oder sich selber bildend, welcher vermöge dieser Bestimmung eine den Grundsäzen nach wohlthätige, in dem Mißbrauch aber äußerst gefährliche Macht über die Gemüther übt. Wir sehen ihn meistens diese Macht durch alle Hilfsmittel einer herrschsüchtigen Politik erweitern und befestigen, nach einer bleibenden Vormundschaft über die Völker nicht nur in heiligen, sondern auch in weltlichen Dingen streben, zu diesem Ende die Religion mit fremdartigen Zusäzen überladen, den Verstand des Volkes durch Aberglauben verhüllen, Autorität an die Stelle der freien Forschung, die Schrecken der Strafgewalt an jene der Ueberzeugung sezen, das Monopol der Wissenschaften und mit demselben die Verwaltung des Staates, wohl auch den Ruf der Zauberei an sich reißen, das erniedrigte Volk nach Gefallen plündern, und auf egoistische Weise alle Vortheile des bürgerlichen Vereines, ohne Theilnahme an seinen Lasten, sich zueignen. Doch haben die Priester auch sehr wohlthätig, besonders in den allerersten Zeiten, gewirkt; da ohne sie die Völker gar nicht, oder nur spät der Barbarei entzogen, bürgerliche Gesellschaften viel mühsamer gegründet, der Handel minder ausgebreitet, Kunst und Wissenschaft weniger gepflegt, und die Nationen rettungslos hier der Anarchie, dort der wilden Despotie Opfer worden wären.

Mysterien. Orakel.

Außer der herrschenden Volksreligion und dem allgemeinen Kultus bestand fast allenthalben noch eine geheime Lehre, welche entweder gleichfalls von Priestern einem engern Kreise von Auserwählten ertheilt, oder von einzelnen Forschern als die

Frucht der profanen Philosophie gepredigt wurde. Von der erstern zumal kommen bei vielen Völkerschaften merkwürdige Proben vor. Wir reden hier von den Mysterien, welche wir schon im grauen Alterthum aufkommen, und eben da am meisten wirksam sehen.

Es gab mehrere Arten von Mysterien, welche in Zweck und Wirkung weit von einander verschieden waren. Einige bestanden wohl nur in gottesdienstlichen Ceremonien, deren geheimnißvolle Feier dazu geeignet schien, eine höhere Majestät des Gottes zu verkünden, oder das Gemüth mit religiösen Schauern zu erfüllen. Andere Mysterien waren Vereinigungen frommer Leute, welche durch besondere Andachtübungen oder Befolgung eigener Lebensregeln eine höhere moralische Vollkommenheit als die der übrigen zu erreichen strebten. Die dritte und edelste Gattung der Mysterien waren jene, wo den Eingeweihten ein geheimer Unterricht ertheilt wurde über Gegenstände, zu deren Erforschung uns ein hohes und ewiges Interesse antreibt, deren unverhüllte Anschauung aber für den gemeinen Menschenverstand gefährlich ist. Doch gab es mehrere Grade der Einweihung. Zu den niedern — wo man nur vorbereitet, geprüft oder auch durch leeres Blendwerk unterhalten wurde, wie bei den großen eleusinischen Mysterien, mochten Viele — selbst Weiber und Kinder — gelangen; in's innere Heiligthum wurden nur Wenige eingeführt. Sie reichten hin, um das Erlöschen der wohlthätigen Flamme zu verhindern, und aus ihrer Mitte in die äußern Kreise und in die ganze Nation jedesmal so viel Licht ausgehen zu lassen, als die Verhältnisse und der allgemeine Kulturstand erlauben.

Allgemeiner noch als die Mysterien treffen wir bei den alten Religionen die Orakel an, worunter hier nicht blos jene heiligen Orte verstanden werden, wo eine bestimmte Gottheit durch irgend ein Organ auf die an sie gerichteten Fragen Rede und Antwort gab, sondern überhaupt alle Mittel und Wege, die der Aberglaube erdacht hat, um dadurch zur Kenntniß des göttlichen Willens und der Zukunft zu gelangen. Unaufhörlich wird der Mensch von dem unruhigen Verlangen geplagt, den Schleier zu lüften, welcher dicht verhüllend über seiner Zukunft liegt; und in seinem Gemüth sind oft unerklärbare Gefühle, die er Ahnungen nennt, weil er zwischen denselben und einem bevorstehenden Ereigniß ein geheimes Band vermuthet. Denn seine kleine Person ist der Mittelpunkt, von welchem aus er die Welt betrachtet. Alles ist nur in Beziehung auf Ihn vorhanden; er nimmt unbedenklich an, daß, seiner Privatanliegen willen, die Götter den Gang der Natur hemmen, und daß selbst die Gestirne ihren Lauf nach seinem Verhängniß richten. Diese Stimmung wurde frühe von verschmizten Leuten mißbraucht, und wir dürfen auf die Frage, wer die Zeichendeuterei

ersonnen, unbedenklich mit Voltaire antworten: „Es war der erste Schalk, der auf den ersten Dummkopf traf.“ Den Priestern entging es nicht, welchen Vortheil sie aus solchem Aberglauben ziehen könnten. Selbst Gesezgeber, welche darin ein wirksames Mittel zur Leitung der Menge erkannten, begünstigten denselben, und es wurde eine eigene, nach festen Regeln betriebene und allgemein verehrte, heilige Kunst, aus den Konstellationen, aus den Eingeweiden der Thiere, dem Vögelflug, aus Träumen, Loosen u. s. w. die Zukunft zu deuten.

Auch die eigentlichen Orakel, welche wie das libysche des Hammon, oder das delphische der Griechen, viele Jahrhunderte hindurch das ehrfurchtsvolle Zutrauen der Völker fesselten, welchen die Weisesten unter den Alten mit Wort und That huldigten, und deren Aussprüche so oft durch den Erfolg bestätigt wurden, finden in diesen Säzen ihre Erklärung.

Es gab Orakel, die nicht nur im eigenen Land und bei den eigenen Religionsgenossen, sondern auch auswärts und weithin in Ansehen standen, dahin gehört das obengenannte des Jupiter Hammon oder Amum in der libyschen Oase. Der Dienst dieser Gottheit war von Meroë nach dem ägyptischen Theben, und von hier nach Ammonium gebracht worden, und es scheint, daß das uralte Orakel zu Dodona in Epirus denselben Ursprung gehabt. Jünger, aber noch wichtiger durch Ansehen, Einfluß und Reichthum, war das Orakel zu Delphi, wo Apollo durch den Mund einer Priesterin, der Pythia — welche meist ein von den Priestern hierzu erzogenes, verrücktes Mädchen war — den Abgesandten aller griechischen Staaten und hundert auswärtiger Könige, und unzähligen Privatpersonen Antworten gab, die mehr als einmal das Schicksal ganzer Reiche bestimmten, und vorzüglich auf Griechenland mächtig einwirkten, als ein Band der Nation und als Stüze der Regierungen. Als später diese Regierungen aufhörten, populär zu seyn, als die Machthaber in Griechenland den Beifall des Gottes nicht mehr nöthig hatten, und seine Mißbilligung ungnädig würden aufgenommen haben, da beschränkte sich Apollo auf Privatanliegen, und endlich verstummte er.

Von den einzelnen Religionssystemen insbesondere.

Unter den einzelnen Religionssystemen zeichnet sich zuerst das ägyptische sowohl durch sein Alter aus, als weil es die Wurzel mehrerer anderer gewesen. Aber die Ursachen, welche überhaupt die ägyptische Geschichte dunkel und räthselhaft machen, sind nach der Natur der Sache hier von doppelter Wirkung; und

wir müssen uns dabei meistens mit bloßen Muthmaßungen begnügen.

Die Gottesverehrung in Aegypten war keineswegs bloße Verehrung der Gestirne, oder auf physikalische und mathematische Astronomie gegründet (wiewohl mehrere Gelehrte Solches behaupteten), sondern sie war weit älter als die Astronomie, und wenn damals schon die Gestirne einen Theil daran hatten, so geschah Solches nur, weil sie so wie andere ausgezeichnete Gegenstände der Natur Eindruck auf das Gemüth des Menschen gemacht hatten. Aber auch der segensreiche Nil, die fruchtbringende Erde, dann alle auffallende Naturkräfte und selbst Thiere und Pflanzen, die besonders wohlthätig und wichtig waren, wurden verehrt, und der Charakter der ägyptischen Religion ist kein anderer als Fetischmus, welcher wohl anfangs so roh als bei den übrigen afrikanischen Völkern gewesen, durch die Eigenheiten des ägyptischen Landes und Klima's aber näher bestimmt, später durch die Spekulationen der aufgeklärteren Priesterkaste gereinigt, erhöht, nach den Bedürfnissen der Agrikultur, der Gesundheit u. s. w. gemodelt und mit den allmählig gemachten Entdeckungen in der Physik und Astronomie in Verbindung gesezt worden ist. Eine symbolische Sprache und Schrift bereicherte die also entstandene Religion mit immer neuen Mythen; die Verschiedenheit der Gottesverehrung nach den einzelnen Namen, dann der abwechselnde Fortschritt oder Rückschritt der Wissenschaft in den Priesterkollegien und endlich die Einmischung griechischer Vorstellungen in die alte Landesreligion vergrößerten die Verwirrung; und so entstand allmählig das bunte und räthselhafte System, welches wohl zu Herodots Zeiten die ägyptischen Priester selbst nicht mehr zu deuten vermochten, und die Griechen, die allenthalben nur ihre eigenen Götter suchten, noch schlechter erklärten.

Diese Charakteristik der ägyptischen Religion nach ihrem Hauptinhalt genügt dem Zweck der Weltgeschichte; die Aufzählung der einzelnen Mythen und Götternamen überläßt sie den Antiquaren und Philologen. Der Kultus der Aegypter war feierlich, die Tempel prachtvoll, die Feste zahlreich und glänzend. Bei jenem, welches in Bubastus alljährlich zur Ehre der Artemis gefeiert wurde, kamen gegen 700,000 Menschen zusammen. Wir finden Spuren von Menschenopfern. Die Aegypter glaubten die Unsterblichkeit der Seele und Belohnung und Strafe nach dem Tode; doch kennen wir ihre Ideen darüber nicht genau, und wissen nur, daß sie eine fortwährende Theilnahme der Seele an der Erhaltung des Körpers behaupteten, und daß eine Folge dieser Vorstellungen ihre Einbalsamirungen und festen Gräber waren.

Von den ägyptischen Priestern und ihrer Macht haben wir oben geredet.

Minder interessant und auch minder bearbeitet als das ägyptische, ist das sabäische Religionssystem, so wie jenes der Phönizier und der Chaldäer. Doch erhellet, daß der Hauptcharakter des sabäischen Systems Verehrung der Gestirne gewesen, und daß es über Arabien und einen großen Theil Vorder- und Mittelasiens geherrscht, bis Zoroasters Lehre sein Gebiet beschränkte.

Die Grundlage des phönizischen Systems — welches aber auch in Syrien und weiter hin galt — war Fetischmus. Mehrere phönizische Gottheiten sind auch in die griechische Mythologie übergegangen.

Die bekanntesten chaldäischen Gottheiten sind Baal, der höchste und, nach dem Begriff der Gelehrten, ein geistiger Gott, Mylitha, deren Dienst so berüchtigt ist, und das böse Wesen Turrach, Gott des Krieges. Die chaldäische Priesterkaste, die durch Macht und Kenntnisse glänzte, wird von den Meisten für einen eingebornen babylonischen Stamm gehalten, welcher später den Namen der erobernden chaldäischen Horde annahm.

Zur Charakterisirung der griechischen Religion mögen folgende Säze dienen:

1) Ihre Grundlage war, wie allenthalben, die Verehrung körperlicher Gegenstände und Kräfte der Natur.

2) Zu dieser Menge von einheimischen Göttern kamen dann noch diejenigen, welche durch fremde Emissäre und Kolonisten, überhaupt durch den Verkehr mit dem Ausland, vorzüglich aus Aegypten und Phönizien, nach Griechenland gebracht wurden. Aber die Griechen nahmen solche fremde Mythen nicht sklavisch an; sie formten sie um, nach ihrer eigenen, lebendigen Denk- und Sinnesart und nach der Natur ihres Landes, sezten sie mit ihren einheimischen Sagen, selbst mit ihren Heldengeschichten in Verbindung und sammelten dergestalt für die Bearbeitung der Dichter einen, zwar chaotisch verwirrten, aber reichhaltigen Stoff.

3) Denn Dichter waren es, welche die griechische Religion veredelten und bestimmten, nicht Priester, nicht Gesezgeber und nicht abstrakte Weise. Gleich weit entfernt vom groben Fetischmus, wie von abgezogener, metaphysischer Lehre, blieben sie der Vorstellungsart ihres jugendlichen, phantasiereichen Volkes getreu, und ihre Mythologie wurde ein lebendiges Gemälde der Natur und der Welt.

4) Schon früher hatten die Griechen, durch ihre rege Imagination getrieben, Himmel und Erde und alle Elemente und Naturreiche mit Göttern bevölkert. Wo sie Kraft und Bewegung

sahen, da dachten sie sich Leben und, weil sie überall sich selbst erblickten, ein menschenähnliches Leben. — In keiner Religion hat so unbeschränkt, wie in der griechischen, der Anthropomorphismus geherrscht. Alle einheimischen, alle fremden Götter machten sie zu Menschen, alle Götterbilder mußten menschliche Gestalten seyn, alle symbolischen Lehren wurden in menschliche Geschichten gekleidet, alle ausgezeichneten Menschen wurden vergöttert.

5) In Uebereinstimmung mit dieser Eigenheit der griechischen Imagination, und blos auf Veredlung ihrer bis dahin rohen Gebilde bedacht, schufen die Dichter jene zauberische Mythologie, in die sie den ganzen Reichthum der Natur und des Lebens, der Geschichte und der Wissenschaft, der Phantasie und des Herzens verwebten. Es herrscht in diesen Schöpfungen ein so eigener, lieblicher Geist, daß sie, so verwerflich sie auch der kalten Vernunft in religiöser und rein moralischer Rücksicht erscheinen, dennoch wegen ihres ästhetischen und sentimentalen Werthes das Vergnügen der Gebildeten aller folgenden Geschlechter geblieben sind.

6) So viele Götter, und von so verschiedener Natur, machten auch eine große Mannigfaltigkeit von Gebräuchen, von Festen, Gebeten und Opfern nöthig, um Jeden nach seiner Art zu gewinnen. Die fromme Stimmung der Griechen trieb sie — ohne positiven Zwang — zu zahlreichen öffentlichen und Privatgebeten; fast jede Handlung ihres Lebens war von religiösen Gebräuchen begleitet, überall ertönten Orakel, allenthalben stieß man auf Zeichen oder Zeichendeuter, und wenige Tage vergingen ohne Reinigung oder Expiation. Die meisten Verrichtungen der Staatsgewalten wurden durch gottesdienstliche Ceremonie geheiligt und politische Einsezungen, wie die berühmten Kampfspiele, durch eben dieselben mit der Religion in innige Verbindung gebracht. Es gab eine außerordentliche Menge von Tempeln, heiligen Hainen und Hausaltären, und allenthalben stieg der Rauch von Opfern empor. Es gab selbst Fälle, wo der Fanatismus der Priester Menschenopfer verlangte, und das edelste Blut auf den Altären rann. Doch waren die griechischen Priester weder eine erbliche Kaste (einige Priesterwürden jedoch waren Eigenthum gewisser Geschlechter), noch machten sie einen geschlossenen Stand aus (denn sie blieben Bürger, traten in Staatsämter über, oder versahen dieselben nebst dem Priesterthum); auch hingen die Priester verschiedener Tempel unter sich nicht zusammen, und hatten daher alle zusammen nicht, sowie im Morgenlande, ein gemeinschaftliches, den Laien durchaus feindseliges Interesse und keine so hohe Macht und Würde, daher auch weniger Stolz und Anmaßung.

Die Religionen, die wir bis jezt aufführten, gründeten sich insgesammt auf Sagen und Gebräuche von verschiedenem Ursprung und geringem Zusammenhang und auf die von Dichtern oder Priestern hinzugethanen Meinungen und Lehren, welche wohl, durch ihr Alter und ihren Gegenstand ehrwürdig, zum Theil auch durch Hieroglyphen- oder Buchstabenschrift fixirt, und einem gelehrten Stand zur Erhaltung vertraut, aber doch in kein eigentlich heiliges Buch eingetragen, nicht authentisch gesammelt, und daher immer dem Wechsel und einer freien Erklärung unterworfen waren. Wir gehen nun zu den Systemen über, welche wesentlich auf der Schrift und dem Schrift-Glauben beruhten, nach der Meinung des Volkes von übermenschlichen oder doch begeisterten Lehrern herrührten, und, mit solcher höheren Autorität versehen, den Glauben mächtiger zu beherrschen, und viele Jahrhunderte hindurch sich gleichförmig zu erhalten vermochten.

Das sinesische Religionssystem gehört in diese Klasse. Aber wir kennen es nicht genau. Denn in seinen heiligen Büchern (sie heißen Kings) sind gerade die Stellen, welche von religiösen Dingen handeln, unverständlich oder räthselhaft, und es haben die Jesuiten sie offenbar zu günstig gedeutet. So viel ist erkennbar, daß diese Religion zwar, wie die übrigen, vom Fetischmus ausgegangen, aber durch die Lehren einzelner Seher schon frühe veredelt worden, so, daß man das Ganze (Tien, später Schang-ti, war sein Name) als den ersten Gott, und die einzelnen Naturkräfte und Theile nur als Untergottheiten verehrte. Man hatte nebst den natürlichen auch künstliche Fetische, selbst Götterbilder, viele Tempel, feierliche Gebräuche und Priester. Die heiligen Bücher, über deren Ursprung ein undurchdringliches Dunkel liegt, und die im Laufe der Zeiten manche Verfälschung, besonders durch ihre Wiederherstellung nach einem allgemeinen Bücherbrand, erfahren haben, enthalten verschiedene Bestimmungen für den Gottesdienst und, neben vielen abenteuerlichen Geschichten und Lehren, doch auch einige Spuren davon, daß ein Theil der sinesischen Weisen — jedoch ohne daß ihr Glaube auch Volksglaube wurde — schon sehr frühe einen von der erschaffenen Welt unterschiedenen, schaffenden und erhaltenden Gott erkannt habe. Konfuzius, der große Lehrer der Sinesen, und der als Verbesserer oder Erneuerer der Landesreligion noch h. z. T. von seinem Volke verehrt wird, hatte ohne Zweifel dieselbe Höhe erschwungen, wenn er auch nicht im Stande war, die Volksmassen auf die gleiche Höhe zu heben.

Der Einfluß dieses großen Mannes blieb auf sein Vaterland beschränkt; Zoroaster (oder Zerduscht), der Lehrer der ma-

gischen Religion, hat über die Grenzen des seinigen gewirkt. Auch Er war nicht Stifter, nur Verbreiter und Reformator seiner — der medischen — Landesreligion, und vielleicht mehr der Redakteur als der Urheber des Zendavesta oder lebendigen Wortes.

Nicht unter dem Perserkönig Darius Hystaspis, wie man früher aus schwachen Gründen vermeinte, sondern 100 Jahre früher, unter einem medisch-baktrischen Könige, Gustasp (wahrscheinlich Cyaxares I.), trat Zoroaster auf unter den Magiern, der alten Priesterkaste des Landes, in Nordmedien (Aderbeidschan), wo das ewige Feuer brennt, welches noch jezt den Parsen (Feueranbetern) als Emblem der Gottheit gilt. Hier und jenseits des kaspischen Meeres, in Baktra, wo König Gustasp thronte, predigte er gegen die — in die magische Kirche eingerissenen — Irrthümer, sowie gegen das allgemeine Verderbniß seiner Zeit, und, indem er die Lehre erneuerte, welche einst Ormuzd selbst dem großen König Dsjemschid geoffenbaret, gab er ein Gesez, dessen Grundlage religiös, der Hauptinhalt aber politisch und moralisch ist.

Hiernach gibt es ein höchstes, geistiges Wesen, Zeruane Akerene (Zeit ohne Beschränkung), welches durch Honover (das schaffende Wort) zwei andere göttliche Wesen, ein gutes und ein böses, Ormuzd und Ahriman, hervorgebracht hat. Diese Zwei sind die Urheber der übrigen Geister und der Körperwelt, und darin, jedes nach seiner Natur, die Quelle alles Guten und alles Bösen. Ormuzd mit sechs andern Amschaspands, sind die Fürsten des Lichts; sie bilden die erste Ordnung der himmlischen Geister. Unter ihnen stehen die Izeds, Vorsteher der Elemente und Naturtheile, die Genien von allem, was gut ist. Diesen guten Geistern steht gegenüber Ahriman mit sechs andern Dews, die Fürsten des Bösen, und eine Menge niederer Dews, die von den erstern abhängen. Zu Ormuzds Reich gehört auch in der Körperwelt alles, was unter Menschen, Thieren und Pflanzen und in der gesammten Natur gut, rein und nüzlich ist: was aber bös, unrein and schädlich ist — zu Ahrimans Reich. Der treue Diener des Ormuzd wird also rein und wohlthätig in seinem Sinn und Wandel seyn; er wird Ormuzds Reich durch Erzeugung und Erziehung guter Kinder, durch Pflege nüzlicher Thiere und Gewächse, durch Verbesserung des Bodens u. s. w. auszubreiten, und durch Vertilgung dessen, was schädlich und unrein ist, seines Feindes Ahriman Reich zu schmälern suchen. Er wird seinen Körper emsig durch Bäder reinigen und seine Seele durch Gebet, ein uneigennüziges Gebet für alle Diener des Ormuzd. Auf hohen Bergen, vom reinen Aether umgeben,

oder vor dem heiligen Feuer, dem würdigsten Symbol der Gottheit, wird man dieses verrichten, oder wenigstens sein Antliz dabei zur Sonne wenden. Wer dieß Alles erfüllt, dessen Seele wird auf ätherischen Schwingen in's Lichtreich zum lächelnden Ormuzd getragen; die Seele des Bösen flieht zitternd in's Reich der Finsterniß, wo der schreckliche Ahriman thront. Doch ist ein Ziel ihrer Qual gesezt, und eine Zeit kömmt, wo alles Böse gut wird, selbst Ahriman und die Dews, und wo nur ein Reich mehr besteht, das Reich des Ormuzd.

Zu Bewahrern dieser Lehre, zu Vermittlern zwischen Menschen und Gott, zu Gehilfen des Königs in seinem Reich, als Räthe und Richter wurden die Magier, Mediens alte Priesterkaste, als sie nach einigem Widerstand Zoroasters Wort erkannten, neuerlich, jedoch mit verbesserter Verfassung, eingesezt. Ihre Eintheilung in die drei Klassen des Herbeds (Lehrlinge), Mobeds (Meister) und Destur Mobeds (vollendete Meister) mußte die innere Ordnung des Standes befördern. Seine Glieder waren sehr zahlreich. Alle standen unter der Leitung des Archimagus, der zu Baktra residirte, und für Zoroasters Nachfolger galt.

Vermuthlich schon durch Cyrus ward der Dienst Ormuzds persische Hofreligion und wohl auch jene des edlen Stammes der Pasargaden. Die übrigen Stämme scheinen großentheils bei ihrer alten Landesreligion verharrt, und überhaupt viele Begriffe und Uebungen aus derselben in das magische System übergegangen zu seyn. Hieraus und aus der Geneigtheit der Griechen, alles Fremde nach ihrem Einheimischen zu modeln, erklärt sich die Abweichung derselben unter sich selbst und von den parsischen Glaubensbüchern, in der Darstellung des Magismus und der Lehre Zoroasters.

Die Religion des alten Indien, dieses so frühe bevölkerten und wohl unter allen zuerst kultivirten Landes, würde wohl, wenn wir sie genauer kennten, ein mächtiges Licht auf den Ursprung der Religionen überhaupt und auf die Abstammung und Verwandtschaft der religiösen Ideen bei den meisten Völkern werfen. Allein leider verlassen uns hier unsere vorzüglichsten Führer in der alten Geschichte, die Griechen, und wir sind, einige unbedeutende Notizen abgerechnet, auf die einheimischen Sagen Indiens und seine heiligen Bücher beschränkt. Dieselben heißen überhaupt Vedams, und die vier vorzüglichsten — die vier Schriften göttlicher Worte des mächtigen Geistes genannt — sollen von Brama selbst aus der göttlichen Sprache in das Sanscrit übertragen seyn; aber in ihren Text und in dessen Erklärungen schlichen sich so viele Verfälschungen und Varianten ein, daß eine zuverlässige Darstellung kaum möglich ist.

Die Hauptlehren sind ungefähr die nachstehenden: Ein höchster geistiger Gott, unerschaffen und unendlich, ist das Urwesen, woraus Himmel und Erde, Götter und Menschen und alle vorhandenen Dinge entsprungen sind. Nach Einigen wird dieses Wesen Achar (das Unbewegliche, Beharrliche, Ewige), nach Andern Karta, Parabrama, Parawastu genannt. Von diesem höchsten Gott fiel ein Theil der durch ihn geschaffenen Geister unter Moisasurs und Rhabuns Anführung ab, wurde besiegt und zur Strafe in die Körper von Menschen und Thieren gebannt. Durch solche Büßung mögen die bösen Geister gereinigt, und abermals selig werden; aber viele bleiben böse und Verführer der Menschen. Zu diesen Menschen nun — welche anfangs von ungeheurer Größe und Lebensdauer gewesen, an beiden aber nach und nach, und zwar in bestimmten Epochen (sie werden durch die fortgehende Abnahme der Unschuld und des moralischen Werthes charakterisirt), zum heutigen Maße herabgesunken — steht die höchste Gottheit — die unerforschliche — in keinem unmittelbaren Verhältnisse. Aber es sind von ihr drei andere Wesen ausgegangen, welche in ihrer Vereinigung (Trimurti) die Summe aller göttlichen Kräfte enthalten. Brama, Wischnu und Schiwen heißen diese göttlichen Wesen, deren geheimnißvolle Natur den Anlaß zu den heftigsten religiösen Fehden gegeben. Es hat sogar jedes derselben seine besondern Anhänger, die sich gegenseitig hassen, verfolgen und in heiligen Kriegen bekämpfen. Sonst schreibt auch die Mythe jeder dieser drei Gottheiten verschiedene Kräfte und Thaten und auch besondere, von ihnen abstammende Göttergeschlechter zu. Die erste, Brama, hat, wie wir oben erwähnten, aus den Theilen ihres Leibes die Stammväter der verschiedenen indischen Kasten gebildet. Die zweite, Wischnu, ist zum Heil der Menschen — theils in menschlicher, theils in anderer Gestalt — zehnmal auf die Erde gekommen; sie hat den mächtigen Gott Indra gezeugt und ihren Priestern die Macht verliehen, jeden Körper, worunter man sie vorstellen will, durch die Weihung in ihre wahre Person zu verwandeln. Schiwen, die dritte Gottheit, ist die räthselhafteste von allen. Denn, wiewohl sie der Zerstörer heißt (vermuthlich nur deßwegen, weil sie durch ihre höhere Macht alle andern überwältigt), so ist sie doch zugleich die alles erzeugende Kraft, und wird durch den Lingam vorgestellt. Auch die Sonne ist ihr Emblem, und es brennt ihr zur Ehre auf einem indischen Berge ein ewiges Feuer. Sie hat, so wie Brama und Wischnu, viele andere Götter hervorgebracht, und unzählige Untergötter in ihren Diensten.

Charakteristisch in der indischen Religion ist endlich die Lehre

von der **Seelenwanderung**, wornach die Geister in ihrem Aufenthalt in verschiedenen thierischen und menschlichen Körpern gereinigt und auf diese Weise der Gottheit, von welcher sie ausgegangen, wieder näher gebracht werden. Dieselbe hat, theils weil sie dem gemeinen Verstande durch ihre Faßlichkeit sich empfiehlt, theils weil sie zur Scheu des Blutvergießens und überhaupt zur Sänftigung des Charakters führt, den Beifall mehrerer Philosophen des Alterthums und selbst der neuern Zeit erhalten, und ist wohl die Grundlage des in verschiedenen Gestalten über einen großen Theil von **Asien** und auch über **Griechenland** ausgebreiteten **Emanationssystems** gewesen.

Von den übergroßen und erblichen Vorrechten der **Braminen** — oder indischen **Priester** — haben wir schon oben geredet. Wir bemerken hier blos, daß außer den eigentlichen Priestern, deren Amt in Erklärung der heiligen Bücher und Besorgung des Gottesdienstes besteht, in Indien von jeher noch eine große Anzahl von **Mönchen** hause, deren schon die griechischen Schriftsteller erwähnten, und die zum Theil durch ihre strengen Bußübungen und ganz unsägliche Peinigung des Leibes die ascetische Heiligkeit der berühmtesten unter den christlichen Anachoreten übertreffen.

Wir kommen endlich zur **hebräischen** Religion, welche als die reinste in der alten Welt, und als die Grundlage der weitherrschenden christlichen Lehre, die Aufmerksamkeit des Welthistorikers vorzüglich auf sich zieht.

Wenn wir den hohen Vorzug der hebräischen Religionsbegriffe vor jenen aller alten Völker betrachten (denn nur von den **Hebräern wissen wir**, daß auch der **Volksglaube** einen einzigen, höchsten Gott, von geistiger Natur und also unfähig einer bildlichen Darstellung, Schöpfer und moralischen Weltregierer erkannt habe), wenn wir die ununterbrochene Fortpflanzung dieser Begriffe vom ersten Ursprung des Volks bis in seine lezten Zeiten bedenken, und die Kette wunderbarer Ereignisse überschauen, wodurch ihm die Selbstständigkeit und der unverfälschte Glaube der Väter erhalten ward, so drängt sich uns die Idee auf, daß, da die vom Menschengeschlecht gleich bei seinem Ursprung als sein kostbarstes Angebinde verliehenen religiösen Begriffe nothwendig im Laufe der Zeiten, bei der Zerstreuung und Verwilderung der Stämme und bei den Bedrängnissen der noch ungebändigten Natur und der schlecht organisirten Gesellschaft durch Gedankenlosigkeit, Leidenschaft und Trug **mußten** verunstaltet werden, die **Vorsehung**, als welche die Erziehung des Menschengeschlechtes nach Naturgesezen geordnet, die Ereignisse dahin gelenkt habe, daß jene heiligen und ältesten Ueberlieferungen bei **einem** Stamme rein erhalten und fortgepflanzt würden, um aus demselben einst

unter günstigen Umständen, und wenn die reifer gewordene Menschheit zu ihrer Wiederaufnahme geeigneter wäre, unter sie in vollendeter Gestalt erleuchtend und veredelnd hervorzugehen. Daß die Verehrung Jehovahs in ihrer Reinheit erhalten und mittelst derselben den Juden die Selbstständigkeit bewahrt würde, war der hohe Zweck der mosaischen Geseze. Deßwegen, und weil sie insgesammt im Namen Gottes ertheilt wurde, gehören sie alle — auch die ihrem nähern Zwecke nach politisch und bürgerlich oder diätetisch sind — zur Religionsverfassung der Hebräer. Der Lehrsäze waren wenige, und Moses suchte, ohne Formeln, als welche leicht zu todten Lauten werden, ohne Bilder, weil es keine der Gottheit würdige gibt, blos durch Gebräuche, welche die geheimnißvolle Majestät eines unsichtbaren Gottes andeuteten und in das Gemüth die Schauer der Anbetung gossen, durch Feste, welche die Erinnerung an die göttlichen, für Israel gewirkten Wunder erhielten (und das Gefühl der Nationalverbindung verstärkten), endlich durch eine Priesterkaste (was offenbar ägyptisch war), deren Vortheil mit der Herrschaft des Jehovahdienstes zusammenhing, die Erhaltung der alten Lehre in ihrer Reinheit, Würde und Kraft zu bewerkstelligen.

Es ist natürlich, daß die Israeliten, so lange sie Nomaden blieben, ihren Gottesdienst in einem Gezelte (der Stiftshütte), worin das Gesez in einem kostbaren Behältniß (der Bundeslade) bewahrt wurde, verrichteten. Als nachmals die Juden an feste Size gewöhnt und wohlhabend wurden, baute Salomo den berühmten Tempel, welcher in diesem Zeitraum (die schismatischen Bethäuser zu Dan und Bethel ausgenommen) auch der einzige blieb und den Juden ein neues Band der Vereinigung war.

Ungeachtet mancher Abänderungen und spätern Zusäze zum mosaischen Gesez, ungeachtet der öftern Hinneigung der Juden zum Heidenthum, ungeachtet mannigfaltiger Umstaltungen der politischen Form, blieb gleichwohl die Grundlehre im Ganzen herrschend, und die babylonische Gefangenschaft erhöhte noch den Eifer ihrer Bekenner.

Moses, der die Majestät des höchsten Gottes so laut verkündete und dessen moralische Gebote so dringend einschärfte, hat, und allerdings ist dieses schwer zu erklären, von der Unsterblichkeit der Seele geschwiegen. Der erst nach der babylonischen Gefangenschaft erscheinende Eifer für diese Lehre gründet sich nicht auf die Schrift, sondern blos auf Ueberlieferung. Ohne Zweifel steigt auch diese Ueberlieferung in das höchste Alter hinauf; denn es scheint die Erkenntniß eines allmächtigen Gottes und moralischen Gesezgebers unverträglich mit dem kleinmüthigen Glau-

ben der Vernichtung. Und sollte wohl den oftmals bedrängten Hebräern jene tröstende Aussicht verschlossen gewesen seyn, woran ihre ägyptischen Tyrannen gewiß, und wahrscheinlich selbst die rohen Nachbarn Kanaans sich erhoben?

Das Christenthum.

Das Fortschreiten der Philosophie und der Wissenschaften in Griechenland, so wie die Ueberhandnahme der Sittenlosigkeit und der Verbrechen in Rom untergrub die Altäre, und machte den Dienst der schwachen Götter zu einer leeren Form ohne Eindruck und Heiligkeit. Die Philosophen, jeder auf seine Weise, suchten in ihrer Vernunft die Beruhigung, welche die hesiod'schen Fabeln nicht geben konnten. Vielfach unter einander getheilt durch ihre selbstgeschaffenen Theorien, kamen sie doch alle überein in Verachtung der Volksreligion, deren Säze und Gebräuche sie gleichwohl, der öffentlichen Ordnung willen, im Aeußern befolgten.

Auch das Volk wurde allmählig an seinen Göttern irre, und wandte sich mißtrauisch von den Altären; es drang durch alle Klassen der Gesellschaft die geheime Meinung von der Ohnmacht der Götter. Der Trostlosigkeit solcher Gemüthsstimmung zu entrinnen, versuchten die edlern Seelen den Aufschwung zur erhabenen stoischen Lehre; gemeine Menschen stürzten sich in noch gröbern Aberglauben und vollendeten Unsinn. Der Gottesfunke der Religion, um nicht völlig zu erlöschen, bedurfte einer durchaus neuen Belebung.

Aber auch bei demjenigen Volk, welches den Keim der uralten Anbetung in reinerer Ueberlieferung bewahrte, war gleichzeitig das Bedürfniß einer neuen Gestaltung fühlbar geworden. Moses Gesez war allmählig veraltet. Unter ausländischer Oberherrschaft und, nach wiederhergestellter Selbstständigkeit, bei dem immer sich erweiternden Verkehr mit mächtigen und kultivirten Reichen, und der Anlegung jüdischer Kolonien im Ausland, war eine Fortbewegung mit dem allgemeinen Zeitgeist, und das Vertauschen der alten Einfalt mit gefährlicher Verfeinerung unvermeidlich. Zugleich bildeten sich feindselige Sekten unter den Juden, deren gegenseitige Erbitterung zum Mißverständniß oder zur Verunstaltung des Sinnes der alten Bücher und Ueberlieferungen führte. Auf den Samaritanern, welche noch immer auf Garizim ihren eigenen Tempel hatten, ruhte, als auf Irrgläubigen, der gemeinschaftliche Haß der ächten Juden. Diese wurden durch die widerstreitenden Lehren der Pharisäer (Pharishim, Eiferer) und Saducäer (Zadikim, Gemäßigte) verwirrt. Denn die Sa-

ducäer (sie bestanden aus den Vornehmern und Reichern) hielten sich ausschließend ans geschriebene Gesez und dessen buchstäblichen Sinn, befolgten die Pflichten des Menschen und Bürgers und übten humane Duldung, aber sie verwarfen die Unsterblichkeit der Seele oder die Belohnungen und Strafen nach dem Tode, die Engel und Geister, die Vorherbestimmung und andere Lehren, welche die Pharisäer theils unter dem Ansehen der Tradition, theils als allegorische Deutung der Schrift dem Buchstaben des Gesezes hinzugefügt hatten. Verschiedenes davon stammte aus morgenländischen Begriffen, mit welchen die Juden schon während der babylonischen Gefangenschaft vertrauter geworden. Ueber solchen Neuerungen sowohl, als über der alten Lehre, am meisten über Ceremonien und Gebräuchen, hielten die Pharisäer, die wegen ihrer frommen Außenseite bei der Menge in Ansehen standen, mit der unnachgiebigsten Strenge, ohne alle Rücksicht auf die geänderten Verhältnisse, und häufig statt des Kerns die Schale, statt des Geistes den Buchstaben festhaltend. *

Es näherte sich die Zeit, wo, der Voraussagung Moses und der Propheten gemäß, Israel ein Retter erscheinen würde. Das Volk, an irdischen Interessen hängend, begehrte einen zeitlichen Messias, welcher Davids Thron in vermehrtem Glanz wiederherstellen, und die Juden über alle Nationen der Erde erhöhen sollte. Im Sinne der Weissagungen lag, daß derselbe die alte, heilige Lehre in unverhüllter, vollendeter Gestalt, und nicht mehr für die Juden allein, sondern für die ganze, ihrer jezt empfänglich gewordene, Welt verkünden würde.

Der Messias erschien. Fast vier tausend Jahre nach der Schöpfung (3983), und (wie gewöhnlich bestimmt wird), 753 nach Erbauung Roms, wurde zu Bethlehem in Judäa von einer Tochter des erniedrigten Hauses David, Jesus Christus geboren, der Heiland der Welt, der göttliche Lehrer der Menschen. Nachdem er in bescheidener Gestalt, aber in übermenschlicher Weisheit, Erhabenheit und moralischer Kraft unter den Sterblichen gewandelt, überließ er den Auserwählten unter seinen Jüngern die Fortführung des von ihm begründeten Werkes; und diese — an sich gemeine, einfältige Männer, aber durch den Geist des Meisters geleitet — streuten den Samen, woraus allmählig, in stillem Gedeihen und unbegrenzter Fortsezung, die schönsten Blüthen der Humanität, die herrlichsten Früchte der Erkenntniß und Tugend unter den Völkern der Erde hervorgehen sollten.

* Minder wichtig als diese beiden Hauptsekten waren die Essäer, eine Schaar mystischer Schwärmer, die in abgeschiedener Stille Selbstverläugnung und Abtödtung der Sinne übten, um Gott wohlgefälliger als andere Menschen zu werden.

In ein paar hundert Jahren war die christliche Religion von den Ufern des Ganges bis an's atlantische Meer ausgebreitet; in den meisten Ländern völlig siegreich, in den andern wenigstens aufkeimend, und täglich festere Wurzeln schlagend. Eine Unermeßlichkeit der Folgen — an Zahl und Umfang — floß daraus hervor. Die Entstehung des Christenthums ist einer der Hauptringe, woran die ganze Kette aller nachfolgenden Bestimmungen der Menschen hängt.

Welches sind nun die Ursachen dieser wunderwürdigen Umwälzung? — Wodurch erhielt das Christenthum den Sieg in Ost und West, bei rohen, wie bei den verfeintesten Völkern, und wodurch seine unerschütterliche Begründung für alle Folgezeit? —

Ursachen seiner Ausbreitung.

I. Wer mag verkennen, daß die innere Vortrefflichkeit der Lehre, in Ansehung welcher mit den heidnischen Religionen gar keine Vergleichung stattfindet, die erste und wichtigste dieser Ursachen sey? —

Zwar einige ihrer Vorzüge, zumal die Hauptlehre von einem einzigen und geistigen Gott, Urheber und moralischen Regierer der Welt, sind auch dem mosaischen Gesez eigen. Aber viel reiner und bestimmter in solchen Ideen, viel erhabener und eindringlicher in moralischen Geboten und ihrer Sanktion ist das Evangelium. Die Aussicht auf Vergeltung jenseits des Grabes, von welcher Moses schwieg, ist hier in's hellste und tröstlichste Licht gestellt, die Vernichtungsgedanken sind aufgehoben, die kühnste Hoffnung der Vernunft durch positive Autorität befestigt und den Ungerechtigkeiten des Schicksals ihre niederschlagende Kraft benommen. Zudem war Vieles in Moses Gesez blos temporär und lokal, Vieles nur Ceremonie, zum Theil Hinweisung auf den künftigen Messias. Dieses Gerüstwerk wurde weggenommen durch Jesus, der nur die ewigen und allgemeinen Wahrheiten einschärfte, nur die Besserung des Herzens gebot, und die Pflichten der reinsten Humanität. *

Zudem ist die christliche Religion allein geeignet, eine allgemeine zu werden. Ihre Lehren welche keine lokalen Gottheiten, sondern einen allgemeinen Gott zur Verehrung aufstellt,

* Nur wenige sinnliche Religionshandlungen rühren in ihren Einsezung von Jesus her. Nicht minder einfach ist, was er von den Aposteln und Jüngern, als Priestern seiner Kirche, anordnete. Da jedoch die reinsten Beweggründe bei der Menge selten die wirksamsten sind, so hat die spätere Vermehrung der Ceremonien und die Erhebung des Clerus, wiewohl das Christenthum durch beides verunstaltet ward, dennoch dessen weite Ausbreitung befördert.

keine Heilighaltung oder Vertilgung gewisser Pflanzen und Thiere, keine klimatische Diät vorschreibt, die Polygamie nicht gestattet, welche nicht Krieg befiehlt, nicht Triumphe, nicht Herrschaft verheißt, sondern die Gleichheit aller Menschen und Völker ausspricht, allgemeine Liebe, Frieden und Duldung predigt — sie allein kann, so wie die Vernunft selbst und die Humanität — Gemeineigenthum, allumschlingendes Band für die Menschen werden.

II. Diese göttliche Lehre wurde von den früheren Christen rein aufgefaßt, standhaft bekannt und eifrigst durch Wort und That verkündet. Nicht nur in Behauptung ihres Gesezes, gleich den Juden, aus deren Mitte sie hervorgegangen waren, sondern zumal in Ausbreitung desselben zeigte sich der Eifer der Christen. Es schien Religionspflicht, allen Menschen mitzutheilen, was für Alle verkündet war. Jeder Bekehrte wurde auch Apostel der Lehre, in engern oder weitern Kreisen, je nach eines jeden Verhältniß oder Kraft. Viele aber (und noch bei den spätesten Missionarien ist solcher Eifer kenntlich) machten die allgemeine Verpflichtung sich zum besonderen Lebensgeschäft, trugen das Evangelium zu fernen Völkern, nicht achtend Mühe und Gefahr, trozend den Feindseligkeiten der Natur und der Menschen.

Auch wurde der Eindruck ihrer Lehre durch das Beispiel verstärkt. Die ersten Christen erbauten die Heiden durch das Schauspiel eines schuldlosen, tugendhaften Wandels unter allem Verderbniß der damaligen Welt. Die reinen Sitten der Christen, ihre Eintracht und gegenseitige Liebe, ihre Freigebigkeit (häufig wurde sogar eine völlige Gütergemeinschaft eingeführt), ihre stille, harmlose Weise, alle diese schönen Früchte der noch unverdorbenen Lehre, sprachen mit eindringlicher Stimme das Gemüth der bessern Menschen an, und bahnten den Weg zur Ueberzeugung.

Aber minder günstig wurde von den Obrigkeiten und den Kaisern die neue Lehre betrachtet; und es erregt unser gerechtes Befremden, die Grundsäze der Toleranz, welche sonst im römischen Reich mehr als in irgend einem andern und für alle Religionen galten, nur in Ansehung des Christenthums beseitigt, und die Bekenner desselben — nicht etwa blos von tyrannischen, sondern meist von den besten und einsichtsvollsten Kaisern — verfolgt zu sehen. Aber die verschiedenen Religionen, welche sich unter der römischen Herrschaft der Duldung erfreuten, übten solche Duldung auch gegenseitig aus, und beruhten mit der herrschenden Lehre auf demselben Grunde. Die Christen dagegen (und so auch die Juden, weßwegen auf diesen ein ähnlicher Haß lag) hatten nicht nur eine eigene Gottesverehrung, sondern sie erklärten zugleich gegen alle übrigen, zumal gegen jene des herrschenden

Volkes, eine beleidigende Verachtung und einen wirklich feindseligen Abscheu. Ja, die Christen führten sogar durch Wort und That einen förmlichen Krieg gegen das Heidenthum. Zudem konnte der grelle Kontrast, den ihre Lehre mit den herrschenden Nationalbegriffen und Gebräuchen machte, nicht anders als mißfällig seyn. Ja, der Widerstreit des Christenthums mit denjenigen Grundsäzen, welche das Glück und die Herrschaft Roms vorzüglich befördert hatten, und noch fortwährend zu verbürgen schienen, rechtfertigte nicht nur dessen Unterdrückung vor dem Richterstuhl der Politik, sondern forderte sie.

Indessen fehlt viel, daß die gesunde Kritik eine so große Zahl von Märtyrern annehmen könne, als gewöhnlich von beschränkten oder auch absichtlich übertreibenden Schriftstellern auf die Autorität eben so verwerflicher Zeugnisse angegeben wird.

Die erste angebliche Christenverfolgung ist jene des Wütherichs Nero, von welcher jedoch gezweifelt wird, ob sie wirklich die Christen, oder eine andere, in der That verworfene, jüdische Secte, welche gleichfalls den Namen der Galiläer führte, getroffen habe, und die sich übrigens auf eine kurze Zeit und auf den Umfang der Hauptstadt beschränkte. Die Verfolgung Domitians war eben so vorübergehend, und in Ansehung der Gründe zweifelhaft. Der edle Trajan ordnete ein regelmäßiges Verfahren gegen die Christen an, gegen welche, wie aus den Zweifeln des jüngern Plinius zu schließen ist, bis dahin noch kein allgemeines und bestimmtes Gesez ergangen war. Die Verfügung Trajans zeigte eine durch Menschlichkeit gemilderte, wenn gleich aus Staatsursachen nicht gänzlich aufgegebene Strenge. Hadrian und die Antonine folgten seinen Grundsäzen. Aber Commodus, von seiner Beischläferin Marcia geleitet, war den Christen günstig. Severus, jedoch erst spät, schärfte die Verfolgung. Seiner Nachfolger Gesinnung war ungleich. Insbesondere liebten Alexander Severus und Philipp die Christen. Maximinus mißhandelte sie wie die übrigen Bürger. Aber Decius, abermals ein lobenswürdiger Kaiser, erneuerte die Verfolgung. Dasselbe that Vallerianus. Von Gallienus bis auf Diocletian genoß die Kirche einer fast ungestörten Ruhe. Auch dieser war anfangs den Christen hold. Aber der Cäsar Galerius, der sie persönlich haßte, und die Zudringlichkeit der heidnischen Eiferer, welche aus dem aufstrebenden Gedeihen des Christenthums Besorgnisse für ihre eigenen Altäre schöpften, vermochten den weisen Kaiser zu einer strengeren Verfolgung, als alle früheren (303). Doch wurde sie nicht im ganzen Reiche, zumal in den Provinzen des Constantius nicht, in Vollzug gesezt, und Galerius selbst schenkte den Christen seine Gnade wieder.

Nach einer abermaligen Verfolgung durch Maximinus Daza wurde endlich das Christenthum (313) durch das von Constantin und Licin gemeinschaftlich erlassene mailändische Edikt in dieselben Rechte, wie die heidnischen Religionen eingesezt und eine allgemeine Gewissensfreiheit verkündet.

Doch wie streng man sich immer die Verfolgungen denke, so bleibt gewiß, daß sie den Fortgang des Christenthums nicht nur nicht aufgehalten, sondern vielmehr ihn befördert haben. Jede Hinrichtung wirkte mehr als die beredteste Entwicklung der Lehre, und es ist mit Wahrheit gesagt worden, „daß das Blut der Märtyrer der fruchtbarste Same gewesen sey zur Vermehrung der Bekenner." Die einzige Verfolgung, die wahrhaft gefährlich hätte werden können, war jene des abtrünnigen Julian. Derselbe bediente sich des Schreckens und der Gewalt viel weniger, als des Spottes und der Geringschäzung. Er legte es auf Untergrabung der Mauern an, die dem förmlichen Sturme trozten, Doch auch diese Verfolgung beugte die Standhaftigkeit der Christen nicht.

III. Die damalige Weltlage und die ganze Folge der Ereignisse begünstigten auf fast wunderbare Weise das Christenthum.

Die innere Baufälligkeit der veralteten römischen Religion unterstüzte die Wirksamkeit des äußern Angriffs, und es wurde der Sieg des Christenthums erleichtert durch den Mangel an Eifer und Verbindung unter den römischen Priestern. (In Persien z. B., wo der Stand der Magier für die Erhaltung der alten Lehre stritt, machten die Christen unvergleichbar geringere Fortschritte.) Die ungeheure Ausdehnung des römischen Reiches, der wohlgeordnete Zusammenhang seiner Provinzen und der durch die trefflichsten Anstalten beförderte gegenseitige Verkehr öffneten der christlichen Lehre ein unermeßliches Feld und die gebahntesten Wege zur Ausbreitung. Auch die Gleichförmigkeit der Sprache erleichterte die Mittheilung. Der Beredsamkeit der Lehrer kam endlich noch der allgemeine Wunderglaube zu Hilfe, welche von jeher in der heidnischen Welt geherrscht und durch den schwankenden Gewissenszustand sowohl, als durch die bedrückte Lage der Völker noch an Stärke gewonnen hatte. Es kam die Meinung auf von der Wundergabe der christlichen Kirche und ihrer vorzüglichsten Glieder. Die Kirche selbst verschmähte nicht — besonders in spätern Zeiten —, hiervon einen guten Gebrauch zur Ueberzeugung Derjenigen zu machen, die nur für solche Gründe empfänglich waren, und kaum war ein günstigerer Schauplaz der Wunderthätigkeiten möglich, als die damalige, von Dämonen, Traumgesichten und Weissagungen beherrschte, römische Welt.

Geräuschlos, aber schnell, vermehrte sich also die Zahl der Bekenner, und die Kirche war fest begründet, bevor sie die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich zog. Der Druck, den sie von jezt an erfuhr, diente nur, den Eifer rege zu erhalten, und die allgemeine Bedrängniß der nachfolgenden Zeiten gab ihm weitere Nahrung. Verschiedene Kaiser wurden durch besondere Umstände zu Gönnern des Christenthums gemacht und die Verfolgungsedikte der übrigen bald durch Gutmüthigkeit, bald durch Sorglosigkeit der Kaiser selbst oder der Statthalter gemildert.

Endlich erwachte zwar der lange schlummernde Eifer der gekränkten und selbst durch Hohn zum Widerstand aufgeforderten Diener des Heidenthums. Sie traten in engere Verbindung, und rüsteten sich zum ernstlichen Kampf. Die diocletianische Verfolgung war der Sturm, der aus so drohenden Wolken hervorbrach; aber die bereits erstarkte Kirche trozte dem Sturm. Auch verflossen nur 10 Jahre von dem strengen nikomedischen Edikt bis zu jenem von Mailand. Später trat der kluge Constantinus völlig zum Christenthum über, und von dieser Zeit an war der Triumph des Christenthums, so wie der Fall der heidnischen Religion entschieden; denn wiewohl die Grundsäze einer gleichen Duldung noch bis gegen Theodosius M. Regierung fortdauerten, so hatte doch durch die erklärte Gunst des Hofes, welche allmählig in frommen Eifer überging, die christliche Religion ein solches Uebergewicht unter einem Volke von Sklaven bekommen, daß das Heidenthum nicht lange mehr den ungleichen Kampf fortzusezen vermochte.

Das lezte Ungewitter, welches unter Julian die Kirche bedrohte, ging schnell durch den erwünschten Tod dieses gefährlichen Gegners vorüber; und die Hoffnungen, welche die inneren Streitigkeiten der Christen den Heiden hätten geben können, wurden durch die kräftigen Maßregeln des Theodosius gegen die Kezer vereitelt. Derselbe Fürst gab dem Heidenthum auch unmittelbar den tödtlichen Stoß.

Auch unter den auswärtigen Völkern wurde durch das Ansehen der Kaiser der christlichen Lehre Eingang verschafft. Die barbarischen Miethtruppen nahmen willig die Gottesverehrung der Legionen an; und von jenen ging leicht die Bekehrung auf die verschwisterten Nationen über. Die Kaiser begünstigten das Missionsgeschäft auf alle Weise. Die Handelsverbindungen öffneten den christlichen Lehrern den Weg nach Aethiopien und Indien, und selbst der persische Monarch ehrte, wenigstens in Friedenszeiten, die Fürsprache des Kaisers für dessen mittelasiatische Glaubensgenossen.

Christliche Kirche.

IV. In dem Maße, als sich das Christenthum ausbreitete, bildete und consolidirte sich auch die innere Verfassung der Kirche, und es hat hinwieder die innige Verbindung der Christen unter einer wohlgeordneten Regierung ungemein viel zum Gedeihen ihrer Lehre beigetragen und ihren Sieg befestigt.

Indessen läßt sich von den ältesten Zeiten nur sehr wenig Zuverlässiges sagen. Still und verborgen, so wie das Christenthum selbst, entwickelte sich auch die Verfassung der Kirche. Liebe und Eintracht unter den ersten Christengemeinden machten gesezliche Ordnungen entbehrlich, und als bei der Ausbreitung der Gesellschaft das Bedürfniß entstand, ihre innern Verhältnisse zu bestimmen, so leiteten natürliche Billigkeit, freie Verabredung, Gewohnheit und der Strom der allgemeinen Ereignisse diese Bestimmung. Aber erst im Lauf der Jahrhunderte erhob sich, nicht ohne vielfältigen Streit und manchen Wechsel in den Formen und in dem Geiste, das künstliche Gebäude der Hierarchie.

Aus den Schriften der Apostel und ältesten Väter geht hervor, daß Christus die eigentliche Kirchengewalt, und so auch die Abstufung derselben, nur ganz im Allgemeinen bestimmt, fast nur angedeutet und mehr nur das Lehramt, die Fortführung seines eigenen Werkes der Liebe und Humanität, seinen Jüngern überlassen habe. Dieselben pflanzten mehrere Gemeinden, worüber sie alle mit einander eine väterliche Aufsicht führten, ohne sich in bestimmte Sprengel zu theilen, und ohne Anspruch auf irgend eine mit der freisten Verbrüderung unverträgliche Gewalt. Die ältesten, die vertrautesten ihrer Zöglinge wurden gerne von den Gemeinden als die Nachfolger der Stifter im Amt der Lehrer und Aufseher angenommen. Doch jeder nur in seiner Gemeinde. Denn die allgemeine apostolische Würde erlosch mit den Aposteln selbst, und das Bedürfniß der einzelnen Gemeinden erheischt jezt besondere Vorsteher. Ihre Benennung πρεσβύτεροι und ἐπίσκοποι, (welche beide Worte man mit wenig Unterscheidung brauchte) zeigte den natürlichen Grund ihres Ansehens, das Alter, welches zu ehren billig ist, und den geringen Umfang ihrer einfachen Verrichtungen an. Bei der wachsenden Größe der Gemeinden wurde die Vermehrung der Lehrer, und zum Behuf der Ordnung die höhere Aufsicht eines derselben über die andern nöthig. So wurde — noch im ersten Jahrhundert — der Unterschied zwischen Bischöfen und gemeinen Aeltesten eingeführt.

Aber gleichwie die christliche Lehre auf dem Grund der mosaischen beruht, also wurde allmählig auch für die Verfassung der Kirche das Modell aus dem Judenthum genommen. Der Bischof

wurde dem Hohenpriester verglichen, die Aeltesten den Priestern, die Helfer den Leviten. Hierdurch schlich sich eine wesentliche Veränderung der Begriffe und eine, den Römern und Griechen fremde, aber unter den Orientalen gewöhnliche, Sonderung des Priesterstandes von jenem der Laien ein, und es wurde der Grund zu den stolzesten Ansprüchen des Clerus (der Geistlichkeit im Gegensaz des weltlichen Standes) gelegt. Von solchem aufstrebenden Sinn kommen schon in den Zeiten der Verfolgung verschiedene Spuren vor; aber ganz unverhüllt erschien er kurz nach Erhebung des Christenthums auf den römischen Thron. Die Kaiser selbst vergaßen nicht nur ihre, von Augustus an behaupteten, alten Rechte in religiösen Dingen, sondern unterwarfen ihre eigene Person, ihre öffentlichen und Privathandlungen dem kirchlichen Tribunal, und liehen ihren Arm der Vollstreckung christlicher Verordnungen und Geseze. Von dieser Zeit an machten der geistliche Stand überhaupt und die Bischöfe insbesondere einen raschen Fortgang in der geöffneten Bahn. Sie erhielten Privilegien und Immunitäten, Ehren und Reichthümer, Gerichtsbarkeit, in kirchlichen und Gewissenssachen (nach stets erweiterter Auslegung dieser Worte), das bestimmte Recht, das sie jedoch schon früher ausgeübt hatten, größere und kleinere Versammlungen (Concilien) zu halten, und darauf Geseze für ihren Stand und zumal — auf allgemeinen Concilien, deren das erste unter Constantinus M. zu Nicäa (325) saß — Aussprüche in Glaubenssachen zu erlassen.

Zugleich hörte unter den Bischöfen selbst die ehemalige Gleichheit auf. Nach dem Bilde der bürgerlichen Verwaltung, zumal nach der von Constantinus M. eingeführten Organisation, wurde auch die kirchliche Regierung eingerichtet und meistens schäzte man das Ansehen des Bischofs nach jenem des weltlichen Gewalthabers in derselben Stadt. Ueber den gemeinen Bischöfen erhoben sich nach und nach die Metropolitane, Primaten, Erzbischöfe, Exarchen und Patriarchen. Die Würde der leztern war der Gipfel der kirchlichen Hoheit. Die Bischöfe von Rom, Antiochien, und Alexandrien, dann auch die von Constantinopel und Jerusalem behaupteten sich ausschließend auf demselben. Schon zeigten sich einige Spuren von den Ansprüchen, selbst von Aussichten Roms auf noch höhern Rang. Aber für jezt noch ohne bedeutende Einwirkung weder in die kirchliche, noch in die bürgerliche Geschichte.

Constantinus M. Christ.

Die Erhebung des Christenthums auf den Thron, während sie den Sieg dieser Religion im römischen Reich ent-

schied, und mittelbar auch ihre Ausbreitung in den barbarischen Ländern beförderte, wirkte zugleich mit Macht auf alle politischen und bürgerlichen Verhältnisse, und legte den Grund zu einer völlig veränderten Ordnung der Dinge. Der römische Staat in seiner Gründung und Ausbreitung war großentheils auf Religion gebaut, es waren die Glaubenssäze, so wie die Uebungen und Anstalten der Religion mit den bürgerlichen Angelegenheiten in vielfacher und gegenseitiger Beziehung, und darum auch die priesterlichen mit den bürgerlichen Gewalten unter allen Formen der Verfassung aufs Innigste vereint gewesen. Jezt aber wurde eine Religion herrschend, deren Zwecke mit jenen des Staates Nichts gemein hatten, die — ihren wesentlichen Grundsäzen nach — den Blick vom Irdischen weg aufs Himmlische zog, und eben darum die Unterscheidung eines zweifachen Gemeinwesens und die Sonderung der beiden Gewalten, der bürgerlichen und der kirchlichen, nothwendig machte. Die noch ungeregelten Verhältnisse, ja die noch völlig unbestimmten Begriffe dieser zwei Gewalten brachten mannigfaltige Zerrüttung, allernächst Regierungsschwäche und Gewissenszwang hervor, und nicht ohne scheinbaren Grund mochten die Heiden klagen, daß bei dem Triumph des Christenthums der schüzende Genius völlig von Rom gewichen, und daß mit den Göttern, deren Verehrung und deren Name so oft zum Siege begeistert hatte, auch der Sieg selbst von den römischen Fahnen geflohen sey.

Verfassung und Organisation des Reiches.

Wenn wir von diesem geeigneten Standpunkt einen Blick auf die frühere Kaisergeschichte zurückwerfen, so sehen wir, wie Augustus unter Beibehaltung der republikanischen Formen mit künstlicher Politik die Freiheit tödtete und das Volk an die höchste Gewalt eines Einzigen gewöhnte; also daß Tiber es wagen durfte, durch Uebertragung der Comitien in den bereits herabgewürdigten Senat, auch das Gerüste der alten Verfassung umzustürzen, und durch Erlassung des Majestätsgesezes die Machtvollkommenheit des Imperators zu proklamiren, in deren Gemäßheit Er und die folgenden Cäsarn grausam und übermüthig alle Klassen des Volkes, alle Privat- und öffentlichen Rechte niedertraten, jedoch mehr durch einzelne Gewaltsübungen und in ihren nähern Umgebungen, als systematisch und im Ganzen, wobei auch immer noch so viele Denkmale, Erinnerungen, Namen aus den Zeiten der Freiheit — in den Ansprüchen des Senats, in den Privilegien römischer Bürger, in dem Wirkungskreis der Magistrate, in dem Ton der Regierung und den häuslichen Sitten der Herrscher — zurück-

blieben, daß gute Fürsten, wie Trajan oder Marc-Aurel, fast nur als hochverehrte Häupter einer Republik erschienen, während die Tyrannei eines Domitian oder Commodus für gesezwidrige und vorübergehende Bedrückung galt; bis Severus, die Grundsäze der militärischen Gewalt auf die bürgerliche Regierung anwendend, das, schon früher durch Aufhebung des Unterschiedes zwischen Provinzialen und Römern, in den Zustand gleicher Erniedrigung versezte Volk durch das volle Gewicht einer fest organisirten Soldatendespotie erdrückte, mit Hintansezung aller aus der republikanischen Zeit herrührenden Auszeichnung der Geburt, des Standes, der bürgerlichen und magistratischen Würde, worauf, nach einigen schwachen Blicken vorübergehender Erleichterung, endlich Diocletianus und Constantinus zu den Schrecken der imperatorischen Gewalt noch das imponirende Schaugepränge orientalischer Hofhaltung fügten, und das Gebäude der unumschränkten Alleinherrschaft durch Einführung einer wohlberechneten Hierarchie befestigten, welche die Erhabenheit des Regenten über das Volk durch die lange Stufenleiter der zwischen beiden angeordneten, vom Thron ausgehenden Würden anzeigte und fühlbar machte, und die lezte Erinnerung an die persönliche Würde des Menschen und des Bürgers durch das künstliche System „zahmer, mit Gebräuchen überladener Knechtschaft" tilgte.

Unter den besondern Regierungseinrichtungen, welche Constantin traf, verdient vorzugsweise die Eintheilung des Reichs in vier große Präfekturen Erwähnung.

Der Präfectus Prätorio, das Haupt der Leibwache, war schon unter den frühern Kaisern der wichtigste unter den kaiserlichen Dienern gewesen. Als aber demselben seit Severus Zeiten sammt der höchsten militärischen Macht auch die bürgerliche vertraut wurde, da war er, was der Großvezier eines Sultans, unstreitig der Erste nach dem Kaiser, und demselben so wie dem Volke fürchterlich. Denn die ungewisse Dauer des Amtes munterte zu so schnellerem Raube auf, und es bedurfte nur eines kühnen Schwertschlages, um sich selbst auf den Thron zu schwingen. Als Diocletian drei Reichskollegen neben sich erhoben, so wurden vier Präfecti Prätorio, und Constantin M. behielt diese Zahl auch als Alleinherrscher bei, aber mit der wesentlichen Veränderung, daß er ihnen alles militärische Kommando benahm und sie blos zu bürgerlichen Oberstatthaltern in den von ihm angeordneten vier großen Präfekturen des Reichs bestellte.

Gemäß dieser, von langdauernden Folgen, nicht nur in politischer, sondern auch in kirchlicher Hinsicht, begleiteten Eintheilung waren vier große Präfekturen, Orient, Illyricum, Gallien und Italien, deren jede in eine Anzahl Diöcesen,

und diese weiter in Provinzen getheilt waren. Die Diöcesen Thrazien, Pontus, Asien, Aegypten und Orient (im engern Sinne) — mit ihren Hauptstädten Constantinopel, Cäsarea, Ephesus, Alexandrien und Antiochia — machten die erste Präfektur aus. Die zweite bestand aus den Diöcesen Macedonien (Hauptstadt Thessalonice) und Dacien.* Die dritte enthielt drei Diöcesen, Gallien (Hauptstadt Trier), Spanien und Britannien, und eben so viel die vierte, nämlich Illyrien** (Hauptstadt Sirmium), Afrika (Hauptstadt Karthago) und Italien mit der Hauptstadt Rom. Im Verhältnisse des Umfangs, oder nach andern Rücksichten, war dann jede Diöces weiter in 7—8, auch 12—14 Provinzen (das ganze Reich in 117) getheilt, deren Aufzählung jedoch für unsern Zweck zu weitläufig wäre.

Die wichtige Sonderung der Civil- von den Militärgewalten, welche nun allgemein eingeführt wurde, war nicht nur der Sicherheit des Hofes und der Provinzen angemessen, sondern auch eine nothwendige Folge davon, daß die gewöhnlich rohen und unwissenden Generale — meistens von der niedrigsten, selbst barbarischen Herkunft, und nur durch die Stärke der Faust emporgekommen — zu den Geschäften einer regelmäßigen und künstlichen Administration nicht geeignet waren, als wozu man mannigfaltiger Kenntnisse, insbesondere des juridischen Studiums, bedurfte. Die Rechtsschulen, vornehmlich jene zu Berytus, wurden die fruchtbaren Pflanzstätten der höhern und niedern Obrigkeiten durch das ganze Reich.

Der Haß des christlichen Constantinus gegen das heidnische Rom gab den nähern Anlaß zur Gründung einer neuen Hauptstadt des Reichs. Hierzu ward Byzanz ausersehen, eine alt berühmte, griechische Kolonie, deren glückliche Lage sie vor allen andern geschickt zur Residenz des Weltherrschers machte. Mit Eifer widmete sich Constantinus seiner neuen Gründung. Constantinopel sollte ein bleibendes Denkmal seines Ruhmes, eine würdige Nebenbuhlerin Roms — dessen Tochter, oder Neu-Rom es wohl auch genannt wurde —, ein prächtiger, starker und volkreicher Siz der Kaisermacht werden. In unglaublicher Schnellig-

* Nicht das eigentliche Dacien zwischen der Donau und dem Krapack, sondern die nähern Süddonau-Länder, auf welche, nach dem Verluste Daciens, der Name übertragen worden.

** „Illyrien" hatte eine gar sehr verschiedene Bedeutung. Ursprünglich verstand man darunter blos die Ostküste des Adriatischen Meeres, dann wurde Pannonien und Noricum dazu geschlagen (Diöces Illyrien). Das große Illyricum aber begriff überhaupt die Länder südlich an der Donau, oder genauer — als Präfectur — das Land von Hellas bis zur Donau, mit Ausnahme Thraciens und des eigentlichen Illyriens.

keit stiegen auch durch den Eifer des mächtigen Monarchen Häuser, Paläste und Tempel empor, und bedeckten die fünf zunächst am Meer gelegenen Berge; zwei andere wurden nach und nach in einem Zeitraum von hundert Jahren überbaut und endlich noch weiter hinaus Vorstädte für die wachsende Volksmenge angelegt.

Die Hauptstadt eines Reiches, zumal eines despotischen, ist das Herz desselben, woher und wohin die besten Säfte kommen und gehen, dessen Lage und Beschaffenheit also den wichtigsten Einfluß auf alle innern und äußern Verhältnisse der Organisation, der Macht, der Vertheidigung, des Wohlstandes, endlich des gegenseitigen Zusammenhanges der einzelnen Theile äußern. Durch die nothwendige Erschütterung, welche hiernach die Verlegung der Residenz von Rom nach Constantinopel dem alternden Reiche verursachte, litt jedoch meistens nur der Occident. Der Orient gewann; und während der ganzen Regierung von Constantinus war keine Abnahme der Macht sichtbar. Im Gegentheile schreckte oder beruhigte er durch Waffen und Bündnisse die verschiedenen barbarischen Völker, als die Gothen und andere Teutsche, auch die Sarmaten, und sicherte, fast ein halbes Menschenalter hindurch, den innern und äußern Frieden des Reiches.

Im 31sten Jahr der Regierung und im 64sten des Alters, 14 Jahre nachdem er durch Licinius Sturz das ganze Reich vereinigt, starb der „große" Flavius Valerius Constantinus, gepriesen, vergöttert von der christlichen, verachtet und geschmäht von der heidnischen Partei (337).

Constantinus Haus. Julian der Abtrünnige.

Constantinus zahlreiche Familie hatte er selbst durch Hinrichtungen vermindert, doch überlebten ihn drei Söhne, mehrere Brüder, Schwestern und Neffen. Kaum waren nun des Kaisers Augen geschlossen, als gegen seine Seitenverwandten ein Aufruhr der Soldaten sich erhob, und der zuerst — aus dem Orient, der seine Provinz war — herbeigeeilte Constantius die Hinrichtung von zwei Oheimen, sieben Vettern und mehreren entfernteren Angehörigen, auch Anhängern und Freunden derselben, befahl, nachdem er zuvor eidlich ihnen Sicherheit gelobet. Nur Gallus und Julian, die beiden jüngsten Söhne von Constantinus M. zweitem Bruder, entgingen — mit Noth — dem allgemeinen Gemezel; wir werden sie bald wieder auftreten sehen.

Den Raub der Erschlagenen riß meistens Constantius an sich; sonst erhielt bei der nun unter den drei Brüdern verabredeten Theilung des Reiches Constantin die Abendlande, Constantius den Orient, Constans Italien, Illyrien und Afrika. Doch

sollte dem ältesten auch Constantinopel und der Vorzug des Ranges gehören. Aber in kurzer Frist wurde sichtbar, wie wenig diese im Purpur geborenen und erzogenen Prinzen desselben würdig waren. Während Constantius einen langwierigen, meist unglücklichen Krieg gegen die Perser führte, und in neun blutigen Schlachten die römischen Adler wichen, wurde das Abendland durch einheimische Fehde und Empörung zerrüttet. Constantin zog mit Heeresmacht gegen Constans; aber die Feldherren des Leztern schlugen seinen Angriff bei Aquileja zurück, und Constantin ward auf der Flucht getödtet (340). Constans riß des Getödteten Länder an sich. Aber es rebellirte gegen ihn in Gallien der General Magnentius (350), ließ ihn ermorden, und nahm den Purpur. In Illyrien rief das Heer den schwachen Veteranio zum Kaiser aus. Constantius, in solcher Gefahr, erhob seinen Vetter Gallus aus dem Gefängniß zur Cäsarwürde, übertrug ihm die Verwaltung der Morgenlande, zog gegen die Empörer, und besiegte sie. Der sowohl aus Furchtsamkeit, als aus natürlicher Anlage grausame Constantius rächte die Empörung durch blutige Gerichte (353).

Indessen hatte Gallus zu Antiochien durch Schwelgerei, Uebermuth und Grausamkeit sich eben so verächtlich, als verhaßt gemacht. Constantius, wiewohl von gleichem moralischem Unwerth, sah mißbilligend und voll Besorgniß den frechen Mißbrauch von Gallus Gewalt, ließ den unbesonnenen, durch List eingeschläferten Cäsar plözlich in Verhaft nehmen, nach Pola schleppen und, nach dem Urtheil des Kämmerlings Eusebius, durch Henkershände wie einen gemeinen Missethäter sterben (354).

Auch Gallus Bruder, Julian, den allein noch übrigen Sprößling des constantinischen Hauses, hatte jener begünstigte Eunuch dem Tode geweiht. Die Fürsprache der edelmüthigen Kaiserin Eusebia rettete ihn, und verschaffte ihm bald die Ernennung zum Cäsar, mit der Verwaltung der transalpinischen Länder.

Die Jugend dieses, seinen Verwandten so unähnlichen, Prinzen war unter beständigem Druck, Kränkung und Gefahr verlebt worden. Selbst Gallus Erhebung gab ihm nur eine unbedeutende Erleichterung, und sein Tod neue Gefahr. Unter den Bedrängnissen seiner Jugend hatte er meist in stiller Betrachtung oder in den Schriften der Weisen Trost gefunden. Nach Gallus Erhöhung genoß er etwas freiern Umgang mit Gelehrten und Philosophen, zu welchen seine Neigung ihn hinzog; und ein erwünschter Aufenthalt in Athen vollendete seine wissenschaftliche Bildung, ohne ihm jedoch zu den Geschäften des Krieges und des

Staates die gehörige Vorbereitung zu geben. Sein Genie ersezte diesen Mangel, und, von der Schule weg zum Throne berufen, erschien in sechsjähriger Verwaltung Galliens als einsichtsvoller, gerechter, väterlicher Regent und als vortrefflicher Heerführer. Die Teutschen (zumal die Alemannen und Franken), welche mit Macht über den Ober- und Niederrhein gebrochen, 45 gallische Städte zerstört und bis in's Innerste des Landes geschreckt hatten, wurden durch den jugendlichen Cäsar, den Fremdling in den Anfangsgründen des mechanischen Militärwesens, aber vertraut mit den wichtigsten Tugenden des Feldherrn, unerschrocken angegriffen, durch Eifer, Wachsamkeit und Beharrlichkeit ermüdet, durch Genie und Tapferkeit überwunden, und fünfmal ins Innere ihrer eigenen Heimath verfolgt.

Der Glanz solcher Thaten, und ihr Preis, der laute Beifallsruf des römischen Volkes, erweckten Neid und Besorgniß in Constantius unedlem Gemüth. Julianus wurde aufgefordert, den Kern seiner Truppen, angeblich zur Rettung des Morgenlandes, abzusenden. Wohl erkannte er die wahre Absicht dieses Befehls, und welches Loos ihm solche Entwaffnung drohe. Auch die Truppen erkannten es, und erhoben deßhalb in Paris, Julianus gewöhnlichem Winteraufenthalt, Aufruhr wider Constantius. Nach der Erhizung eines Trinkgelages rannten sie mit Fackeln und Schwertern vor den Palast, mit dem verhängnißvollen Ruf: „Julianus Augustus!" Vergebens war Weigerung, Bitten, Drohen. Die Wuth der Soldaten schien Julian keine andere Wahl als Thron oder Tod zu lassen. Also schickte er eine Gesandtschaft an Constantius, das Geschehene zu entschuldigen, und um Bestätigung seiner Würde zu bitten, unter Anbietung des billigsten Vergleiches. Constantius, voll Wuth, brach auf von Antiochien nach dem Abendland. Auch Julian, wie keine Hoffnung des Friedens blieb, zog gegen Illyricum. Aber der gelegene Tod seines Gegners befreite ihn von der Nothwendigkeit des Bürgerkrieges (361).

Das Heer, schon längstens der Herrschaft der Eunuchen müde, die Hauptstadt, das ganze Reich unterwarfen sich jezt Julianus. Dieser vortreffliche Fürst, „der Stolz des römischen Reiches," wie ein geistvoller Schriftsteller sich ausdrückt, „aber durch seinen Abfall zum Heidenthum, leider! das Scandal der Christenheit," hat so wie Constantinus M., jedoch mit gewechselter Rolle, von den Schriftstellern seiner Zeit leidenschaftliches Lob und leidenschaftlichen Tadel erhalten. Aber die Lobredner Constantins, so wie Julians Feinde, gehörten zur siegenden Partei; ihre Stimme hat jene der andern weit übertönt, ja in den nachfolgenden Jahrhunderten ganz allein erschallt, bis endlich in neuen

Zeiten Kritik und Philosophie die Zeugnisse gewogen, nicht länger nach Deklamation, sondern nach bewährten Thaten gerichtet und den Charakteren ihre erste Gestalt wiedergegeben haben. Nach ihrem Ausspruch erscheint Julian als einer der edelsten und größten Kaiser, in Allem, was nicht auf Religion sich bezieht. Nur hier beging er den schweren Fehler — selbst politisch betrachtet, war es ein solcher — von der bereits siegreichen Fahne des christlichen Glaubens überzutreten zum veralteten Heidenthum, und jenen mit Eifer und Erbitterung — zwar nicht blutig, aber doch hart — zu bekämpfen. Doch liegt in der Jugendgeschichte und allen Verhältnissen Julians der Schlüssel zu jener sonst unbegreiflichen Verkehrtheit. Der Tyrann Constantius, der Eiferer für's Christenthum, hatte Julians Vater, Brüder, Verwandte gewürgt, Ihn selbst zum Kerker verdammt, und war beständig das Schreckbild seiner jugendlichen Phantasie gewesen. Durch eine natürliche Verknüpfung der Gefühle wurde leicht die Lehre selbst, so wie das Haupt ihrer Bekenner der Gegenstand von Julians Haß; und da er von dem Christenthum nicht die reine Gestalt, sondern meist nur dessen Verderbniß sah, so gewöhnte er sich, jene Religion als die Quelle alles Unheils und des moralischen, sowie des politischen Verfalls zu betrachten. Dagegen waren die einzigen Freunde seiner reiferen Jugend, die geheimen Vertrauten seiner Gefühle, wie seiner Sorgen, und in deren Mittheilung er sich von dem drückenden Zwang seiner Erziehung erholte — heidnische Philosophen und Priester gewesen. Diese — zumal in Athen, wo Julian den Studien oblag — und in Verbindung mit den todten Lehrern, welche immerdar seine Freunde gewesen — fachten den Funken zur Flamme an, und erhöhten das aufgeregte Gefühl bis zur Schwärmerei, durch jene wohlberechneten Ceremonien der mysteriösen Einweihung, deren begeisternde Macht selbst ein Marc-Aurel empfunden. Auf solche Weise wurde die Vorliebe für das Heidenthum die herrschende Leidenschaft seiner Seele, gewann durch den Zwang der Verstellung, welche die Umstände geboten, noch größere Stärke, und als sie endlich hervortrat, so erhöhten die unklugen Reizungen, der allzuheftige Widerstand der Christen sie zur verzehrenden Flamme.

Abgesehen von dieser unglücklichen Verirrung, mag Julian als Muster eines aufgeklärten und tugendhaften Fürsten und Menschen gelten. Allenthalben erkannte man in ihm den Zögling der Weisheit, welche allein der Trost seiner bedrängten Jugend gewesen, den Verehrer der Freiheit und des Rechtes, als welcher so lange unter dem Druck willkürlicher Gewalt geseufzet, den Freund aller Menschen, nachsichtig, bescheiden, gefühlvoll, liebend und liebenswürdig. Aber nicht lange gönnte das Schicksal dem

römischen Reich diesen trefflichen Regenten. In dem Krieg gegen die Perser, nachdem er eines Feldherrn aus der schönsten Römerzeit würdig gestritten, nach anfangs glücklichem Erfolg, wurde er in den verhängnißvollen Ländern jenseits des Tigris zum Rückzug gezwungen, blieb in Noth und Gefahr immer sich selber gleich, empfing in der Schlacht eine tödtliche Wunde, und starb als Held und Weiser. *

Geschichte bis Theodosius M. Anfang der Völkerwanderung.

Das Heer, welches eines Anführers bedurfte, ernannte jezt den Obersten der Haustruppen, Jovianus, auf übereilte Weise zum Kaiser, einen schwachen, dem Vergnügen ergebenen, aber gutmüthigen Mann und eifrigen Christ. Um sich den Thron zu sichern, empfing er bereitwillig von Sapor das Gesez des Friedens. Die fünf Provinzen jenseits des Tigris, welche Galerius gewonnen, die Festung Nisibis, welche dreimal der persischen Macht getrozt, nebst den wichtigen Pläzen Singara und Castra Maurorum, wurden abgetreten, und dann unter fortwährenden Mühseligkeiten und Hunger der klägliche Rückzug geendet. Doch noch vor seiner Ankunft in Constantinopel starb Jovian eines unversehenen Todes.

Die Armee ernannte jezt den tapfern Valentinian I., einen Obersten der Garde, zum Kaiser (364). Er nahm gleich darauf seinen Bruder Valens zum Reichsgehilfen und Augustus an, überließ ihm den Orient und behielt für sich die drei übrigen Präfekturen.

Mit Mühe und unter wechselnden Schicksalen hielt Valentinian die Teutschen, insbesondere die Alemannen zurück, schändete aber seinen Kriegsruhm durch Verrath und Grausamkeit. Er starb an den Folgen des Jachzorns (376). Seine Söhne Gratian und Valentinian II. folgten ihm.

Indessen hatte der elende Valens den Orient tyrannisirt, gegen die Perser mit Verlust, gegen die Gothen aber glücklich gestritten und die ersten Schrecken der Völkerwanderung erblickt.

Denn um diese Zeit stürzten die Hiong-nu (Hunnen), welche durch asiatische Revolutionen weit her von den mungalischen Steppen bis an den Tanais und die mäotische See getrieben worden, unwiderstehlich über Europa, und eröffneten durch ihren gewaltigen Stoß auf die Völker, welche vom Tanais bis zur Donau hausten, die lange Reihe umwälzender Züge

* *363. Nur 20 Monate* währte seine Regierung, und er war erst 32 Jahre alt.

und blutiger Zertrümmerung. Die damals weitherrschenden Gothen vermochten nicht den Hunnen zu stehen, und baten Valens, sie in sein Reich aufzunehmen als Unterthanen und Kriegsknechte (376). Valens erlaubte ihnen, über die Donau zu gehen, verlangte jedoch Geiseln und die Auslieferung der Waffen. Die römischen Befehlshaber, durch Geiz geblendet, ließen ihnen die Waffen gegen Bezahlung, und erlaubten sich gleichwohl gegen das nun furchtbare Volk die schamloseste Erpressung. Da empörten sich die Gothen, und ergossen sich wie ein verheerender Strom über Thrazien und die angrenzenden Länder. Valens raffte ein Heer zusammen, und wagte, in den Gefilden von Hadrianopel, die Schlacht (378). Sie war blutig und von schrecklicher Entscheidung. Valens sah den Untergang seines Heeres und wurde getödtet. Schreckliche Verwüstung und von beiden Seiten unmenschliche Grausamkeit bezeichnen den folgenden Krieg. Bis gegen Constantinopel drang der wüthende Feind; aber sein ungelehrter Muth prallte ab von der Festigkeit der Mauern. Das flache Land erfuhr eine schonungslose Mißhandlung.

Theodosius der Große.

Endlich wurde Rettung durch Theodosius gebracht, einen früher durch die Ungunst des Hofes Verbannten, welchen jezt in der Stunde der Noth der 19jährige Gratian, eingedenk seiner Talente, und seiner Tugend vertrauend, zum Mitkaiser und Augustus ernannte, und ihm mit dem Orient die Führung des gothischen Kriegs (379) übertrug.

Theodosius entsprach der Erwartung, besiegte die Gothen durch behutsame Kriegführung, beförderte ihre Uneinigkeit, rieb einen Theil nach dem andern auf, und gab dem Ueberrest nach einem 4jährigen Krieg einen billigen Frieden (382). Der größte Theil der Nation erhielt Wohnsize im römischen Gebiet, wo sie zwar als Unterthanen des Kaisers, aber doch nach eigener Sitte leben sollten; und aus ihrer Mitte wurde ein Heer von 40,000 Mann unter dem Namen Foederati zum beständigen Dienst des morgenländischen Reiches gebildet, welches durch besondere Begünstigungen ausgezeichnet, durch Verbindung der römischen Kriegskunst mit barbarischer Tapferkeit furchtbar, aber bald den Freunden so gefährlich, als den Feinden war.

Auch die innere Verwaltung des Theodosius war kraftvoll und weise; doch den Beinamen des „Großen“ hat ihm nicht solches Verdienst verschafft, sondern sein religiöser Eifer, wodurch er vollendete, was Constantinus begonnen, und sowohl den Triumph der Christen über die Heiden, als jenen der

Orthodoxen über die Kezer vollständig machte. Schon war das Heidenthum fast ganz von dem Hof, von den Schulen und Magistraturen und aus dem Lager gewichen; es hatte sich — Rom fast allein ausgenommen. — in die Einsamkeit des Landes zurückgezogen, wo es sichtbar dahinwelkte. Aber Theodosius hielt für seine Pflicht, den unvermeidlichen Untergang einer abgelebten Religion durch strenge Geseze zu beschleunigen. Der Senat mußte durch ein eigenes Dekret den Dienst der von ihm verehrten Götter verdammen. Die Priesterkollegien wurden abgeschafft, die Tempelschäze für den Fiskus eingezogen, die Gözenbilder meist vertilgt. Strenge kaiserliche Geseze untersagten alle Opfer und heidnische Gebräuche; und wenn bei Vollstreckung derselben nur wenig Blut floß, so war solches keineswegs die Folge der Mäßigung von Seiten der Herrscher, sondern der bereitwilligen Folgsamkeit der muthlosen Heiden. Selbst die leeren Tempelmauern entgingen der heiligen Wuth nicht. In allen Provinzen des Reichs wurden die Meisterwerke der edelsten Baukunst, die herrlichsten Zierden der Städte durch Schaaren von Fanatikern zerstört, und nicht selten die verzweiflungsvollen Vertheidiger der Tempel unter ihren rauchenden Trümmern begraben. Jezt trieb der Schrecken die meisten Heiden in die christlichen Kirchen, und wenn sie gleich in Geheim die alte Abneigung bewahrten, so wuchs doch in ihren Kindern ein Geschlecht von aufrichtigen Christen heran. In einem Menschenalter nach Theodosius M. Tod war im ganzen Umfang des Reiches auch die lezte Spur des Heidenthums verschwunden.

Einen gleichen Eifer, wie gegen das Heidenthum, bewies Theodosius gegen die arianische Lehre, die seit mehreren Geschlechtern den Staat wie die Kirche zerrüttete, aber auch nach ihm (wie die Geschichte des folgenden Zeitraums zeigen wird) zu zerrütten nicht aufhörte. Hierzu kam noch die erbaulichste Andacht und eine kindliche Ergebenheit gegen die Vorsteher der Kirche, welche er als Stellvertreter Gottes auf Erden verehrte. Daher wurden die Tugenden des großen Theodosius mit aller Kraft der Beredsamkeit, so gut jene Zeit sie geben konnte, gepriesen und selbst seine Fehler zu Tugenden gestempelt, wenigstens mit einem verhüllenden Schleier bedeckt. Indessen wird auch der profane Geschichtschreiber das Andenken eines Fürsten ehren, welcher mit ächten Herrschergaben viele Privattugenden verband, mäßig, sittsam, ein Freund der häuslichen Freuden, dankbar, gerecht, leutselig, durch das Glück unverderbt und, soviel seine Erziehung und Verhältnisse erlaubten, selbst den Wissenschaften vertraut war. Intoleranz in religiösen Dingen, gefährliche Unterwerfung unter den Willen der Geistlichkeit, Mißbrauch der bürgerlichen Macht

zum Behuf kirchlicher Tyrannei waren die allgemeinen Fehler seiner Zeit, worüber sich zu erheben des großen Mannes freilich würdig ist, aber Ihm nicht gegeben war.

Eben so fromm und gutmüthig, aber minder kraftvoll und weise als Theodosius war der junge Gratian. Durch unklug geäußerte Geringschäzung der Soldaten stürzte er sich in's Verderben. Maximus, ein tapferer, ehrsüchtiger Krieger, wurde von den Truppen in Britannien zum Kaiser ausgerufen, fiel in Gallien ein, und tödtete Gratian, den seine eigenen Leute treulos verließen (383).

Theodosius erkannte den starken Rebellen als Kaiser der transalpinischen Länder; doch sollten Italien, Afrika und Westillyrien Gratians Bruder, Valentinian II., bleiben. Aber die unerfahrene Jugend des Leztern war der Verwaltung eines Reiches nicht gewachsen, und sein Eifer für die arianische Lehre machte ihn bei dem Volke verhaßt. Der wachsame und arglistige Maximus benüzte diese Umstände, überfiel den sorglosen Valentinian in Mailand, und wurde durch die eilige Flucht desselben ohne Schwertschlag Herr seiner Länder.

Jezt ergriff Theodosius die Waffen, und war siegreich. Maximus wurde in Pannonien entscheidend geschlagen, in Aquileja von den Verfolgern ereilt und hingerichtet (388). Der Sieger, nachdem er die Ruhe der Provinzen durch weise Verordnungen gesichert, gab auf großmüthige Weise alle Länder des Maximus an Valentinian, zu dessen Schuz er das Schwert erhoben.

Aber Arbogast, ein Franke von Geburt, welcher in Roms Diensten sich zur Befehlshaberstelle über die gallischen Heere geschwungen, tödtete den schwachen Prinzen, und sezte — da die Römer eines Barbaren Herrschaft würden verschmäht haben — seinen Geheimschreiber Eugenius auf den Thron, um in dessen Namen zu regieren (392).

Pflicht, Ehre und Politik riefen Theodosius von Neuem zum Kampf. In der entscheidenden Schlacht schien der Himmel selbst durch Sturm und Ungewitter für den frommen Theodosius zu streiten. Nach der Niederlage und Zerstäubung ihres Heeres starben Eugenius und Arbogast, Jener verzagt unter den Streichen der erzürnten Sieger, Dieser männlich und durch seine eigene Faust (394).

So wurde die römische Welt vereinigt unter Theodosius Scepter, und zwar zum leztenmale. Auch freute sie sich nur einige Monate solchen Glückes. Theodosius, kaum 50 Jahre alt, wurde bald nach seinem Sieg durch eine Krankheit weggerafft, welche die Folge des mühevollen Feldzuges gewesen (395).

Seinem Willen gemäß theilten seine Söhne Arcadius und Honorius das Reich. Jener erhielt das Morgenland, dieser das Abendland. Beide wurden nie mehr vereinigt.

Abendländisches Reich. Honorius bis Augustulus.

Nach Theodosius M. Tod brach der volle Strom der Völkerwanderung herein. Die alte Geschichte schließt sich hier; die mittlere beginnt, doch mögen wir noch als einen Anhang die kurze Erzählung vom Untergang des abendländischen Reiches geben.

Dasselbe erfuhr schon unter Honorius die härtesten Schläge. Dieser über alle Beschreibung erbärmliche Prinz, welchem der Vater den tapfern, aber ränkevollen Vandalen Stilicho zum Vormund gesezt, regierte oder schlief vielmehr zu Ravenna 28 Jahre, während welcher Zeit anfangs die gegenseitige Feindschaft Stilicho's und Rufinus (dieser Lezte war Arcadius Vormund) das Reich zerrüttete, und dann durch die Züge der Barbaren dessen Zerstückung begann. Wir erzählen diese Züge in der Geschichte des Mittelalters.

Um das Herz des Reiches zu vertheidigen, rief Stilicho die Legionen von den transalpinischen Standquartieren zurück, und von allen Seiten stürzten die Barbaren über die entblößte Grenze, während in Britannien, Gallien und Afrika Gegenkaiser aufstanden. Als nun Stilicho, welcher früher die Gothen zurückgetrieben, von dem argwöhnischen Honorius hingerichtet worden, vermochte Keiner mehr Roms sinkende Majestät zu schüzen. Alarich erschien dreimal vor Rom, und eroberte es endlich mit Sturm (410). Im eilfhundert und drei und sechzigsten Jahr nach ihrer Erbauung litt diese Stadt die Wiedervergeltung für das Unheil, welches sie über die Welt gebracht. Das Schwert der Gothen wüthete unter der wehrlosen Volksmenge; öffentliche und Privatreichthümer und die Schäze der Kunst gingen durch Plünderung oder Zertrümmerung unter; ein verworfener Pöbel und rachlustige Sklaven benuzten die Verwirrung zu tausendfältigem Frevel.

Alarich starb und Adolph, sein Schwager, führte die Gothen nach Gallien. Hier in Südgallien, und bald auch in Hispanien, bildete sich das große Westgothische Reich. Nördlich an ihnen sezten sich — jedoch etwas später — die Franken fest. In einigen Winkeln der Länder erhielten sich noch durch mehrere Geschlechtsalter die Trümmer oder der Name der römischen Herrschaft. Afrika ging gleich unter der folgenden Regierung verloren.

Denn als nach Honorius Tod (423) der morgenländische Kaiser Theodosius II., welcher gegründeten Anspruch auf die Erbschaft hatte, gleichwohl Honorius unmündigen Neffen Valentinian III., unter der Vormundschaft seiner Mutter Placidia, zum Kaiser des Abendlandes ernannt hatte; so beschleunigte Valentinian durch Laster und Trägheit das Verderben des Reiches. Bonifacius, Comes von Afrika, wurde durch schändliche Hinterlist seines Rivalen, des Feldherrn Aetius, welcher den Hof von Ravenna beherrschte, zu dem unglücklichen Schritte vermocht, die Vandalen aus Spanien zu seinem Schuze nach Afrika zu rufen. Sie kamen unter dem trozigen Genserich, aber nicht als Freunde, sondern als Eroberer, denen Bonifacius, nach entdecktem Betrug des Aetius, sich vergebens mit dem Muth der Verzweiflung entgegenstellte (429). Er sah den schrecklichen Ruin, den unwiederbringlichen Verlust des schönen Landes, führte die Trümmer des Heeres nach Italien zurück, fand jedoch Gnade bei Placidia, und wurde von Aetius im Zweikampf getödtet. Damals überschwemmte der Hunnenkönig Attila die Länder vom schwarzen Meer bis zur Marne. Blut und Verwüstung bezeichneten seine Bahn. Es war geschehen um das Abendland, wenn nicht Aetius, mit der verbundenen Kriegsmacht der Römer und Teutschen, den glorreichen Sieg in den Catalaunischen Feldern erfochten hätte (451). Attila's Einfall in Italien im folgenden Jahr war ein vorübergehendes Gewitter. Zum Lohn jener Großthat wurde Aetius von Valentinian eigenhändig ermordet (454). Bald darauf fiel Valentinian durch das Racheschwert des Senators Petronius Maximus, dessen Weib er geschändet (455).

Der Mörder bestieg den Thron und das Ehebett Valentinians; aber Eudoxia rächte ihren Gemahl. Sie rief den Vandalenkönig Genserich aus Afrika herüber. Derselbe kam, plünderte, mißhandelte Rom viel grausamer, als früher Alarich gethan, und schleppte unsägliche Beute von dannen. Maximus ward auf der Flucht von seinen eigenen Leuten erschlagen.

Nach ihm usurpirte der General Avitus ein Jahr lang den Purpur, und verlor ihn (456) durch die Empörung des Feldherrn Ricimer, eines Mannes von großen Gaben, aber barbarischer (suevischer) Abkunft, welcher von jezt an 16 Jahre lang das römische Reich beherrschte, wiewohl er nach einander den Kaisertitel an Julius Majorianus, Libius, Severus, Anthemius und Olybrius gab. Keiner von Diesen, selbst der vortreffliche Majorianus, nicht, durfte es wagen, selbstständig zu regieren. Der Zorn des Feldherrn war das Signal ihres Todes. Olybrius überlebte Ricimern um ein Jahr, und hatte

Glycerius zum Nachfolger (473). Derselbe wurde abgesezt von Julius Nepos, und Dieser von dem Feldherrn Orestes, welcher seinen eigenen Sohn Romulus (Momyllus) Augustulus zum Kaiser erklärte (475). Aber die eigentliche Macht war bei dem Heer der Bundesgenossen, einem vermischten barbarischen Haufen von Herulern, Scyrren, Turcilingern, Rugiern und Alanen, welche nach Attila's Tod in römische Dienste getreten und, durch das Gefühl ihrer Stärke aufgemuntert, begierig waren, das Beispiel ihrer transalpinischen Brüder durch Besiznahme des Landes nachzuahmen. Sie forderten von Orestes das Drittheil der Ländereien Italiens, und griffen zu den Waffen, als er solches verweigerte. Der kühne Odoaker, ein Abenteurer ungewisser Abkunft, aber von großen Talenten, wurde ihr Anführer, schlug und tödtete Orestes, und bemächtigte sich, jedoch ohne den Kaisertitel, der Herrschaft Italiens (476). Augustulus, durch seine Jugend und Unschädlichkeit, fand Gnade bei dem großmüthigen Sieger, und erhielt eine Pension. Der lezte Nachfolger des großen Cäsar starb vergessen im Privatstand. Das abendländische Kaiserthum erlosch.

Geschichte der Teutschen.

Aelteste Geschichte.

Ueber den Ursprung und die ersten Schicksale der Teutschen, über ihren und ihres Landes Zustand zur Zeit ihres Auftretens in der Geschichte und durch den ganzen vorliegenden Zeitraum, sind, außer einigen schwankenden Sagen und verwirrten Monumenten, keine einheimischen Quellen übrig. Selbst jene Denkmale — als Spuren von Verschanzungen, Mauerwerk rc. — rühren mehr von Römern als von Teutschen her, und ohne die römischen und griechischen Schriftsteller würde ein undurchdringliches Dunkel auf der Urgeschichte unseres Volkes ruhen.

Jenseits (in Ansehung Roms) der Donau und des Rheins in weite Fernen, welche die mangelhafte Erdkunde jener Zeit in Norden durch das Eismeer, in Osten durch die Heimath der Sarmaten auf zweifelhafte Weise begrenzte, dehnte sich das große, freie germanische Land. Nach solcher Bestimmung waren die scancischen (scandinavischen) Inseln — denn für Inseln hielt man auch Schweden und Norwegen — und nach Osten das Land bis jenseits der Weichsel und an die Karpathen unter Teutschland begriffen. Ja noch weiter, über

Dacien weg, durch das Scythenland bis an den Don, hat man in größern oder kleinern Massen den germanischen Volksstamm gefunden. Doch dürfte, was von teutscher Race südlich am Krapack und längs der untern Donau erscheint, von späterer Einwanderung herrühren. Sarmatische (slavische) Stämme treffen wir, so wie das Dunkel von den nordöstlichen Gegenden weicht, schon diesseits der Weichsel an, und der nördliche Theil der großen scandinavischen Halbinsel ist ein altes Erbe des Finnischen Stammes.

Vergebens forschen wir nach dem Ursprung, nach den ältesten Sizen des so weit verbreiteten germanischen Volkes. Aus der Erde ging der Gott „Teut" hervor und zeugte „Mann," den Stammvater der Teutschen; so erzählt die bildliche Sage. Eingeborene ihrer Heimath waren die Germanier, eine selbstständige, unvermischte Menschenrace, so weit die Erinnerungen der Geschlechter reichen. Troz ihrer Zerstreuung, und vor Entstehung irgend eines politischen Landes, stellen sie sich dem Beobachter als eine Nation dar, durch eine merkwürdige Uebereinstimmung charakteristischer Züge — nicht nur in Sitten und Lebensweise, als welche durch ähnliches Klima und ähnlichen Kulturstand mochten bestimmt werden, sondern in den genetischen Charakteren der Körpergestalt und der Sprache; durch die Natur — leider nicht durch Eintracht! — ein Brüdergeschlecht.*

Wir reden hier blos vom eigentlichen Teutschland, diesseits Scandinaviens und der Weichsel, und werfen nur einen allgemeinen Blick auf das bunte Gemisch vereinzelter Horden, welche allda sich herumtreiben, und meistens erst später, da sie unter einander in bleibende Verbindungen traten, die Gestalt von Völkern annehmen. Tacitus theilt die Germanier in Ingävonen, Istävonen und Hermionen. Die Ersten wohnten in Nordwesten, die Zweiten längs des Rheins, die Lezten im innern Teutschland. Aber Plinius führt noch die Bastarner, in Südosten, und die Vindiler, in Nordosten, als Hauptnationen auf.

Zu welcher von diesen Völkerklassen alle einzelnen Stämme gehört haben, darüber herrscht bei den Gelehrten mannigfaltiger Streit. Aber so viel ist erkennbar, daß nicht nur zwischen den Stämmen, sondern auch zwischen den Hauptnationen (wenn es erlaubt ist, eine Menge nicht politisch, sondern nur geographisch verbundener Stämme eine Nation zu nennen) eine beständige

* Von der Benennung Germanen — welche die Römer von den Teutschen brauchen — gibt es verschiedene Ableitungen. Wahrscheinlich ist sie eines mit Wehrmannen oder Waffenmänner, einem Ehrennamen, mit welchem die Teutschen groß thaten. Der Name Thuiskon, Thuiskonen und Teutonen ist von historischen oder mythischen Personen abgeleitet.

Eifersucht und Zwietracht herrschte, welche sich, insbesondere zwischen den Völkern Nord- und Südteutschlands, schon frühe gegenseitig blicken ließ, und eine Hauptursache fast alles über Germanien gekommenen Unheils wurde.

Unter den einzelnen teutschen Völkerschaften * bemerken wir: Die nördlichen Friesen (die Nachbarn der Bataver), die wilden Bructerer (an der Ems), östlich an ihnen die dürftigen, aber freiheitliebenden Chauken, die mächtigen Sikambrer (um die Lippe und Sieg), die tapfern Catten (Hessen) und Hermanns Volk die Cherusker (im Braunschweigischen) werden oft genannt. Aber über alle berühmt wurde der Name der Sueven. Die meisten Völker zwischen der Elbe und der Weichsel, und weit nach Süden hinab, gehörten zum suevischen Bund. Die Semnonen (in der Lausitz und Brandenburg) wurden darunter als die edelsten geachtet. Die Longobarden (die westlichen Nachbarn der Semnonen), die Angeln, die Fosi, die sich nachmals unter den Sachsen verloren (bis gegen die Weser hausend), die Völker der cimbrischen Halbinsel, die Rugier (in Pommern), neben ihnen die Heruler, selbst die Vandalen (eine Menge verbundener Stämme an der Ostsee), die Burgunder (in Westpreußen) und viele andere werden für Sueven gehalten. Lange, geflochtene Haarzöpfe, mehr aber ein glänzender Kriegsruhm, zeichnete die Sueven aus. Später blieb der Name der Sueven vorzugsweise den ins südliche Teutschland vom Lech bis zum Rhein (Schwaben) eingewanderten Stämmen. Die Alemannen, welche vom dritten Jahrhundert an vorkommen, waren meistentheils Sueven. Noch merken wir die Hermunduren (zwischen der Saale und Elbe), die Markomannen (das suevische Grenzvolk, anfangs am Rhein, dann in Böhmen) und die Quaden (in Mähren und Oestreich) an. Der mächtigen Gothen, welche aus dem südlichen Schweden sollen gekommen seyn, dann des großen Bundes der Franken am Rhein und anderer später auftretender Völker oder Völker-Vereine werden wir zu gehöriger Zeit gedenken.

Von der cimbrischen und teutonischen Wanderung (112 v. Chr.), der ältesten bestimmten Erscheinung der Teutschen bis auf Cäsars Zeiten, hatten die Römer mit jenen nur geringen Verkehr.

* Die auf das linke Rheinufer übergegangenen Teutschen gehören nicht mehr zum freien Teutschland, und sind in dem Strom der gallischen und römischen Geschichte begriffen. Doch wollen wir aus ihnen die Triboceer im Elsaß, die Vangionen um Mainz, die Trevirer im Trierischen, weiter unten die Tungrer (im Lüttichischen), die wichtigen Bataver und die tapfern Nervier (bei Cambray) nennen. Die Ubier (bei Köln) kamen erst später herüber.

Aber Cäsar gerieth mit Ariovist, einem suevischen Heerführer, in Krieg. Derselbe hatte sich in gallischen Ländern durch List und Waffen mächtig gemacht. Cäsar schlug Ariovist, trieb ihn über den Rhein, und that zwei Einfälle über diesen Strom in das eigentliche Teutschland, doch ohne Erfolg.

Durch die Eroberung Galliens erhielt Rom auf einer weiten Grenze die Teutschen zu Nachbarn. Die cis-rhenanischen Stämme lernten gehorchen; aber jenseits in wilderer Natur hausten trozigere Menschen. Und der große Strom mochte nicht die Herrschbegier der Römer und nicht die Raublust der Teutschen hemmen. Von jezt an war fast unabgebrochener Krieg.

Durch Eroberung Vindeliciens und Noricums, unter Augustus, stießen die Römer auch an der Donau mit den Teutschen zusammen. Doch waren die nördlichen Donauufer dünne bevölkert; nur vom Rhein drohte Gefahr. Ein stehendes Heer, Festungen und Linien schienen nöthig zur Deckung Galliens.

Aber August's heldenmüthiger Stiefsohn Drusus gedachte durch Eroberung Teutschlands des Krieges Quelle zu zerstören. Mit großer Macht und mit Benüzung aller Hilfsmittel römischer Kriegskunst und Politik, unterstüzt von Teutschen selbst gegen Teutsche, that Drusus vier Feldzüge in Germanien. Er drang bis an die Elbe, doch ohne bleibenden Erfolg, und starb auf zweifelhafte Weise (3975, 8 v. Chr.). Viele Städte auf beiden Rheinseiten erwuchsen aus den Lagerpläzen und Castellen des Drusus.

Tiberius, sein Bruder, verstärkte die Wirkung der Waffen durch Unterhandlung und Arglist. Viele Stämme unterwarfen oder verbanden sich ihm.

Aber Marbod, Heerführer der Markomannen, war nach Böhmen gezogen, woraus er die Bojer vertrieb. Seine wachsende Macht drohte Rom. Da zog Tiber von Pannonien aus mit 12 Legionen gegen ihn, und schloß wieder Friede, weil in den Donauländern ein gefährlicher Aufstand brannte.

Herrmann, der Cherusker-Fürst.

Zwischen dem Rhein und der Weser führte jezt den Oberbefehl Quinctilius Varus. Die Teutschen schienen gedemüthigt durch die Waffen; jezt sollten sie auch bürgerlichen Gehorsam und Römersitten lernen, auf daß der Römer Herrschaft sich befestige. Mit Staunen und Unwillen sahen die Teutschen die Ruthen, die Beile — Merkmale verworfener Knechtschaft nach ihren *Begriffen* — sahen die Formen der gekünstelten Rechtspflege, die

Macht der Chikane, fühlten die Schmach des aufgedrungenen fremden Gesezes und den ungewohnten Druck willkürlicher Steuern.

Da fachte der Cherusker-Fürst Arminius (Hermann, vielleicht Heermann, Herzog) den geheimen Brand zur Flamme an, und führte seine, in der Stille gesammelten, Streitschaaren gegen den überlisteten Feind. In trügliche Sicherheit eingewiegt, künstlich gelockt in weglose, wildverwachsene Wälder, vernahm Varus plözlich und auf allen Seiten schreckliches Schlachtgeschrei. Nach mehrtägigem blutigem Kampfe im teutoburgischen Forste, durch Mühe, Hunger und Wunden erschöpft, fiel, nachdem Varus und mehrere der Vornehmsten sich selbst getödtet, der Ueberrest der Römer in dumpfer Betäubung unter den Streichen eines erbarmungslosen Feindes. Viele wurden den Göttern geschlachtet, einige als Knechte verkauft, eigener und geraubter Reichthum fiel den Siegern heim. Das große Heer war zernichtet, Teutschlands Freiheit erkämpft. *

Rom fürchtete noch größeres Unheil und that Gelübde, wie in Zeiten dringender Gefahr. Aber die Teutschen verfolgten ihren Sieg nicht. Einheimischer Hader unter den Teutschen, besonders zwischen Hermann und Segest, dessen Tochter Jener entführt hatte, lähmte ihre Kraft gegen den äußern Feind.

Nachdem Tiber den Thron bestiegen, führte sein Neffe, Drusus edler Sohn, Germanicus, den teutschen Krieg mit gleichem Ruhm, wie sein Vater, und doch im Ganzen ohne Erfolg. Im offenen Feld standen die Teutschen ihm nicht. Viermal drang er tief in Germanien; die Natur des Landes und die darnach wohl berechnete Kriegsmanier der Teutschen zwangen ihn immer wieder zum Rückzug. Doch schlug Germanicus die Catten, die Marsen und den edlen Hermann, fing dessen Gattin, die hochherzige Thusnelde, und führte sie zu Rom im Thriumph auf.

Allmählig verlor Rom die Hoffnung zur Bezwingung Teutschlands. Es schien genug, die eigenen Grenzen zu decken; und man hätte auch Dieses nicht vermocht, wäre nicht die Zwietracht der Teutschen gewesen. Marbod, mit der verbundenen Macht der Quaden, Hermunduren, Semnonen, Longobarden u. A. kriegte gegen Hermann, welchem die Cherusker und viele Völker Nordteutschlands folgten. Zwar siegte Hermann, aber häuslicher Verrath tödtete ihn. Mit ihm erlosch der Ruhm der Cherusker. Auch das Markomannische Reich

* *Jahr 9 n. Chr. Geb.* Kein Monument bezeichnet die Stelle der unsterblichen *Schlacht.* Unsere Gelehrten suchen sie in verschiedenen Provinzen Westphalens.

verlor nach Marbods Sturz seine Kräfte, und wurde durch innern Krieg, sowie durch römische Ränke zerrüttet.

Dafür erhoben sich andere Völker, zumal gegen den Rhein, und drängten die Römer. Kaiser Claudius zog seine Truppen auf das linke Rheinufer zurück, und die Teutschen schöpften neuen Muth aus diesem Eingeständnisse der Schwäche.

Batavischer und Markomannischer Krieg.

Bald nachher, als während der Bürgerkriege nach Nero's Tod Cl. Civilis, Anführer der Bataver, Aufruhr gegen Roms drückende Herrschaft erhob (69), und sein anfängliches Glück viele gallische Völker zu gleichem Abfall brachte, benützten die Teutschen solche Gelegenheit des Ruhmes und der Beute. Vespasianus Legat, der vortreffliche Petilius Cerealis, hemmte das Glück der Bataver und ihrer Bundesgenossen: doch erlitt auch Er große Unfälle, und schloß endlich Friede, wie es scheint, auf billige Bedingungen.

Seit dieser Zeit vermehrten sich die Angriffe der Teutschen auf's römische Gebiet. Immer wachsam und voll Haß gegen Rom, waren sie meistens mit dessen Feinden verbunden. So standen sie dem dacischen Decebalus bei, schlugen Domitian (85), und erpreßten sich Jahrgelder. Kräftige Kaiser, wie Trajan, hielten sie in Schranken. Derselbe drang sogar wieder über den Rhein, aber schon zu seiner Zeit bemerken die römischen Schriftsteller, daß das Heil des Reiches nur auf der innern Zwietracht der Barbaren ruhe.

Dagegen erkannten diese Barbaren jezt den Vortheil größerer Vereine, und die erste Probe davon war der Markomannische Krieg (166). Alle Völker vom Oberrhein bis nach Illyrien standen in Waffen bei diesem schrecklichen Krieg. Auch sarmatische Nationen nahmen Theil daran, und es war die ganze Standhaftigkeit des heldenmüthigen Marc-Aurel nöthig, um nach langem und zweifelhaftem Kampf endlich, und zwar mehr durch Unterhandlung als durch Waffen, das Ungewitter zu beschwören. Jenseits der Donau behielten die Römer einige Pläze. Unrühmlicher endete Commodus den wieder ausgebrochenen Kampf. Er wich hinter die Donau zurück, und kaufte den Frieden.

Teutsche Hauptvölker.

Von Caracalla bis zum Untergang des Reiches war fast unaufhörlicher Krieg zwischen Rom und den Teutschen. Die Schaupläze, die Schicksale wechselten; Waffenstillstände, einzelne Ver-

träge wurden geschlossen: aber allgemeiner Friede war fast nie. Teutschland war einem wilden, überall austretenden Strome gleich. Welche Dämme man gegen ihn aufführe, er reißt sie nieder, und wird er an einer Stelle gehemmt, so wirft er sich furchtbarer auf die andere.

Aber neue Völker treten jezt allmähig auf, an die Stelle derjenigen, die in den ersten Zeiten erschienen: theils wirklich neue, d. h. solche, welche rückwärts in Norden und Nordosten gewohnt hatten, und jezt an die südlichen Grenzen rückten, theils im Grund die alten Stämme, nur unter neuen Namen in größere Bündnisse vereint. Unter diesen treten die Alemannen und Franken voran, unter jenen die Gothen, mit den Gepiden, die Heruler, Vandalen, Burgunder und Sachsen. Es wäre eine undankbare Mühe, alle Einfälle dieser Barbaren in die römischen Länder und das unaufhörliche Schlachtgetümmel ordentlich verzeichnen zu wollen. Wir haben in der Geschichte der Kaiser gesehen, welche aus ihnen vorzüglich glücklich, oder vorzüglich unglücklich gegen die Teutschen gestritten; an die Folge ihrer Namen reiht sich auch von selbst die chronologische Ordnung der teutschen Kriege. Von der Zeit aber, da aus Raubzügen Eroberungsplane werden, und die Trümmer des dahin stürzenden Reiches in den bleibenden Besiz der Barbaren kommen, fängt die besondere Geschichte dieser Völker an, welche wir dem Gemälde des Mittelalters vorbehalten.

Verfassung der Teutschen.

Die Teutschen dieses Zeitraums hatten, so wie die reinste Theorie es verlangt, wirklich nicht mehr von ihrer natürlichen Freiheit und Gleichheit aufgeopfert, als unumgänglich zur Erreichung des geselligen Zweckes nach ihrem damaligen Kulturstand nöthig war. Jedes Familienhaupt, jeder in der Versammlung der Gemeinde mit Schild und Speer begabte Jüngling (Mann, Wehr) war über seine Person, seine Familienglieder und sein Besizthum unumschränkter, selbstständiger Herr und Gebieter. Aber zwischen den Mannen eines jeden Bezirks (Markgenossenschaft, Gau) bestand eine Vereinigung zur gemeinschaftlichen Nuzung und zur Vertheidigung desselben. Das Eigenthum auf Grund und Boden war der Gemeinde, nicht der Einzelnen (wenigstens bei den Sueven, anders bei den Sachsen). Diese erhielten jährlich, nach Verhältniß ihrer Familienzahl, ein gewisses Maß von Ländereien angewiesen. Die Hauptnuzung war Viehzucht, nicht Ackerbau; Privateigenthum nur über bewegliche Sachen (Vieh, Waffen, einfaches Geräthe, etwa auch

fahrbare Hütten)* vorhanden. Die Vertheidigung solchen Privateigenthums, so auch die Rache für Privatbeleidigung, blieb den Einzelnen oder ihren Verwandten überlassen; vor die Gemeinde kamen nur allgemeine Sachen.

So wie die Familienhäupter gegen die Markgenossenschaft, also verhielten sich die Markgenossenschaften eines ganzen Landes zur Nation. Jede war für sich frei und selbstständig und unumschränkt, aber mit den übrigen zur Gemeinschaft der höhern Nationalanliegen, vorzüglich der Vertheidigung, verbunden. Hieraus entstanden die Mannien und die Heermannie, d. h. der Kriegsverein der Nation.

Aber was war es, daß bei aller Freiheit der Glieder, bei der vollen Selbstständigkeit der Einzelnen, wie der Gemeinden, die Markgenossenschaften und die Nationen zusammenhielt, daß sie wahre Gemeinwesen blieben, und nicht in wilde Anarchie sich auflösten? — Der Adel war es, die Priester und vor Allem die Sitten.

I. Der Adel. Bei der eifersüchtigsten Freiheitsliebe und einer fast ganz rohen Lebensweise hatten doch die ältesten Teutschen schon einen Adel unter sich, der durch Ehre und Einfluß hervorglänzte. Wahrscheinlich war derselbe durch das natürliche Uebergewicht des Reichthums entstanden. Jedenfalls gab es einen Adel, der aber, ohne eigentliche Gewalt, nur mehr Achtung und Zutrauen, als die Gemeinen besaß; daher aus seiner Mitte fortwährend die Anführer erwählt, und den Adeligen überhaupt, da sie nach solchen Verhältnissen zur Behandlung der Geschäfte vorzüglich geeignet schienen, auch meist die Schlichtung der kleinern Angelegenheiten, um deretwillen es nicht Noth that, die Gemeinde zu versammeln, so wie die Vorbereitung der größern überlassen wurde. Das Maß solches Einflusses war jedoch nach Umständen verschieden, auch war der Adel nicht streng und nicht allgemein erblich. Edle Geschlechter mochten zu gemeinen herabsinken, wenn sie geraume Zeit keine tüchtigen Anführer zeugten, und einem gemeinen Tapfern mochte das Zutrauen des Volkes die Anführerstelle und hierdurch den Adel geben. Viele Nationen, zumal jene von suevischer Abkunft, hatten Fürsten (Fürst, der Erste, Vorderste), welche den Gerichten des Gaues vorstanden, und bei Volksversammlungen den Vortrag machten. Jene Gerichte, in welchen die Gesellen des Fürsten (comites), oder auch die Alten saßen (man will von diesen Alten, „Grauen,"

* Auch die festeren Hütten waren aus schlechten Materialien in der dürftigsten Gestalt errichtet, und wurden nach Laune und Zufall vereinzelt oder in regelloser Zerstreuung aufgeschlagen.

die Grafen ableiten), hatten anfangs nur wenig zu verhandeln. Ueber Verbrechen gegen die Nation, oder die man wegen ihrer Schwere als solche betrachtete, richteten die Volksversammlungen; Privatbeleidigungen rächten die Betheiligten. Aber dem Mißbrauch der Selbstrache oder ihrem Uebermaß vorzubeugen, kam auf, daß die Obrigkeit dem Beleidiger ein Strafgeld diktirte, welches nicht ausgeschlagen werden durfte, und zwischen dem Beleidigten und dem Gericht getheilt ward.

Wo bei einem Volk Fürsten waren, da hatten sie meist auch die Anführung im Kriege, vorzüglich in Nationalkriegen, d. h. solchen, die nach dem Beschluß des ganzen Volkes und daher auch durch die gesammte waffenfähige Mannschaft desselben geführt wurden. Wo keine Fürsten waren, da wählte man die Heerführer aus dem Adel. Bei größern Nationen schien, wer an der Spize der Heermannie stand, des Titels König in den Augen der Römer nicht unwürdig. Aber die meisten Angriffskriege wurden nicht in der Heermannie, sondern in dem Geleit (oder Gefolge, Comitatus) geführt. Eine Zahl unternehmender Krieger wählte sich einen Häuptling, der sie in irgend einem Zuge, welchen sie unter sich selbst ohne Theilnahme der Nation beschlossen hatten, anführen sollte; oder einzelne Häupter — sie waren meistens Edle, bisweilen auch Gemeine — bewogen eine größere oder kleinere Menge, sich unter ihre Anführung zu einem kriegerischen Unternehmen zu begeben, behielten sie wohl auch fortwährend, selbst in Friedenszeiten, für dergleichen Zwecke beisammen, und lohnten ihnen durch Geschenke oder einen Antheil der Beute. Wenn solch ein Führer durch Talent oder Glück sich auszeichnete, mochte er leicht unter der kriegslustigen Jugend seines Volkes oder auch fremder Völker ein mächtiges Heer sammeln, und selbst den Römern furchtbar seyn. Ariovist, der Sueve, war höchst wahrscheinlich blos der Anführer eines Geleites. Treue und Folgsamkeit gegen solche Anführer galt für eine — in der Uebernahme zwar freie, aber nach derselben sehr heilige — Pflicht.

II. Die Priester. Der Teutsche — in den ältesten Zeiten schon religiös — erkannte die Priester als die Ersten des Volkes. Sie geboten Ordnung und Stille bei den allgemeinen Versammlungen, sie beschworen die Ungewitter einheimischer Fehden, sie gaben den Gerichten das Ansehen, sprachen den furchtbaren Kirchenbann aus, und vollstreckten die im Namen Gottes gefällten Bluturtheile (da einem blos menschlichen Ausspruch der Teutsche getrozt hätte); sie leiteten selbst die Kriegshäupter, ertheilten ihnen durch die Salbung ein heiliges Ansehen, und führten an der Spize der Heermannie die Fahne der Gottheit. Die Druiden, deren grauenvolles Priesterthum uns Cäsar schildert, waren wohl

nur unter den Celten, nicht unter den Teutschen hausend. Beide aber hatten Priesterinnen, denen der Volksglaube besondere Heiligkeit und übernatürliche Gaben lieh. Auch die Barden, die Sänger der Andacht und des Krieges, waren Priester; ihre Lieder erweckten das Heldenfeuer, begeisterten für Freiheit und Vaterland.

Das Religionssystem der Teutschen (oder überhaupt der nordischen Nationen, denn die Grundzüge desselben scheinen bis in den tiefsten Norden und zum Theil in Westen dieselben gewesen zu seyn) trägt, so weit es uns bei dem auf ihm ruhenden Dunkel erkennbar ist, die allgemeinen Charaktere des Fetischmus, der Menschenvergötterung und im geringern Maß auch der Bilderverehrung an sich. Ebenso hat es Feste, Opfer und Orakel, endlich auch die Annahme böser Gottheiten mit andern Religionen gemein. Die oberste Gottheit, Alfadur, scheint, eben weil sie zu erhaben für roh sinnliche Menschen ist, weniger Verehrung als die untergeordneten Götter und Göttinnen, vorzüglich als die Götter im Heldenhimmel, erhalten zu haben. Aus dem Namen der Asen, den jene Heldengötter mit Wodan oder Odin, ihrem Oberhaupt, führen, hat man geschlossen, daß es asiatische Heroen seyen, welche Muthmaßung wir auf ihrem Werthe beruhen lassen. Wichtiger ist für uns die Bemerkung, daß auch die Teutschen an der dem Menschen zum kostbarsten Erbtheil gegebenen Hoffnung der Unsterblichkeit sich aufgerichtet, jedoch ihre Idee vom künftigen Leben, wie allenthalben nach ihrem Leben hienieden gemodelt haben.

Sitten der Teutschen.

III. Die Sitten. Die Teutschen lebten in unverderbter Natureinfalt, und bedurften darum weder künstlicher Einrichtungen, noch geschriebener Geseze. Kaum kannten sie noch — zumal die suevischen Stämme — Privateigenthum auf Grund und Boden; der Ackerbau war höchst dürftig; aus den Erträgnissen der Jagd und der Viehzucht wurden die wenigen Bedürfnisse ohne Mühe befriedigt; an Raum zur unstäten, zwangslosen Lebensweise, auch wo sie Ländereien austheilten, zu mehr als voller Befriedigung aller Familien, fehlte es in ihrem weiten Lande nicht. Sie waren ohne Industrie, ohne Gold und Silber (außer was durch den kleinen Verkehr an den Grenzen herein kam), folglich ohne Handel, und hatten nach allem Dem einen langen Coder über „Mein und Dein" nicht nöthig. Die Schlichtung der aus so einfachen Verhältnissen etwa entstehenden Zwiste mochte der

natürlichen Billigkeit ungelehrter Richter, ja wohl der Parteien selbst, überlassen bleiben.

In Ansehung der übrigen persönlichen, vorzüglich häuslichen, Verhältnisse galten die Sitten statt der Geseze. Der Teutsche war König in seinem Hause, aber er mißbrauchte seine Herrschaft nicht. Der erwachsene Sohn wurde selbstständig, aber die Natur lehrte ihn kindliche Treue. Die Frau war das Eigenthum des Mannes (mitunter hatte er sie gekauft oder geraubt), dennoch ehrte er sie — was Barbaren selten thun — horchte sogar ihrem Rath, strebte nach ihrem Beifall, und hielt die Treue. Das Weib vergalt ihm mit keuscher Liebe und hohem — vielleicht etwas zu männlichem — Sinn. Es waren Strafen auf den Ehebruch gesezt, aber selten gab es Fälle der Anwendung. Vielweiberei erlaubten sich nur die Vornehmeren, und Dieß mehr der Familienverbindung, als der Lust willen. Der Naturtrieb wurde nicht vor der Zeit erweckt; darum erhielt sich die Kraft, und vererbte sich. Die Knechte — meist waren es kriegsgefangene Feinde, oft auch durch Vertrag Leibeigene — erfuhren eine milde Behandlung, und lebten fast wie die Herren; nur war auf die Tödtung des Knechts geringere Strafe, als auf jene eines Freien gesezt.

Auch außer seinem Hause, gegen die Markgenossen und gegen Fremde, war der Teutsche wohlwollend und rechtlich. Gastfreundschaft, Treue und Wahrheit, Ehrfurcht vor dem Alter, der Tugend, der Würde zierten seinen Charakter.

Endlich, so los die bürgerliche Vereinigung der Teutschen war, mit vollem Herzen hingen sie an der gemeinen Sache. Bei der unbeschränkten Freiheit der Stimmengebung faßten sie meistens einmüthige Beschlüsse, und für's Vaterland und die Freiheit gaben sie willig das Leben hin.

Freilich hat solcher niedere Kulturstand auch seine unvermeidliche Schattenseite. Wie viele Anlagen, wie viele Kräfte bleiben unentwickelt oder unbenüzt, wo nur die allgemeinsten Bedürfnisse die Thätigkeit aufregen, und das Reich der Ideen dem Geiste verschlossen ist! — Der Teutsche verträumte den größten Theil seiner Tage in freudenloser Unthätigkeit; aber wiewohl er die Arbeit scheute, die ihm knechtisch dünkte, so konnte er doch bei dem Gefühl seiner Kraft in träger Ruhe keine Befriedigung finden. Die Leere auszufüllen, die ihm lästig war, ergab er sich mit Leidenschaft dem Trunk und dem Spiel.*

* Ihr Getränke war Bier. Die Römer führten ihnen Wein zu: und so leidenschaftlich begehrten die Teutschen darnach, daß Domitianus verbot, in den Rheinlanden Wein zu pflanzen, weil er die Teutschen zu Einfällen reizte. Die Sucht der Glücksspiele (aber auch die Rechtlichkeit) drückte sich durch den

Aus gleicher Quelle floß die Neigung zur Jagd und zum Krieg. Jene war nicht minder Zeitvertreib als Nahrungszweig, und dieser mochte für die edelste Jagd gelten. Vorzüglich als Aufregung der Thätigkeit wurde der Krieg geliebt. Aber es kam noch dazu das Verlangen nach Ruhm, nach Beute, nach Rache, wodurch die Neigung zum Krieg zur herrschenden Leidenschaft des Teutschen ward. Der Teutsche, sonst so rechtlich in den gemeinen Handlungen des Lebens und im Frieden, hielt Alles für sein, wessen er durch die Stärke der Faust jenseits seiner Gau- oder Landgrenzen sich habhaft machen könne. Er glaubte, wer keinen Feind erschlagen, sey nicht der Freiheit werth. Daher, wenn auch die Nation nicht Krieg führte, fast unablässig in Geleiten oder in Privatfehden, auswärts oder im Lande, gekämpft wurde. Die Waffen machten den Stolz, die Freude, die stete Begleitung des Teutschen aus. Bei den Volksversammlungen, wie bei den Trinkgelagen erschien er bewaffnet, seine Tänze waren Waffentänze, und als todt bekam er die Waffen mit in's Grab. Doch führten die meisten Krieger blos unbehilfliche Spieße, Streitärte und dünne Pfeile. Ein schlechter Schild war ihre Vertheidigungswaffe. Die Vornehmsten hatten Helm und Küraß, die Gemeinen ein fliegendes Kriegsgewand. Und diese halb nackten und nur halb bewaffneten Barbaren, ohne Kriegszucht und Taktik, schlugen die Legionen, die Sieger der Welt.

Geschichte Asiens.

Parther.

Da ein Theil der Geschichte Asiens schon in der römischen Geschichte enthalten, ein anderer aber unwichtig oder dunkel ist, so bleibt uns für jezt blos die Ergänzung der parthischen und persischen Geschichte und ein Blick auf Sina übrig.

Ungeachtet die Parther nach der Niederlage des Crassus den Orient geschreckt, zum Theil verwüstet; ungeachtet sie noch während des Triumvirats glücklich gegen die Römer gestritten hatten, so wurden sie doch durch den imponirenden Anblick der unter Augustus vereinigten Macht, mehr noch durch innere Zerrüttung und Aufruhr, bewogen, den Frieden zu suchen. Phraates IV. gab darum die Fahnen des Crassus an Augustus zurück,

Zug aus, daß der die Freiheit über Alles liebende Teutsche doch oft in der Leidenschaft seine eigene Person auf einen Würfel sezte, und wenn er verlor, geduldig ein Knecht ward.

und begnügte sich mit der Grenze. Die glorreichen Tage Parthiens waren vorüber. Die Kriege gegen Rom begannen abermals und dauerten, jedoch abgebrochen, fort. Armenien war meistens der Zankapfel; Rom behauptete seine Ueberlegenheit.

Später brachte Trajan Parthien dem Untergang nahe. Mit den Waffen in der Hand drang er den gebeugten Parthern einen König nach seinem Willen auf, und behielt die Länder bis an den Tigris für sich. Nach seinem Tod huldigten die Parther dem alten König wieder, welchen Trajan vertrieben, und Hadrians Mäßigung bestimmte abermals den Euphrat zur Grenze. Dennoch erholte das Reich sich nicht. Die Grundmängel der Verfassung und die Ausartung der herrschenden Familie verhinderten es. Parthien war seiner Auflösung nahe, aber eine unerwartete Revolution gab ihm Kraft und Furchtbarkeit wieder.

Mittleres persisches Reich.

Unter der Regierung des Kaisers Alexander Severus erhob gegen Artabanus IV. der Perser Ardschir Babechan (Artaxerxes) die Fahne des Aufruhrs; entsprossen aus der Hefe des Pöbels, und im Ehebruch erzeugt nach Einigen, nach Andern ein ächter Nachkomme des alten persischen Königsstammes. Er selbst, als das Glück seine Empörung begünstiget, und ihn durch den Gewinnst einer dreitägigen Schlacht, worin Artabanus fiel, auf den Thron gesezt hatte (226), nahm den Stolz und die Sprache, auch den Titel des „Königs der Könige" an, und erklärte sich für berufen, die Religion und das Reich des Cyrus in ihrer alten Herrlichkeit zu erneuen. Fünfthalbhundert Jahre gebot sein Stamm (die Sassaniden) über Mittelasien, bis auf die Zeiten der arabischen Herrschaft.

Artaxerxes, ungeachtet die Satrapen und der zahlreiche Adel, und dessen herrisches Verhältniß zum leibeigenen Volke blieben (im Grunde eine polnische Verfassung), erdrückte doch mit starker Hand den Geist der Empörung, so wie die einzelnen Reste der griechischen Freiheit, und tilgte durch Wiederherstellung von Zoroasters Lehre den Samen gefährlicher Parteiung.

Und mit der ganzen Macht seines großen neubegeisterten Volkes stürzte jezt Artaxerxes über die Römer. Eine stolze Gesandtschaft hatte zuvor in übermüthigem Ton die Rückgabe aller Länder gefordert, welche einstens in Asien und Afrika zu Darius Reich gehöret. Alexander Severus, bei solcher Gefahr, rückte mit drei Heeren gegen die Perser. Der Krieg war blutig, beiderseits verlustvoll, doch ohne Entscheidung.

Artaxerxes, der Stifter, der kraftvolle Beherrscher und

weise Gesezgeber des (mittlern) Perserreiches, starb nach zwölfjähriger Regierung (238).

Sein Sohn Sapor I. unterwarf sich Armenien, auf dessen Thron eine Nebenlinie des arsacidischen Hauses saß, und schreckte den ganzen römischen Orient. Valerianus zog gegen ihn, wurde umzingelt und gefangen (260). Das stolze Antiochien mit vielen andern Städten erfuhr eine schreckliche Verheerung; viele blühende Länder wurden zur Wüste gemacht. Aber des palmyrenischen Odenatus Tapferkeit und Glück nöthigten Sapor, zurück über den Euphrat zu gehen.

Ueberhaupt war die persische Kriegsmacht mehr zur Ueberschwemmung der Länder als zu deren Behauptung geschickt. Die Perser verstanden die Belagerungskunst und jene der Befestigung nicht, und hatten keine regelmäßige Taktik. Ein großer Troß erschwerte die Bewegungen, so wie die Verpflegung der Heere, und in Gebirgsgegenden vermochten sie gar Nichts gegen die abendländischen Völker.

Die Ueberlegenheit der römischen Waffen wurde vorzüglich in dem Kriege Diocletians sichtbar. Armenien, welches den von Rom geschüzten arsacidischen Flüchtling Tiridates als König aufgenommen, zog die Rache des Perserkönigs auf sich, und, nach Wiedereroberung des Landes, drohte Narses den Beschüzern des Rebellen. Diocletian sandte den feurigen Galerius mit einem starken Heer nach Mesopotamien. Im ersten Feldzug stritt Dieser unglücklich, im zweiten glücklich wider die Perser. Der gebeugte Narses bat um Frieden, und erhielt ihn gegen Abtretung von Mesopotamien und von fünf Provinzen jenseits des Tigris, worunter das merkwürdige Gebirgsland Carduene. Tiridates bekam Armenien, unter römischer Hoheit (297).

Vierzig Jahre währte dieser für Rom so glorreiche Friede. Aber Sapor II. übte Vergeltung. Zweiundsiebzig Jahre dauerte das Leben und die Regierung dieses als König geborenen Prinzen (308 bis 380). Sobald er das männliche Alter erreicht hatte, schlug er mit starkem Arm seine und des Staates Feinde nieder, und eröffnete gleich nach Constantinus M. Tod den Krieg gegen das römische Reich. Er drang in Mesopotamien, und schlug in neun blutigen Schlachten die Heere des Constantinus. Fast durch die ganze Regierung des Constantinus dauerte der Krieg mit Rom, nur einigemal durch kurzen Stillstand unterbrochen, wozu nicht die Macht des Kaisers, sondern die Einfälle der scythischen Horden den König nöthigten. Wie glücklich Sapor den erneuerten Krieg gegen Julian geführt, und wie Jovian die von Galerius gewonnenen Provinzen sammt den wichtigsten Grenzfestungen zum Preis des Friedens gegeben, ist oben in der

römischen Geschichte erzählt (363). Es war ein schwerer Preis, doch erhielt Vorderasien dadurch Ruhe auf längere Zeit.

Indien und Sina.

Indien und Sina blieben durch diesen ganzen Zeitraum, und noch viel länger, in ihrer schon früher geschilderten Gestalt. In Sina finden wir zwar eine Folge verschiedener Dynastien. Aber wer möchte sein Gedächtniß mit den Dynastien Tong-Shebu, Ta-Tsin, Hehu-Tsin, Han (Si-Han und Tong-Han, die westlichen und östlichen Han), Goeh, U, Tsin, Song u. s. w. belasten? —

Doch wollen wir des mächtigen Tschi-Hoang-Ti, Stifters der Linie Hehu-Tsin (3736, 247 v. Chr.) gedenken. Derselbe vereinte das vor ihm vielgetheilte Sina von Neuem zu einem Reich, beherrschte es viele Jahre lang, vollendete die große Mauer, und hatte ein ächtes Despoten-Talent. Die heiligen Bücher der Sinesen, welche Sachen enthalten mochten, die seiner Usurpation ungünstig schienen, ließ er alle verbrennen, und verfolgte ihre frommen Vertheidiger mit blutiger Strenge.

Schon der Enkel Tschi-Hoang-Ti's verlor die übel errungene Herrschaft und im Aufruhr das Leben. Sina zerfiel abermals in kleinere Reiche, aber Liehu-Pang (3776), ein Räuber, dann Feldherr, endlich Kaiser und „Himmelssohn,“ vereinte sie wieder, und stiftete die mächtige und länger dauernde Dynastie Han. Der politische Einfluß Sina's wurde unter derselben in Westen erweitert. Später kommen wieder drei streitende Reiche (Tschenkue), noch später ein südliches und ein nördliches vor. Ueber das lezte herrschten seit dem Ende des vierten Jahrhunderts tartarische oder mongolische Eroberer, welche von der Nähe des Sees Baikal ausgegangen.

Inhalt des ersten Bandes.

Zweiter Zeitraum.

Von Cyrus bis Augustus (J. d. W. 3425—3953).

Römische Geschichte.

Erste Abtheilung.

Zweite Abtheilung.

Zeitraum der punischen Kriege.

Dritte Abtheilung.

Zeitraum der Bürgerkriege.

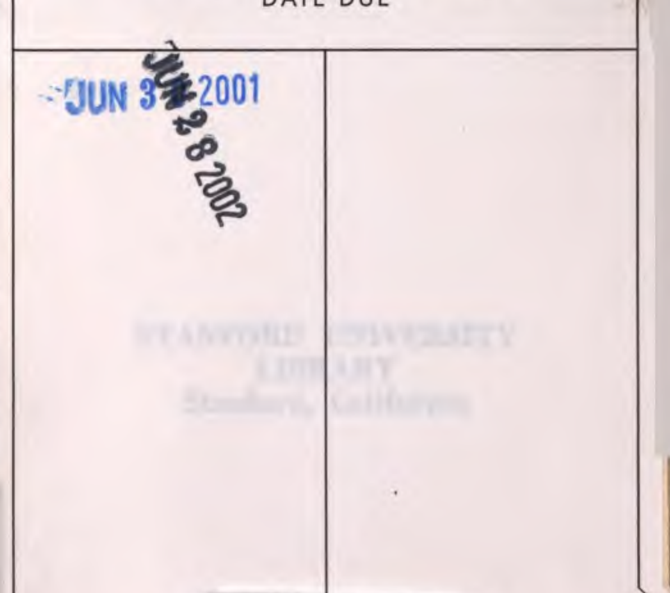


Wilhelm Niederprüm

von

Bitburg


Stanford University Libraries
3 6105 011 922 262


JUN 3 2001
JUN 28 2002

